3 1761 05237716 5

88

361/149

492/457/188

Reden

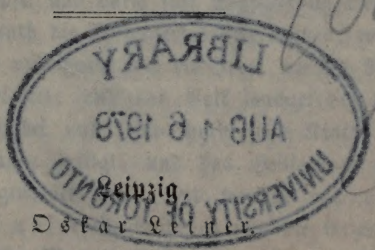
wider den Unglauben

gerichtet

an alle denkenden Israeliten.

Von

Dr. Ludwig Philippson.



Leipzig,
Oskar Leiner.
1856.

BM
648
P5

924

LIBRARY
AUG 16 1978
UNIVERSITY OF TORONTO

Erstes, allgemeines Wort.

„Auf meinem Lager, in den Nächten, sucht' ich den meine Seele liebt, ich suchte ihn, bis daß ich ihn gefunden, den meine Seele liebt." (H. L. 3, 1. und 4.)

Die Erinnerung an die in längst vergangener Zeit errungenen Siege, so gern wir uns der Freude an derselben überlassen, enthält dennoch für das gegenwärtige Geschlecht auch ein trübes, niederdrückendes Gefühl. Wir sehen da ein schwaches Völklein vor dem Machtgebot eines fremden Weltherrschers, sich vor seinem goldenen Götzen niederzuwerfen, nicht zurückweichen, vor eines Tyrannen Schwert, das die Ueberzeugung, die Anhänglichkeit an den väterlichen Glauben mit Gewalt ausrotten will, sich nicht beugen; wir sehen eine kleine Heldenschaar kühn erscheinen zum Kampfe, und durch ihre Begeisterung die Menge durch ihren Löwenmuth die Kriegeserfahrung ersetzen, wir sehen sie siegen, kämpfen und siegen um die Idee, um die Religion, um die Selbstständigkeit, und das Volk jauchzet den Siegern zu und fällt ihnen bei und leiht ihnen seine Kraft, bis der Feind aus dem Lande getilgt, und das Heiligthum gerettet' hergestellt, wieder geweihet war. Und wenden wir nun von da unsern Blick auf unser Geschlecht, o und die Erschlaffung, die Leere, o und dieser Mangel an jeder begeisternden Idee, an jedem zündenden Glauben, an jedem tiefern Ergriffen- und

Durchschauertsein entgegnet den Blick, wie so immer mehr und mehr aus Herz und Vernunft alle erhebende Regung abstirbt, Herz und Vernunft immer mehr gleich früher glühendem Erz erkaltet, und Alles nur um das Eine, das Eine, das Ringen um das tägliche Brod, das Streben um Hab' und Gut sich dreht, vor diesem Verlangen Alles zurückweicht, vor dieser Rücksicht Alles schweigt — fürwahr! dann hat die Erinnerung an einen frühern Sieg, an einen Makkabäersieg nur des Niederdrückenden, des Beschämenden, des Betrübenden Vieles.

Und was ist es, warum unsre Zeit also geworden und immer mehr wird, daß aus den Greisen die Weisheit, aus den Jünglingen das Feuer geschwunden, daß von Kindesbeinen an der junge Mensch nur zu Einem erzogen, und auf Eines gedrängt wird: „erwirb dir dein Brod und genieß es, das ist die Hauptsache, alles Andre Nebending, eitel" — was ist es? **Weil die Welt ihren Gott verloren,** weil die Menschenwelt ihren Gott verloren . . . ihren Gott verloren? Schreckliches Wort! Kennt Ihr die Bedeutung, den ganzen, vollen Sinn dieses Schreckenswortes? Gott verloren, — und diese Welt um uns, ihre Ordnung, ihr Leben und all' ihre Herrlichkeit ist nur die gleißnerische Hülle des Todes, ist nur eine Maske des Chaos, des Abgrundes, darin sie verschlungen wird — Gott verloren, und das Recht ist nicht mehr Recht, und Tugend nicht mehr Tugend, und Erkenntniß Wahn, und Liebe Selbstsucht, und Erbarmen Eigennutz, Alles, Alles hat seinen Grund und Boden, auf dem allein es bestehet, Gott, verloren, ist willkührliche Annahme, und schwebt in der eiskalten Luft, und die ganze Menschheit ist nur eine Sammlung von so und so vielen Nahrung suchenden und verzehrenden Individuen — Gott verloren, und das Leben gähnt uns an als das Schreiten zum Nichts, und der Gottesacker ist die wahre Wiege der Menschen, nämlich zum Nichts. O, wollet doch die Sache scharf in's Auge fassen und des Mummenschanzes entkleiden — wollt Ihr das Eine, müsset Ihr auch das Andre wollen — habt Ihr Euren Gott verloren,

so habt Ihr Nichts und seid Ihr Nichts, so sehr Ihr Euch sträubet. . . .

Und wollet Ihr sagen: wir haben Ihn nicht verloren — so sehet Euch um: der Eine klammert sich an alte, überkommene Formen, deren Geist und Leben aber ihm entwichen ist, deren Geist und Leben er nicht mehr kennt und fühlt, aber er hält sie fest, und glaubt Gott darin zu haben; der Andere, und das ist die ungeheure Mehrzahl, überläßt sich dem Strom des Lebens und schwimmt auf dessen Oberfläche nieder, wohin sie fließt, unbesorgt, unbekümmert, wenn er nur schwimmt; was droben in der Höh', was drunten in der Tiefe, das kümmert ihn nicht, wenn er nur schwimmt; der Dritte erklügelt sich seinen Gott, und glaubt Wunder was, wenn er einen Strohhalm oder einen niederhängenden Weidenstrauch am Ufer ergriffen, statt daß er auf demselben sicher stehen könnte; der Vierte klügelt sich seinen Gott hinweg, und bläht sich auf und thut sich groß: ich, ich bin es, ich glaub' an Nichts, der Geist mit all' seinen unräumlichen Gedanken, seinem Forschen und Erheben, der Geist, was man so nennt, ist nur eine Gehirnfaser, das Herz mit seiner Fülle von Liebe, von Freud' und Trauer, von Andacht und Schauer, das Herz, was Ihr so nennt, ist nur ein klopfender Muskel; freilich, woher diese Gehirnfaser zu diesen Gedanken, woher dieser klopfende Muskel zu seinen hohen und heißen Gefühlen gekommen, dieses Wunder können sie Euch nicht sagen, da verstummen sie — der Gott, sagen sie, der Gott, der die Welt gedacht und geschaffen, dieser Vater der Wesen, dieser Lenker der Geschicke, diese Leuchte in der Nacht, dieser Tröster in der Noth, dieser Helfer in Bedrängniß, diese unendliche Liebe, der die Liebe gezündet in uns, dieser Gott, sagen sie, was Ihr so nennt, ist nur die Natur, ist nur, die Dinge selbst, also Stein, Erde, Holz, Fleisch und Bein, Mond und Sonne, o die Götzendiener in modernem Gewande; freilich, woher dieser Stein geworden, diese Pflanze erblüht, dieses Fleisch lebt, dieser Mond wandelt, diese Sonne leuchtet

woher, woher, diese Wunder können sie Euch nicht sagen, da verstummen sie — — also ist die Jetztzeit, das ist das lebende Geschlecht! — Aber jene flammende Begeisterung für Gott, jenes Voll- und Durchdrungensein von Gott, jene unerschütterliche Ueberzeugung in Gott, die da Nichts, Nichts weiß, als durch Gott, vor der Alles Staub ist außer Gott, die Ihn hört in jedem Laute der Natur, Ihn schaut in jeder Wendung des Geschickes, vor Allem Ihn gewahrt in jeder Regung unseres Herzens, in jedem Aufschwung unsres Geistes, jene Weihe, Schauer, Läuterung, Sehnsucht und Befriedigung — sie sind verloren gegangen der Menschenwelt, sie sind jetzt auch verloren gegangen in Juda, ihrer ältesten und längsten Wohnstätte, und so hat die Welt ihren Gott verloren, und darum ward sie so leer und arm und verzweifelnd, und darum ist Alles nur des einen Eifers um die Existenz, um das tägliche Brod, um Erwerb und Genuß voll, und darum hat auch die Erinnerung an Siege vergangener Zeiten nur des Niederdrückenden, des Beschämenden in sich.

Und dennoch, wenn wir von jenen Siegen auf uns sehen, und uns beschämt, niedergedrückt fühlen, so blicken wir von uns auf jene Siege hin, und werden aufgerichtet. Wisset, Das ist das Eigenthümliche in der Menschenwelt, Das war auch von jeher in Israel heimisch, daß Druck Gegendruck, daß Erniedrigung Erhebung, Erschlaffung neue Belebung, Sinken Steigen hervorruft. Das gewahren wir, daß, wenn eine Zeit alle Kraft, alle Mächtigkeit des Inhalts und des Strebens verloren hatte, gerade auf diese eine andere Zeit folgte, welche mit außerordentlicher Energie sich erhob, einen neuen Aufschwung, eine Selbstüberwindung und Aufopferung mit sich brachte, die alles Frühere überwand und mit neuer Stärke und neuem Glanze zum Höchsten und Edelsten sich erhob. Das lehrt uns auch jener Makkabäersieg. Nach dem kurzen Aufschwung, den die letzten Propheten, den Esra, Nehemia, die Männer der großen Versammlung hervorgerufen, war Juda in eine große Erschlaf-

fung versunken; unterthan den Persern, ein Spielball zwischen den Aegyptern und Syrern, ließ es Alles über sich ergehen, was Jene wollten. Und als Antiochus Epiphanes seine freche, tempelschänderische Hand ausstreckte, es schwieg; als er Greise, Frauen und Kinder, die noch standhaft geblieben, marterte und mordete, es sah zu; als er die Tora verbrannte und Sabbat und Bundesake bei Todesstrafe verbot, es rührte sich nicht. Wer hätte es da nicht für verloren geglaubt, für reif, für nahe dem Untergange — und siehe, nur kurze Zeit, und der Tyrann war vernichtet und das Land frei, und Juda selbstständig, und der Tempel gereinigt, und die ewige Leuchte ergoß ihre Strahlen wieder, und es war eine Erhebung und ein Feuer in Israel, wie kaum jemals wieder. Und fürwahr, dieselbe Menschheit und dasselbe Juda ist noch heute — und kein Verfall, und keine Fäulniß ist so groß, daß nicht neuer Aufschwung, neue Mächtigkeit, neues Leben darauf folgen könnte, ja folgen müßte, gerade weil jene Zeiten und Zustände vorangegangen, in denen nicht die Menschheit, nicht Israel verbleiben, die sie auf die Länge nicht ertragen können. — Und sehen wir weiter. Wer hat denn diesen Makkabäersieg bereitet? Waren es die Vielen oder die Wenigen? Es war Mattathias, der greise Priester, er begeisterte seine fünf Heldensöhne, sie begeisterten ihre nächsten Genossen, diese begeisterten ihre Freunde, und als erst diese Hunderte sich aufgerafft und erstanden waren, da schwollen sie bald zu Tausenden und dann zu Zehntausenden, und dann floß das heiligende Feuer durch alle Adern und alle Glieder Israels. „Wer ist wie der Ewige!“ erscholl es von allen Lippen, tönte es in allen Herzen — und es war vollbracht, das erschlaffte Israel war wieder erstanden, das geknechtete, niedergetretene erhob sein Haupt wie nie, es stand da, das alte, ruhmreiche, in Gott starke und unüberwindliche Juda. Und also, m. Fr., bedarf es, eine neue Zeit zu bringen, nicht der Vielen, der Myriaden; seien es Wenige, aber Gottes ganz voll, der Funke zündet und wird zur Flamme. Wir brauchen nicht zu fragen: wie soll in diese blöde, abge-

storbene Masse ein neuer Geist gerathen? Lasset ihn nur da sein unter der Waltung Gottes, lasset ihn sein Wehen nur beginnen unter der Fügung des Höchsten, und aller Staub verwirbelt, und alle Geister werden ergriffen und erfüllt. Deß ist uns der alte Makkabäersieg eine Bürgschaft.

Wir sagten: die Menschenwelt hat ihren Gott verloren — aber sie hat ihn nicht verloren auf immer. Das ist nur ein Geschlecht und eine Zeit. Sie kann ihn wiederfinden, sie wird ihn wieder suchen und finden, dieweil Er immer bereit ist, sich wiederfinden zu lassen. Aber wir müssen ihn suchen; und worauf wartet Ihr, um ihn zu suchen? Wartet Ihr, Einer auf den Andern? Es ist Jeder berufen. Du lebst nur einmal auf diesem Erdball. Also Du, ja Du da, und Du da mußt ihn suchen. Gehörst Du zu denen, die an den alten, überkommenen Formen der Religion hangen, wohl, so such' ihn auf in denselben, frage, was diese Form sollte und soll, vollziehe sie nie ohne zu denken, warum und wozu sie vollzogen wird; nicht die Furcht, und nicht die Gewohnheit müssen Dich treiben, sie zu vollziehen, sondern das Bedürfniß, Gott in ihnen zu begegnen, und durch sie zu Ihm geleitet zu werden. Gehörst Du zu denen, welche auf der Oberfläche des Stromes treiben, ohne zu bedenken, was sie sollen und wollen — strebe heraus, frage Dich, woher Du gekommen und wohin Du gehst, laß Dich die Furcht vor den Dingen über Dir überfallen, mach Dir bewußt, daß Du zur Rechenschaft gezogen werdest, daß Ernst und Inhalt in Dein Leben kommen müssen, und daß es nicht genug ist, erworben und verzehrt zu haben. Gehörst Du zu denen, welche sich einen Gott erklügeln, welche sich selbst überhebend auf eigenen Füßen zu stehen vermeinen, o erkenne Deinen Wahn; nimm die vier Jahrtausende zu Hilfe, die doch allein Dir Deinen Gott gegeben, erkenne es an, daß Du ihn doch nur von ihnen hast, fliehe zum Buche der Lehre, das ohne Dein Wissen Dich hält und stützt; blick in Dein Herz, das mehr als all Deine Vernunft den Gott der Liebe fühlt und kennt; und bist

Du zurückgegangen zu all den Quellen, woraus die Gotterkenntniß uns erfließet, dann erst wirst Du befriedigt sein und nicht wanken. Gehörst Du aber, Unglückseliger, zu Denen, die sich ihren Gott hinwegklügeln, die den Stoff zum Geiste, die todten Dinge zum Gott machen — geh noch einmal zurück, dieweil es Zeit ist, gehe den Weg noch einmal, den Du zurückgelegt, nachdem Du nun weißt, wohin er führt, vor Allem sei wahr vor Dir selbst, lege den hochmüthigen Dünkel, den Ehrgeiz, klug und ein Denker zu sein, ab, weise die Phrase, das Wortgeklingel von Dir, sprich: indem Du leugnest, straft Dich Dein Inneres nicht selbst Lügen? indem Du die Hoffnung des Heils, der Unsterblichkeit, der Erkenntniß jenseits des Grabes Dir abschneidest, hoffst Du nicht in den geheimen Winkeln Deines Herzens, daß es doch nicht also sein möge, daß Du unsterblich seiest? Ha, Du, der Du den Geist läugnest, wie kannst Du denn wagen zu läugnen, da Du nach Dir selbst keinen Geist hast? Wenn es die Faser Deines Gehirns ist, warum vertraust Du Dich denn dieser Faser an? Nicht doch, folge den Verführern der Jugend nicht, die selbst heucheln. Aus Etwas kann niemals Nichts werden: also, bist Du, so bleibst Du. Und weil Du bleibst, so suche Den, durch den Du bist und bleibst, such' ihn auf, weil Du ihn verloren hast, suche ihn zur rechten Zeit, warte nicht, bis Dich die Schrecken der Nacht, die Schrecken des Unglücks, die Schrecken des nahenden Todes überfallen. . . .

Nein, lasset uns Allesammt die Wege des Unglaubens verlassen, wo wir stehen, von da aus lasset uns streben, bis daß wir voll sind Dessen, der spricht: „Erkennet jetzo, daß Ich, Ich es bin, daß Ich tödte und Ich belebe" — (5 M. 32, 39), lasset uns streben und ringen, bis daß wir von uns sagen können:

„Auf meinem Lager, in den Nächten sucht' ich den meine Seele liebt, ich suchte ihn, bis daß ich ihn gefunden, den meine Seele liebt".

Zweites, dogmatisches Wort.

„Und Gott redete zu Mosche, und sprach zu ihm: Ich bin der Ewige. Ich bin aber erschienen dem Abraham, dem Jizchak und dem Jakob als Gott der Allmächtige, doch in meinem Namen Ewiger bin ich ihnen nicht bekannt geworden."
(2 M. 6, 23.)

Was heißt das? Nichts Anderes als: jene Väter standen auf der Stufe der Gotteserkenntniß, auf welcher Gott verehrt wird als El Schaddai allmächtiger Gott, El Eljon allerhöchstes Wesen, Kone Schamajim waarez Schöpfer des Himmels und der Erden — aber erst durch die Verkündigung durch Mosche erreichte Israel die Stufe der Gotteserkenntniß, wo Gott erkannt wird als Ehje ascher ehje „ich werde sein, der ich bin", oder יהוה wie es in Einen Namen zusammengefaßt heißt, als „der war, der ist, der sein wird", der Ewig-Unveränderliche Und so finden wir in der That an allen wirklich bedeutungsvollen Stellen des ersten B. Mosche, und wo die Nennung Gottes von besonderm Gewicht ist, El Schaddai *), so daß überall anderswo daselbst ה׳ dem Berichterstatter, Mosche selbst, zugehört. So nennen, da der Verfasser des Buches Jsob diesen und seine Freunde als vor Mosche bezeichnen will, die Redenden Gott (mit weniger Ausnahme, wo der Affekt hinreißt,) stets Schaddai während in dem erzählenden Theile Gott ה׳ genannt wird. Jeden-

*) 17, 1. 35, 11. 28, 3. 43, 14. 48, 3. 49, 25., während es in den übrigen Büchern Mosche nirgends mehr vorkömmt, außer in der Rede Bileams 4 Mos. 24, 4. 16.

falls tritt es zu großer Bedeutung entgegen, hier eine so tiefsinnige metaphysische Unterscheidung zu finden, die uns nicht blos Wort bleiben darf, die wir näher erforschen müssen.

Was heißt: Allmacht? Nichts Anderes als: die Summe aller in der Welt vorhandenen Kräfte. Da nun aber Nichts, was da ist, durch sich selbst entstanden sein kann, da Alles, was da ist, eine Ursache haben muß — ein Axiom, das uns eingeboren ist, das nicht zufällig aus Erfahrung und Assoziation der Vorstellungen hervorgegangen ist, sondern immanent und eingeboren unserm Geiste ist, so daß dieser gar nicht von ihm sich trennen kann *) — so kann auch irgend eine Kraft in irgend einem gewordenen Dinge nicht durch sich selbst entstanden sein, sondern sie muß, aus einer höhern und höchsten Kraft erflossen, in eine höhere und höchste Kraft aufgehen. Diese höchste Kraft nun, aus der alle vorhandenen Kräfte in den Wesen geworden, welche sie in die Wesen hineingelegt hat, und ihnen wieder entziehet, das ist die Allmacht, die Urkraft aller Kräfte, von der der Psalmist sagt (104, 29, 30.): „Du birgst Dein Antlitz sie verschwinden; nimmst ihren Odem, sie verscheiden, zu ihrem Staube kehren sie zurück; Du sendest Deinen Odem, sie werden geschaffen, und Du erneust der Erde Angesicht." —

Aber wie? sehen wir nicht alle Wesen und die in ihnen

*) „Das Geschäft der Vernunft ist es, den Kausalnexus zwischen mehren durch einzelne Urtheile ausgesprochenen Verhältnissen aufzufinden, und sie thut dies durch die uns eingeborne Idee vom Grunde. Die Idee des Kausalnexus ist nämlich durchaus nicht eine zufällig aus der Assoziation der Vorstellungen entstandene. Ich mag mir diese kombiniren, wie ich will, mag aus ihnen abstrahiren, mag mir ihr stetes Miteinander und Nacheinander vorhalten, wie ich will, daraus entsteht immer noch nicht der Gedanke an Ursache und Wirkung, an Grund und Folge; aus dem post hoc würde in mir nie das propter hoc entstehen, wenn mir nicht schon a priori der Gedanke des nothwendigen Grundes eingepflanzt wäre." S. Psychologie im Handwörterbuch der Physiologie von Rud. Wagner, B. II. S. 769. Es bestätigt sich dies durch den einfachsten Blick auf die Kombinationen des kindlichen Geistes.

waltenden Kräfte einer beständigen Flucht anheimgegeben? Sehen wir nicht, wie Alles, was da ist, unaufhörlich sich verändert? Nicht blos alle Wesen, die wir heute gewahren, sind in der nächsten Stunde nicht mehr, was sie eben waren; sondern auch Geschlecht folgt auf Geschlecht, Wesenreihe auf Reihe; nicht blos das Gras „am Morgen blüht's, am Abend wird es abgeschnitten", auch auf die Zeder des Libanon, mag sie drei Jahrtausende überstehen, folgt endlich doch die andere Zeder — sondern noch mehr, dieser Erdball, aus seinen Tiefen graben wir Thiere und Pflanzen heraus, welche bezeugen, daß er einst ganz anderer Beschaffenheit gewesen, ganz andere Bewohner getragen; und auf den Spitzen seiner Berge bezeugt das Gestein, daß einst in grauer Vorzeit selbst der Stoff dieser Erde ganz anders gewesen. Und wie diese Erde anders gewesen, so wird sie einst, sei's erst nach Myriaden von Jahren, anders werden, wozu sie langsamm sich wandelt. Und wie diese Erde, so auch all die großen Weltkörper, die Sonnen und Monde allesammt, so zahllos ihre Heere. Wenn aber also Alles, was da ist, ewigem Wandel und Wechsel unterworfen, so schließt das El Schaddai die Allmacht, die Summe aller Wesenkräfte, an sich nicht aus, daß sie selbst sich wandle, daß sie, Veränderliches schaffend, nicht selbst veränderlich sei — wie denn alle Völker der Erde in ihren Religionen wähnten, auch ihre Götter würden einst enden.

Da trat die Offenbarung Mosche's ein, und sprach: nicht also ist es; jene Allmacht, jene Urkraft aller Kräfte, sie ist zugleich der Ehje ascher ehje sie wird sein, die sie ist, sie ist ewig, unveränderlich dieselbige. Und wohl, wenn wir tiefer schauen: wenn die Wesen und ihre Kräfte allesammt sich immerfort verändern, ist nichts, nichts Unveränderliches vorhanden? Allerdings, in ihnen elbst. Denn verändern sie sich etwa nach Zufall, nach Willkür? erändern sie sich heute so, morgen so? Nein, sie verändern sich nach bestimmten, nach unveränderlichen Gesetzen. Wie sie gestern sich veränderten, so, ebenso verändern sie sich morgen; nach denselben Gesetzen werden sie und hören sie auf; nach denselbe

Gesetzen wandelte sich der Erdball, und dieselben Gesetze wirken auf die entferntesten Sonnen und Monde. Ob wir die uralten Berge untersuchen, wir gewahren, daß, als sie wurden, dieselben Gesetze in ihnen walteten; ob wir die Thiere und Pflanzen der Vorwelt erforschen, ganz anders gebaut wurden sie und waren dennoch nach denselben Gesetzen; dieselben Bedingungen brachten stets dieselben Wirkungen hervor. Und ist so das Sein, wie es in den Wesen sich gestaltet, ewiger Veränderung unterworfen, daß Du im nächsten Augenblick nicht mehr trifft, was Du jetzt getroffen, wie „Du niemals in dieselbe Welle hinabsteigst" — so ist in diesem Sein doch ein ewig Unveränderliches, ein ewig Dasselbe, das Gesetz, nach dem es wird, und aufhört so zu sein, ja, in diesem Veränderlichen ist selbst die Unveränderlichkeit, im Wandelbaren ein unwandelbar Ewiges, daß sie sich, und wie sie sich verändern. Und nun, all dies unveränderliche Gesetz, es ist aus dem ewigen Wesen erflossen, von Ihm als wirkender Gedanke in das Sein gelegt; und wie alle veränderlichen Kräfte in dem El Schaddai ihre Urkraft, ihre Summe haben, so hat alles unveränderliche Gesetz des Seins im Ehje ascher ehje seine unveränderliche Quelle. Das ist die höhere Erkenntniß, die uns durch Mosche gebracht wird, die höchste, zu der der Menschengeist emporsteigt — und wie wir unsere Kniee beugen vor dem allmächtigen Wesen, das alles sich Verändernde geschaffen, so erheben wir im Bewußtsein des unveränderlichen Gesetzes die Hände empor zu dem Urquell dessen, dem unveränderlich Ewigen, das wir mit heiligen Schauern יהוה nennen!

Und steigen wir nun von Gott, dem Allumfassenden, in gleicher Betrachtung zu uns selbst herab. Auch wir, die Menschen, die an der Spitze der Erdschöpfung stehen, von denen der Psalmist sagt: „Du ließt ihn des Göttlichen ein Wenig ermangeln, krönteſt mit Ehre und Herrlichkeit ihn" (8, 6) — sind ewiger Veränderung heimgegeben. Nicht bloß diese Erdenhülle, dieser Leib, dieses Kunstwerk, das so gebrechlich und doch so ausdauernd, so zart und empfindlich und doch so zähe und

widerstehend, so fein und doch so kräftig gewoben und gebaut ist — auch der Geist in uns ist steten Wechsels. Erinnere Dich, seit dem erhabenen, von Dir selbst nicht gekannten Augenblick, wo das Bewußtsein in Dir, dem Kinde, erwachte, welchen Entwickelungsgang ist Dein Geist durchschritten! Wie wurde der Funke zum Strahl, der Strahl zum Lichte, das Licht zur Flamme! Erinnere Dich, was ist seitdem Alles durch Dein Herz geflossen, welch Wechsel von Liebe und Haß, von Glück und Trauer; welche Hoffnungen machten Dein Herz höher klopfen, welche Schmerzen rangen in ihm nach Luft und Erleichterung; o eine ganze Welt der Erinnerung liegt hinter Dir! O, entsinne Dich, wie Du das fröhliche Kind, wie Du der unbändige Knabe oder das heitere Mädchen, wie Du der feurige Jüngling oder die schüchterne, und doch so bewegte Jungfrau, wie Du der ernste Mann mit seinem Kreis von Bestrebungen, oder die sorgliche Hausfrau wardst und warst — und welche Ziele Du auch erreicht hast, wie vieles Du los und ledig geworden: Dein Herz wird nicht aufhören zu klopfen vor Besorgniß, als bis es aufhört zu klopfen; es wird neuen Hoffnungen und Wünschen und Sehnen offen sein, bis daß seine Kammern geschlossen sind auf immer — — — Und nun erst die Flucht der Gedanken, die Flucht der Wahrnehmungen, Vorstellungen, Urtheile, Schlüsse, die nicht blos unser Wachen, die selbst noch unsern Schlaf als wirre Träume durchjagt! — wisset Ihr doch, daß unsern Geist auf einmal nur immer Eine Vorstellung inne hat, und daß von Secunde zu Secunde die Vorstellungen sich ablösen; wisset Ihr doch, wie dieser Geist auch in den verschiedenen Zeiten des Lebens ein anderer ist, wie er im Kindesalter Unmassen von Begriffen in sich aufnimmt, wie er in der Jugend die Schwingen der Phantasie regt, und schafft, wie er im Mannesalter all dies tief durchdenkt und spekulirt, und wie er dann im Alter sich nur noch in dem Kreise des Gewonnenen und Gewohnten bewegt und was in diesem liegt, zäh und eisern festhält — — So erscheint auch der Geist in uns als ein ewig bewegliches,

immerfort wechselndes und sich entwickelndes Wesen, das uns fast in der Veränderung seinen ganzen Bestand zu haben scheint.

Und dennoch, giebt es nichts Unveränderliches, Dauerndes in unserm Geiste? Forschen wir. Fühlen wir nicht tief in unserm innersten Wesen ein Etwas, ein Bestimmtes, das wir allein für unser Selbst halten, auf das wir Alles zurückbeziehen, an dem sich Alles, was uns betrifft, anhält und an einander reiht, dem wir alles Uebrige zuschreiben, selbst unsern Leib, unsern Geist, mit einem Worte, das wir unser Ich nennen, das Ich als den Mittel- und eigentlichen Kernpunkt unsers Wesens und Seins, von dem alles in uns ausgeht, und zu dem Alles in uns zurückströmt, dieses Ich, das ununterbrochen, selbst in unseren Träumen, sich fühlt, sich denkt, sich will? Und tritt nicht gerade dieses Ich als ein besonderes Wesen, der ganzen Welt gegenüber, auf, von Beginn an mit bestimmten Anlagen, bestimmter Richtung, bestimmtem Charakter, die sich zwar ausbilden und entwickeln, in ihren Grundzügen aber dieselben sind und dieselben bleiben, eine bestimmte Persönlichkeit, die von allen anderen sich unterscheidet? Das ist das Unveränderliche, das Dauernde, das Wesenhafte im Menschengeiste, an dem, um das, vor dem all der Wechsel der Gefühle und Gedanken, ja der ganzen Entwickelung vor sich geht. Und wie? indem wir dies wissen oder fühlen, erscheint nicht jeder Mensch allen Andern als eine bestimmte, sich gleich bleibende Person, an der das sich Verändernde nur das Außenwerk ist, über die wir daher ein Urtheil haben, zu der wir uns Etwas versehen, der wir vertrauen oder mißtrauen? — All dies vermöchten wir nicht, sofern der Menschengeist nur veränderlich wäre, sofern in ihm nicht ein Dauerndes, Bleibendes wäre!

Wohl, so ist es sicher, auch in dem Menschengeiste ist ein Ewiges, das unverändert in ihm lebt und webt und sein eigentliches Wesen ist, ein Ich, das nicht erst auf dieser Erde und mit diesem Leibe geworden, und das nicht mit dieser Erde und mit diesem Leibe vergeht. Das ist abermals das Gottebenbild-

liche des Menschengeistes, daß er ein Ich ist, dauernd, bleibend, dem steten Wechsel der anderen, ichlosen Wesen gegenüber; und wie die Welt, die stets veränderliche, und in ihr Gott, nicht blos Schaddai die Urkraft ihrer Kräfte, sondern Ehje das Ewig-Unveränderliche, Quelle der unveränderlichen Gesetze, ist: so ist der Menschengeist nicht blos die Summe der veränderlichen Gefühle, Gedanken und Willen, sondern auch das Ich, das dauernde, das ewige, von dem der tiefsinnige Weise spricht: „Eine Leuchte des Ewigen ist des Menschen Seele, durchforschend alle Kammern des Innern." (Spr. 20, 27.) —

Und gehen wir endlich vom einzelnen Menschen zur gesammten Menschheit über: auch da dieselbe Erscheinung. Wer kennet nicht die ewige Veränderlichkeit in der Menschheit? Das, was wir den Leib der Menschheit nennen können, in einem ewigen Stoffwechsel ist es begriffen. Völker kommen und gehen, Geschlechter gehen auf Geschlechter hin, und jedes mit einem andern Gedanken, mit einer andern Aufgabe, mit einem andern Ziele. Und nicht minder das Innere. Was hat die Menschheit schon für Religionen entstehen und zerstäuben, für Systeme hervortreten und verschwinden sehen; wie viele Ideen sind aufgekommen, und man glaubte das Heil darin enthalten, und mit einem neuen Morgen war es vergangen wie Dunst; da wird bald das Alte immer wieder erneut, und bald veraltet das Neue. So ist die Menschheit wie eine mächtige Strömung, wo Welle auf Welle, Woge auf Woge stürzt — kommt, blitzt und vorüber ist.

Doch wie? in dieser furchtbaren, schäumenden Menschenbrandung giebt es nichts Dauerndes, nichts Unvergängliches? Fürwahr, wir brauchen nicht zu suchen. Es ist ein Fels, um den die Wogen schäumen, aber sie erschüttern seinen Grund nicht; es ist ein Fels, um den die Wolken ziehen und die Stürme fahren, aber sie bewegen seine Spitzen nicht: es ist das Sittliche, Edle, Lautere, das ist dauernd, das ist unveränderlich in der Menschenwelt. Wie ihm Grund und Boden

hineingelegt ist vom Schöpfer in die Menschennatur, das Gewissen, die unmittelbare sittliche Harmonie der Seele, wie ihm ein granitner Stock aufgerichtet ist durch die Verkündigung an Israel, wie ihm Spitze und Gipfel gesetzt worden durch That und Wort der Edlen und Großen unter den Erdensöhnen aller Zeiten: wer will es verleugnen, wer will es verneinen? Wo ist eine Zeit, die dem Ewig-Sittlichen ganz entschwören, wo ein Geschlecht, das sich seiner Anerkennung ganz entziehen wollte? Mitten in die wildesten Stürme der Menschenwelt ruft es hinein: ich bin die Liebe, und ihr, seied mir unterthan! Ueber die Schlachtfelder schreitet es und ruft: ich bin das Erbarmen, und ihr, huldiget mir! Auf die Märkte stellt es sich hin und spricht: ich bin das Recht, folget mir! Und überall, in der stillen Kammer wie in dem Lärmen der Straßen, im Dunkel der Nacht wie im Lichte des Tages redet es: ich bin die Großmuth und die Versöhnung, ich bin die Aufopferung und die Hingebung, ich bin der Friede, und ich die Weisheit! . . . Das ist das Unveränderliche, das Dauernde, das Ewige in der Menschheit!

Und nun ist es uns klar, was die Worte unsers Motto's uns lehren. Jene Väter beobachteten all das Veränderliche in der Welt, am Menschen, in der Menschheit, und erkannten, daß es eine Einheit bildet, indem es seine Quelle und sein Dasein von Gott hat, den sie darum nannten El Schaddai Gott der Allmacht. Aber durch die Verkündigung Mosche's wurde gelehrt das Unveränderliche in der Welt, das Gesetz im Menschen, das Ich in der Menschheit, das Sittliche, die Liebe und das Recht — und erkannt, daß dies seine Quelle und sein Dasein von Gott hat, den er darum nannte: Ehje ascher ehje der Ewige.

Wohl, das ist der Fels, auf den Israel seine vier Jahrtausende aufgebaut hat, auf dem Israel mitten in der immer sich verändernden Völkerwelt, und trotz der Veränderungen an

ihm selbst, unveränderlich gestanden und gewohnt: wollet, könnet Ihr ihm absagen? Vermöget Ihr Euch hinauszusetzen über die Geschlechter der vier Jahrtausende, sprechend: sie haben geirrt, wir haben es gefunden? ... Lasset uns treu leben und sterben, fest und stark, den Kommenden ein Beispiel, wie die Gegangenen uns gewesen! ...

Drittes, ein Mahnwort.

„Esav sprach: Siehe, ich gehe zum Tode, was soll mir da die Erstgeburt!“ (1. Mos. 25, 32.)

Wisset Ihr, vom Stamme Jakobs, was es um diese Erstgeburt ist? Oder ist Einer unter Euch, der da leugnen möchte, daß das Haus Jakobs die Erstgeburt besitzet unter den Völkerfamilien der Erde? Oder habet Ihr vergessen, was Eure Väter und Eurer Väter Väter sich haben kosten lassen diese Erstgeburt, was sie getragen und geduldet um die Erstgeburt, die ihnen auferlegt war seit ihres Urahns Tagen, wie viel Blut und wie viel Seufzer ausgeströmt aus Israel um diese Erstgeburt?... Diese Erstgeburt, sie war kein Anrecht auf ein doppeltes Erbtheil an Gut und Besitz und Reichthum, denn was nennen die Söhne Israels das Ihre unter den Gütern der Erde? kein Anrecht auf Macht und Ruhm, auf Herrschaft und Herrlichkeit der Erde — denn wie Jakob fliehen mußte enterbt, ein irrender Wandrer, sein Lager die Erde, seines Hauptes Kissen der Stein des Feldes, aus seines Vaters Hause, wie er dienen mußte als Knecht um sein Theuerstes, und erkaufen vom Bruder die Heimath mit einem Theile des mühsam Erworbenen — so und nicht anders erging es allen seinen Geschlechtern nach ihm — und dennoch haben sie die Erstgeburt besessen unter den Nationen der Erde, und hatten sie und ließen sie nicht! Denn Israel

war es, das zuerst von sich wies all die Götzen von Holz und Stein, von Silber und Gold, das die Menschheit aufrichtete aus dem Staube vor Gethier und Unhold, das den flammenden Lichtern der Welt, jenen Sonnen und Sternen zurief: Ihr seid geschaffen, wie wir, und weniger als wir! Israel war es, das den Geist vom Körper schied, das Unveränderliche vom Stetswandelnden, das Ewigseiende vom Werdenden und Vergehenden — Israel, welches die Einheit der Natur, die Einheit aller Wesen als zusammengegliederter Geschöpfe Eines Schöpfers, als Gedanke und That Eines Wirkenden, Eines Ursächlichen erkannte — Israel, dem der Menschengeist als Aehnlichkeit und Ebenbild dieses Gottes in der Freiheit, in der Liebe und in der Heiligung erschien — Israel, dem zuerst die Nationen (natio, nasci) verschwanden und die Menschheit, die Menschen aufgingen — Israel, das zuerst die Liebe und das allgemeine Recht und die Versöhnung und den Frieden gefunden — — Israel, dem aus den Schatten der Verwirrung die religiöse Idee leuchtend und wärmend erschien, und das diese Leuchte und Flamme hoch aufrichtete für alle Erdengeschlechter — — das ist die Erstgeburt, die Jakob erwarb und Israel trug, wer will sie ihm rauben? Das ist die Erstgeburt, um die er „der Knecht des Ewigen" ward, auf den der Ewige „seinen Geist gelegt, das Recht den Völkern zu bringen" (Jesch. 42, 1.), den Er „zum Lichte der Völker gemacht, daß Sein Heil reiche bis an der Erde Saum" (das. 49, 6.), der aber geben mußte „seinen Rücken den Schlagenden preis, seine Wange den Raufenden, sein Angesicht der Schmähung und dem Anspeien" (das. 50, 6.), „seinen Rücken der Erde gleich, daß sie darüber gingen, zu einer Straße für den Wanderer" (das. 51, 23.), „daß sein Aussehen entstellt, seine Gestalt nicht menschenähnlich wurde" (das. 52, 14.), „verachtet, von Menschen gemieden, ein Mann der Schmerzen, vertraut mit Gebreste" (das. 53, 3.) — aber immer der Erstgeborne unter den Völkern, die kamen und gingen! . . .

Und wie? sollt' es nun wahr sein, was izt gehört wird auf den Straßen und Märkten? Wahrheit in dem Gerüchte, das sie sprechen: Ihr wäret jetzt müde und überdrüssig dieser Erstgeburt, und Ihr sagtet wie Esav sagte: „wir gehen zum Tode, was soll uns da die Erstgeburt?" Um ein rothes Linsengericht würfet Ihr zu Boden Eure Erstgeburt, und „gäbet sie hin, und ginget und verschmähetet sie"! Wisset Ihr nicht, daß, so Ihr sie verschmähet, Ihr erst recht verschmähet werdet, daß, so Ihr sie verwerfet, Ihr in der That zum Tode gehet und dahinfahret und verschwindet? Denn was da ist, es lebet nur durch sein Leben, und Euer Leben ist die Erstgeburt, die Ihr ererbtet, und mit dieser höret auch Ihr auf zu sein. Denn gehet doch zurück in alle Zeiten, die vorübergegangen: was war doch dieses Israel unter den Völkern? Nichts als der Träger der religiösen Idee! Diese war seine Kunst und seine Wissenschaft, diese sein Vorzug und sein Verdienst, diese sein Wirken und Schaffen; ohne sie bestand es nicht, ohne sie galt es Nichts — nehmet sie von ihm, und nicht dem geringsten Volksstamme wäre es gleich an Werth und Inhalt! . . .

Aber Ihr gehet jetzt hinaus auf die Wege des allgemeinen Lebens, Ihr mischet Euch unter alle Völker der Erde, lebendige Glieder derselben zu werden, Ihr strebet und arbeitet mit ihnen, Ihr leidet und kämpfet, gehet unter und sieget mit ihnen, und so glaubet Ihr, zu sein und zu werden wie sie, und Nichts zu haben denn was sie. . . . O des Irrthums, könntet Ihr dies Alles nicht und dennoch bewahren was Ihr darüber habet, die Lehre Eurer Väter und ihre Erstgeburt? und so „ihr Volk auch Euer Volk ist", braucht darum „ihr Gott auch Euer Gott zu sein"? (Ruth 1, 16.) „Wisset Ihr etwa, ob nicht um dieser Zeit willen Ihr hierher gelanget seid?" (Esther 4, 14.) Daß es gerade jetzt um so mehr Euer Beruf und Eure Bestimmung ist, inmitten aller Völker der „Knecht des Ewigen" zu sein, der „nicht schreiet, nicht rufet laut, nicht draußen seine Stimme vernehmen läßt; geknicktes Rohr zerbricht

er nicht, glimmenden Docht verlöscht er nicht; der aber mit Wahrheit das Recht bringt, nicht müde wird, nicht entkräftet, bis daß auf Erden er das Recht gegründet, und seiner Lehre die Länder harren!" (Jesch. 42, 2—4.) Daß jetzt, ausgerüstet mit allem Wissen und Können der Menschen, all ihre Gebiete durchschauend, all ihre Grenzen kennend, und die Furche, die da gezogen, und die Saat, die da gestreuet wird, jetzt erst in Wahrheit bekennen müsset, was die Wahrheit Eurer viertausendjährigen Geschlechter, und zeugen und lehren, daß der armen Menschheit das Wanken und Schwanken genommen, und der Irrthum, der immer weiter sich dehnet, erspart, und der Wahn, der immer tiefer sich wühlet, entfernt, und der Unglaube, der immer dichter sich breitet, zerstört werde! Wie, wisset Ihr denn nicht, ward es Euch nicht verkündet von Alters her: „Gott, der Ewige, der die Himmel geschaffen, sie ausgespannt, der die Erde gebreitet mit ihren Sprossen, der Odem giebt dem Volk auf ihr, und Geist den auf ihr Wandelnden, Er, der Ewige hat Euch berufen im Heile, Er fasset Eure Hand, Er wahret Euch, Er machet Euch zum Bund der Völker, zum Lichte der Nationen, blinde Augen zu öffnen, aus dem Kerker Gefangene zu führen, aus dem Hause der Haft die im Finstern wohnen!" (Jesch. 42, 5—7.) Und Dem wollet Ihr absagen — und warum? um unterzugehen unter den Tausenden, die da kommen, um unterzugehen und aufzugeben Das, was Ihr habet, vor Dem was Alle haben, ohne Allen zu bieten, was Ihr allein habet?... Die Menschheit stehet an einem Scheidewege, da, wo blöder Glaube und zersetzende Vernunft auf immer auseinander gehen — das Judenthum allein ist es, welches diesen Glauben und diese Vernunft mit einander ausgleichet, welches zum Glauben übergiebt, was der Verstand nicht leugnet, und das, was der Verstand nicht zu Ende erweiset, durch das übereinstimmende Zeugniß der viertausendjährigen Geschlechter stützet; das Judenthum allein ist es, in welchem wie in einem Brennpunkt die eingeborenen Ideen des Menschen und die Ideen der Ge-

schichte zusammentreffen und mit den Gefühlen des Herzens und mit den Spekulationen der Vernunft sich vereinigen — und das wollet Ihr der Menschheit entziehen, dieses tiefst geworfene Fundament wollet Ihr ihr verfallen lassen? ... Am Scheidewege steht die Menschheit, wo Ihr Wegweiser sein könnet, und Ihr wollet es nicht sein, und lieber selbst auf jene Irrwege Euch verlieren? ... Nur um zu wandeln wie und wo Alle wandeln, nachdem Ihr so lange einen eigenen Pfad gewandelt, wollet Ihr den Preis und alle Errungnisse unerhörter Treue, beispielloser Selbstaufopferung hinwerfen, und um allen Völkern zu gleichen wollet Ihr den Völkern nicht wohlthun? ...

Darum lasset Euch verwarnen.

Zwar gelingt es niemals sich loszumachen von dem, was zur innersten Natur geworden, was eine lange, lange Geschichte zum Kern, zum Wesen gemacht . . . darum könnet Ihr nicht aufhören Juden zu sein, selbst wenn Ihr es wollet, und so sehr Ihr Euch zu entfernen suchet, bleibet Ihr immer dabei . . . darum lassen die Völker selbst es nicht zu, daß Ihr aufhöret Juden zu sein, und wenn jene selbst es eigentlich wünschten ... alles Werk der Vorsehung spottet des ohnmächtigen Widerstrebens des Erdensohnes. ... Aber es ist dennoch ein Andres, wenn wir mit vollem Selbstbewußtsein und ganzem Willen und angestrengter Kraft der Aufgabe obliegen, die uns gegeben ist, wenn wir selbst unser Heil, unsern Sieg, unsern Preis darinsetzen — oder wir vegetiren darin nur fort, schlaff und verlebt und uns selbst zur Last ... es ist ein Andres, wenn Ihr das Streben und Vollbringen Einigen, Wenigen, Begeisterten und Begabten, überlasset, selbst aber höchstens durch Euer Dasein mithelfet, eine faule, faulende Masse, aus der sich einige emporgetriebene Gewächse hervorheben . . . darum lasset Euch verwarnen.

Wie? könnet Ihr glauben, daß, was die Vorsehung vier Jahrtausende gewoben, n u n wie Spinnengewebe zerfallen könnte? daß sie Judenthum und Juden als einen breiten, tiefen Strom durch vier Jahrtausende der Menschheit geführt hätte, nur da-

mit er sich jetzt in den Sand verlaufe? Wohl schaffet Gott Räthsel für uns, aber Räthsel, deren Lösung tiefen Sinn und Wahrheit offenbaret, nicht Unsinn, nicht Lüge.... Das Dasein Israels über Alterthum und Mittelalter hinaus kann kein Unsinn, kann keine Lüge sein.... Und darum muß es erfüllet werden, Ihr möget wollen oder nicht, wohl Euch, wenn Ihr wollet, ganz, unabläßig, mit Hingebung wollet!...

Wenn Ihr, statt mit Liebe die Lehren Eurer Religion mit dem Geist und dem Herzen aufzufassen, und ihnen nachzugehen und nachzuforschen mit Eifer und Vertrauen, nur nach Dem haschet und greifet, was Andere lehren, nur Dieses hochhaltet und der Ergründung für würdig erachtet; wenn Ihr statt Euch zu Trägern und Verkündern der religiösen Idee, die Israels ist, zu erheben, in das Geschrei Derer einstimmet, welche oberflächlich oder ernst diese religöse Idee für veraltet ausgeben, an deren Stelle sie freilich nur den Zweifel und das Nichtwissen und das Schwanken und die Leugnung zu setzen vermögen; wenn Ihr die heiligen Schriften Israels, statt als höchstes Vermächtniß unsrer Vorzeit und als das Buch des Lebens für die ganze Menschheit zu betrachten, sie über die Achseln ansehet, und nur schön findet was auf anderen Gebieten geblühet, nur genießbar und nahrhaft, was auf anderen Fluren gereift; wenn Ihr, statt das Bewußtsein Eurer viertausendjährigen Geschichte in Euch zu tragen, und stolz zu sein auf den Kampf um die Idee, den Eure Väter mit einer ganzen Welt gekämpft, und Euch gehoben zu fühlen von dem weltgeschichtlichen Berufe Eurer Nation, nur verlegen die Nase rümpfet, wenn das Wort Judenthum und Jude Euch in das Ohr tönt, und Ihr erschrocken zurückfahret, wie ertappte Verbrecher, so Euch Jemand als Jude begrüßet; wenn Ihr, statt die uralten Bande zu ehren und heilig zu halten, welche die Glieder Israels vereinigen, und sie zu pflegen, dieweil sie Euch selbst zu unzähliger Rettung und zur Freundlichkeit des Lebens dienen, vor Entzücken nicht Maß wisset, wenn nur ein Andersgläubiger Euch eines Grußes oder Händedruckes

würdigt — was auch dessen das Motiv sei — wenn Ihr von allem jüdischen Leben und Kultus, von aller jüdischen Sitte und Geschichte Euch entfernet, und für sie höchstens ein Spott- und Hohnlächeln habet — aber ich möchte wissen, was Ihr dafür an die Stelle setzet, außer dem schalsten, inhaltlosesten Gesellschaftsleben, statt daß von jenen Barmherzigkeit und Kindesliebe, Enthaltsamkeit und Eheglück, Freundschaft und Nüchternheit, Gottesfurcht und Gottvertrauen gehegt und gepflegt wurden — wenn Ihr, statt daß Ihr ehemals Erwerbsmänner und Gottesgelehrte zugleich waret, jetzt Nichts und weiter Nichts als Erwerbsmänner seied — — ja, dann könnet Ihr Euch noch lange Juden dünken, ohne es in der That zu sein, so zu sein, wie der Beruf und die Stellung des Juden es erheischen!

Aber, sehet, dann gehet Ihr auch „zum Tode", und es bleibt Euch für die „verschmähete Erstgeburt" nur ein erbärmliches „Linsengericht", so was aus Staub geworden und zu Staube wird. . . .

Dann wird es geschehen, daß all diese pomphafte Bildung von Jetzt wie Seifenschaum verschwindet gegen den granitnen Bestand von Ehemals; daß all die glänzende Entwickelung im letzten Jahrhundert in weniger Zeit verblaßt gegen die unverwüstliche Farbenpracht Eurer früheren Jahrtausende; daß der Jude des Mittelalters mit all seiner Unwissenheit und seiner Verkümmerung und seinem Aberglauben ein ewig denkwürdiges Monument der Geschichte sein wird, wenn längst der geglättete und vielwissende Jude des neunzehnten Jahrhunderts vergessen ist unter dem Gerolle nichtssagender und nichtsbedeutender, darum schnell verschwundener Erscheinungen. . . .

Doch nein! unsre Zeit ist zu Höherm berufen. Wir dürfen niemals uns aufgeben. Wir selbst dürfen uns nicht mißachten, und wäre es im heiligsten Eifer. Das Werkzeug Gottes ist zu ehren, selbst wenn es sich minder würdig zeiget. Es ist eine tiefsinnige Sage, daß Gott es Mosche verargt, weil dieser auf die empörten Israeliten im Zorne geschmäht. Auch darf eine

Zeit nicht auf Kosten der andern erhoben werden. Des Silbers wie der Schlacken giebt es zu aller Zeit, wenn auch des einen oder der anderen vorwiegend. . . .

Hoffen wir vielmehr, daß diese schlimme Zeit in Israel eine nothwendige Begleitung jener Uebergangsperiode aus einer alten in eine neue Zeit sei; hoffen wir, daß Israel aus ihr mit desto größerer Kraft, desto bedeutsamer ausgerüstet, desto verjüngter, desto glühender hervorgehen werde; hoffen wir, daß es, auf der Höhe der menschengeschichtlichen Bildung angelangt, um so tiefer seine Aufgabe begreifen, desto nachhaltiger für deren Lösung wirken wird; hoffen wir, daß es vor allem Bewußtsein sein — Selbstbewußtsein nicht verlieren wird, und in diesem von Neuem seinen Gang durch die Zukunft verfolgen wird — hoffen wir, und in dieser Hoffnung lasset uns Alle, jeder Einzelne, für sich thätig sein für „die Erstgeburt Israels", was nur Ernst und Feuer, Wille und Liebe im Vereine vermögen. . . .

Viertes, lehrendes Wort.

Ihr, die Ihr behauptet, daß Ihr den ganzen Strom des religiösen Wissens, der sittlichen Ueberzeugung anderswoher als aus der ewig fließenden Quelle der positiven Religion schöpfen und leiten könntet; Ihr, die Ihr, wenn wir fragen: woher habet Ihr, was Ihr festhaltet, und worauf stützet Ihr Euch, daß Ihr es festhaltet? — voll Zuversicht auf die Natur, auf den unendlichen Kreis der Schöpfung weiset, aus welchem Erkenntniß und Sittlichkeit Ihr vermittelst Eurer Vernunft und ihrer Schlüsse holet, und der Euch nun eine unerschütterliche Basis gebe — es ist Zeit, daß wir alle Täuschung entfernen, daß wir die zum Ueberdruß wiederholten Phrasen auf ihren Werth, ihren wirklichen Inhalt zurückführen, auf daß Ihr dann wählen könnet den Weg, den Ihr einzuschlagen gedenket. Unsre Zeit hat ja so viele Illusionen unerbittlich vernichtet, so viele Worte zu Schanden gemacht — so mag sie auch hier das Ihrige thun, um zur Klarheit und Sicherheit zu kommen. . . . .

Wir wollen uns nicht ereifern, wir wollen nicht anklagen und befeinden, nicht demüthigen und erdrücken, vor Allem, wir wollen nicht zanken, sondern mit heiligem Ernste forschen und untersuchen. . . .

Wohl weiß auch ich, daß die heiligen Schriften Israels oft genug auf die Natur, auf die Schöpfung Gottes zurückweisen; mir ist jener herrliche Psalm 104 sehr bekannt, wo die Seele des Sängers, jubelnd ihrem Gotte, sich erhebt aus der Betrach-

tung seiner Wunderwerke; nicht selten lese ich jene Hinweisungen im Verlaufe, aber besonders gegen Schluß des Buches Jiob auf die großen, vom Menschen unabhängigen, zu selbstständigen Zwecken geschaffenen Gebilde der Natur; und wer kennte nicht den 19ten Psalm, in welchem Natur und Offenbarung vereinigt als die Grundlage der menschlichen Erkenntniß und Heiligung gefeiert werden? Blicken nicht auch die Propheten oft genug auf die Werke Gottes zurück, wenn sie dem schnöden Götzendienst, dem traurigen religiösen Verfall mit schneidender Ironie entgegen treten.... Aber in der That fiel es diesen Allen nicht im Entferntesten ein, zu glauben, daß einst späte Enkel der Torat Adonai, der „Lehre des Ewigen" entbehren zu können behaupten werden, weil sie schon genugsam aus der Natur erkennen könnten, was Gottes, was des Menschen sei! In der That, alle Berufungen der heiligen Skribenten beschränken sich darauf, wenn es sich um die Allmacht und die Allweisheit dieses Gottes, deren Preis, deren erfüllendes Bewußtsein handelt — aber Gott im Wesen zu erfassen, des Menschen Geist, des Menschen Stellung, des Menschen Bestimmung, die Gesetze der Menschheit, der Sittlichkeit Inhalt und Bedeutung: dazu sollte Euch die Natur genügen? dazu genügend Stoff und Begründung reichen?... Sehet, dafür habet Ihr keine Schriftstelle, darin gehet Ihr eben von der Schrift ab, und nur so weit gehe ich auf diesem Gebiete mit Euch, wie eben die Propheten und Autoren der Schrift auch.... Wollet Ihr den rechten Standpunkt wissen, den die Schrift in dieser Frage einnimmt, so leset den 8ten Psalm, Vers 4—7:

„So ich deinen Himmel schaue,
deiner Finger Werk,
Mond und Sterne, die du schufest:
Was ist der Mensch, daß du sein denkest,
der Menschensohn, daß Du sein achtest?
Aber Du ließt ihn der Gottheit um Wenig ermangeln,
krönetest mit Ehre und Herrlichkeit ihn,
setztest zum Herrn ihn über Deiner Hände Werke,
Alles legtest Du unter seine Füße."

Wollet Ihr den Menschen aus und in der Natur begreifen, so tritt er zurück ein unendlich kleines Glied in die große Wesenreihe, er ist ein Gebilde der Natur, wie die zahllosen andern alle, nur anders gebaut, anders organisirt, wie keines ein bloßer Abklatsch eines andern ist. Aber könnet Ihr hierbei stehen bleiben? ist der Mensch in der That nicht mehr? Ihr leugnet es nicht. Nun, wohlan! worin er nur irgend mehr ist, als die übrigen Geschöpfe, die wir kennen — darin haben wir in der Natur nichts Aehnliches, darin ragt er hinaus über die ganze Natur, so weit wir sie kennen, darin ist er erhaben, erhoben, erhöht über die Natur! daselbst gilt anderes Gesetz, andere Weisung für ihn, als irgendwo in der Natur; und so er dieses Gesetz bestimmen, diese Weisung ausdeuten will, bietet die Natur Ihm Nichts dazu. Dies lasset uns in Mehrerem erkunden.

I.

Die menschliche Industrie.

Kennet Ihr den Wunderbau der menschlichen Industriewelt? Er ist aufgebaut auf das einfachste, natürlichste Prinzip — und doch so wundersam wie Nichts wieder. Er befaßt nur das rein Materielle des Menschen, das Bedürfniß, und doch macht er aus diesem eine Schöpfung des Geistes, wie keine zweite.

Lasset mich Euch dies durch ein planes Beispiel klar machen.

Mein Nachbar ist ein ehrlicher, arbeitsamer, aber in seinen Mitteln sehr beschränkter Tischler. Er bringt seinen Tag zu, seine Bretter zu hobeln, zuzuschneiden, Tische, Stühle, Schränke daraus zusammen zu setzen, die er fein polirt und ausschmückt. Er kann in der That von all seinen Produkten keinen Gebrauch machen, da er sich mit einem schlichten Tisch und Dreibein begnügt. Es fällt ihm nicht ein, sich des Abends in eine der kostbaren Mahagonybettstellen zu legen, die er schon gefertigt hat. Aber, siehe, früh Morgens steht er auf, er kleidet sich an;

so einfach seine Kleider sind, so hat er doch nicht Eines derselben selbst gemacht, und welch eine Menge von Arbeit, Erfindungen, Transport war nöthig, um sie ihm zu geben. Amerikaner mußten die Baumwolle hervorbringen, Indier den Indigo, Deutsche Wolle und Flachs, Brasilianer Leder, alles dies mußte aus und nach den verschiedensten Orten geschafft werden, um verarbeitet, gewebt, gegerbt, gefärbt, genäht zu werden, bis es den Körper meines Nachbarn, des armen Tischlers, bekleiden konnte. — Jetzt frühstückt er; damit er das Brod, das er täglich holen läßt, verzehren könne: mußten Aecker urbar gemacht werden, vielleicht vor Tausenden von Jahren, von Menschen, die längst nicht mehr sind, sie mußten bearbeitet, gefurcht, besät, das Getraide geschnitten, gesammelt, gedroschen, gemahlen, das Mehl verbacken werden; wie viel hölzerne und eiserne Werkzeuge sind dazu benöthigt, wie viele Thiere mußten deßhalb gezähmt, gezogen werden; es mußte auch Sicherheit im Staate durch tausendfache Einrichtungen hergestellt sein, daß die Ernte nicht geraubt, die Scheune nicht geplündert werde. Mein Nachbar trinkt auch Kaffee: welche Hand hat für ihn den Kaffeebaum gepflanzt, die Bohnen gesammelt, getrocknet, über's Meer gebracht? Der Zucker, den er braucht, ihn zu versüßen, welche Masse von Händen und Köpfen mußten in Bewegung gesetzt werden, um ihm nur dieses Stückchen zu bereiten. Mein Nachbar sendet sein Söhnchen auch in die Schule; so beschränkt auch der Unterricht ist, den der Knabe erhält, wie viel Studien mußten vorangehen, wie viel Kenntnisse von den Menschen gesammelt werden, bis Jenem Lesen und Schreiben gelehrt werden konnte. — Mein Nachbar geht aus, er findet eine gepflasterte und beleuchtete Straße, er unternimmt eine Reise, andere Menschen haben ihm den Weg planirt, nivellirt, Berge abgetragen, Niederungen ausgefüllt, die Ufer der Flüsse verbunden, Schienen gelegt, Wagen und Locomotiven gebaut, damit mein armer Tischler in wenigen Stunden eine Entfernung durchmessen kann, über welche er sonst eben so viele Tage angestrengtesten Fuß-

wanderns verbringen würde. — Ja, würde mein Nachbar nur, was er an Einem Tage verbraucht, selbst machen müssen, er könnte es kaum in zehn Jahrhunderten zu Stande bringen. *) Während dessen läßt er zahllose Menschen für sich arbeiten, und begnügt sich des Tages über seine Bretter zu hobeln. . . . Und thun dies diese Menschen etwa aus Freundschaft, aus Menschenliebe, aus Barmherzigkeit oder nur aus Gemeinsinn? Nicht im Geringsten, sie kennen ihn nicht, sie kümmern sich nicht um ihn, und, wenn er gar nicht existiren würde, thäten sie dasselbe, natürlich für einen Andern, weil nämlich — Andere dasselbe für sie thun.

Dies sind die Wunder der Industrie; dies ist der Wunderbau der menschlichen Industriewelt, — wohlan! was wollet Ihr aus der Natur für ein Gleiches anführen? Wir bewundern die Oekonomie der Natur, in welcher eine Klasse von Geschöpfen ihren Lebensbestand aus einer andern zieht, wo alle Arten von Wesen so ineinander gegliedert sind, daß sie durcheinander gegenseitig bestehen, und wo das Thier durch seine Exkremente die Pflanze nährt, die das Thier zukünftig wieder nähren wird. Aber das Rind frißt nur den Klee, den es mit seinem Maule erreicht, und würde verhungern, wenn dieser wenig Meilen entfernt wüchse; der Löwe verzehrt das Thier, das seine Tatzen greifen und würde verschmachten, so er es nicht erreicht; alle Thiere hat die Natur an den, mit wenigen Ausnahmen, wie die Zugvögel und Wanderfische, nur kleinen Kreis ihrer Bewegungskraft gebannt, die Pflanzen gar nur an die Stelle ihres Keimens und Wurzelns — aber der Mensch holt sich alle Gegenstände von da, wo sie im Ueberfluß sind, und lacht der Dürre und des Mißwachses, wenn das wohlbelastete Schiff von der fernen Küste kommt. Ferner: Die Natur läßt jedes Individuum ihrer Wesen selbst sich beschaffen, was es braucht, hat darum die Bedürfnisse jedes Geschöpfs auf ein Minimum von Einfachheit be-

*) Vgl. bis hierher Bastiat, harmon. économ. p. 27.

schränkt, und läßt es niemals darüber hinausgehen, es sei denn erst im Gefolge des Menschen; aber der Mensch hat sich seine ungeheure Arbeit millionenfach getheilt und zerlegt, und indem er Jeden der zahllosen Individuen seines Geschlechts machen läßt, was er am Besten versteht, worin er durch Uebung die meiste Geschicklichkeit erlangt hat, vollendet er nicht nur das riesenhafteste Maß von Arbeit, sondern entwickelt und vermehrt seine Bedürfnisse in's Unendliche, und beschafft und erleichtert immerfort deren Befriedigung. Die Natur thut Alles durch rohe Gewalt, und was das eine Geschäft dem andern nützt, das muß ihm erst geraubt werden, darüber muß es selbst erst der Vernichtung anheimfallen; die menschliche Gesellschaft hingegen hat Alles auf den Grundsatz der Gegenseitigkeit aufgebaut. Jeder giebt und empfängt, und wenn wir genau berechnen, hat mein Nachbar, der Tischler, gerade stets so viel empfangen, wie er geleistet hat, nur daß er immer Dasselbige, gehobeltes, zu Tischen, Stühlen, Schränken zusammengesetztes Bretterwerk, geliefert, und dafür das Mannichfachste empfangen hat, wogegen er wieder sein immer Dasselbige an Viele gegeben. Dies ist in der That Größeres als irgendwo in der Natur, so weit wir sie kennen, vorhanden ist, in welcher nur das Einzige, das Licht, aus Einer Quelle an die verschiedensten Welten, auf der Erde das Einzige, die Luft, an allen Orten gegeben wird.

Ja, bewundern wir so den außerordentlichen Bau der menschlichen Industriewelt, in welchem für den Geringsten wie den Höchsten, für den Aermsten wie den Reichsten, für den Gehaßtesten wie für den Geliebtesten, Tausende für Einen und Einer für Tausende, ohne es zu wissen und zu wollen, arbeiten, in welchem die entferntesten Erdtheile einander die Produkte ihrer Arbeit liefern, Einer für den Andern sorgt, ohne dies zum Zweck zu haben, ja noch mehr, in welchem Geschlechter, die längst nicht mehr sind, für die spätesten Nachfolger, ohne es zu beabsichtigen, die größten Anstrengungen tragen — denn ich bewohne das Haus, das vor zwei Jahrhunderten gebaut, ich lese

das Buch, das vor zwei Jahrhunderten gedruckt, ich genieße die Statue, die vor zwei Jahrtausenden gemeißelt, ich trinke aus der Quelle, die vor zwei Jahrtausenden gegraben worden — und dies nicht aus Liebe, Freundschaft, Gemeinsinn, und trotz Haß, Feindschaft, Mißwollen — liefern doch die Engländer den Kaffern, mit denen sie im blutigsten Kriege sind, ganze Schiffsladungen von Waffen, weil, wie sie sagen, wenn *sie es* nicht thun, es die Franzosen, Belgier, Holländer thun, und sie so obendrein den Gewinn verlieren — ich sage, bewundern wir diesen außerordentlichen Bau, in welchem für alle Bedürfnisse und alle Bedürfenden unaufhörlich und vollständig gesorgt wird, ohne daß eine allgemeine Behörde an der Spitze steht, ohne daß ein Gesetzbuch ihn regelt und in Ordnung erhält — so steigert sich noch diese Bewunderung, wenn wir sehen, wie auf einem und demselben Prinzip mit der Natur dieses um so größere und bedeutendere Gebäude aufgerichtet ist.

Denn wie in der ganzen Natur, wie für alle Wesen ist das einfache Prinzip der menschlichen Industriewelt — das *Bedürfniß*. Auf diesen Eckstein baute sie sich auf, das ist zugleich die Lebenskraft, die sie erhält und der beständige Regulator ihrer Maße. Aber wie ganz anders als die Natur benutzt sie dieses Prinzip.

Die *Natur* hat sich eben damit begnügt, jedem Wesen das einfachste zur Erhaltung unentbehrlichste Bedürfniß zu geben, und so weit der enge Kreis der Kräfte des Individuums reicht, dasselbe zu befriedigen; sie hat sich deßhalb begnügen müssen, *Bedürfniß und Befriedigung zum ewigen Stillstand zu verurtheilen*, und von diesem Gesichtspunkte ist der feinste Kunsttrieb eines Bibers, einer Biene, eines Vogels nicht das Geringste mehr werth als die völlige Kunstlosigkeit eines Schafes oder dergleichen.

Die *menschliche Gesellschaft* aber hat aus der Gesammtheit der Bedürfnisse und ihrer Befriedigung *einen großen Organismus* herausgebildet, und innerhalb dieses Organis-

mus ist sie der unbegrenzten Ausbildung der Bedürfnisse und ihrer Befriedigung, deren Erleichterung und Verbesserung fähig. Wodurch hat sie dies vollbracht?

Erstens: durch die Theilung der Arbeit und den Tausch, indem Jeder nur für die Befriedigung irgend eines, sei es großen, sei es noch so kleinen allgemeinen Bedürfnisses arbeitet, dies aber weit über das Maaß seines persönlichen Bedürfnisses hinaus, diesen Ueberfluß seiner Produktion nun an Andere, viele Andere zur Befriedigung ihres Bedürfnisses in diesem einen Artikel abgiebt, und von diesen dafür die Befriedigung seiner Bedürfnisse in allen anderen Artikeln erhält. Der Bäcker bäckt Brod nicht allein für sich, sondern für viele Andere und erhält dafür von diesen, was er außer Brod für sich noch Alles bedarf. Es ist klar, daß Nichts die Ausbildung der menschlichen Produktion so außerordentlich gefördert hat, als diese Theilung der Arbeit. Der Tausch würde aber höchst mangelhaft bleiben, wenn er auf der Stufe stehen bliebe, daß Jeder, was er gearbeitet, und nicht bedarf, unmittelbar dem zu übergeben hätte, der dieses bedarf, und dafür hat, was der Erstere bedarf.

Die Gesellschaft hat daher zweitens irgend Etwas bestimmt, was alle Artikel, die im ganzen Kreise des Bedürfnisses liegen, repräsentirt, und was daher der empfängt, der von seinem Ueberfluß an einem Artikel abgiebt, und was er wieder hingiebt, wenn er bedarf, was er nicht hat, ein allgemeines Werthmittel, das Geld. Das Geld ist also eigentlich nichts Anderes, als der Stellvertreter für die Befriedigung zukünftiger Bedürfnisse; wir erhalten es, indem wir für die Befriedigung zukünftiger Bedürfnisse Anderer gearbeitet haben, und geben es aus, um entstandene Bedürfnisse befriedigen zu können.

Die Gesellschaft hat dann drittens vermittelst dieses allgemeinen Werthmittels den Tausch organisirt, indem sie eine Zwischenindustrie schuf, die nicht selbst produzirt, aber den Ueberfluß des Produzenten an seinem Artikel dahin schafft, wo der

Bedarf ist, und zugleich Vorräthe aufhäuft, um jedem entstehenden Bedürfnisse seine Befriedigung möglichst bereit zu haben, der Handel. Der Handel ist demnach ebenso Erleichterung des Produzenten, der daher Zeit und Kraft nur auf sein Produziren zu verwenden braucht, und der bequemen Abnahme seiner Produkte sicher ist, wie eine Erleichterung des Konsumenten, der durch den Handel aller Zeit auf's Bequemste alle entstehenden Bedürfnisse befriedigen kann, ohne Kraft und Zeit auf das Aufsuchen dieser Befriedigung beim ersten Produzenten verwenden zu müssen. Dieser organisirte Tausch bildet daher die Befriedigung der Bedürfnisse außerordentlich aus, schafft immer neue Befriedigungsmittel herbei und verwohlfeilert die alten.

Durch diese einfache Entwickelung ist die menschliche Gesellschaft weit über die Natur hinausgegangen, denn:

1) was in der Natur ewig stillstehend ist, das Bedürfniß, was stets dieselbige, die Befriedigung, das ist in der menschlichen Gesellschaft zum Hebel der unbegrenztesten Entwickelung und Ausbildung geworden;

2) was in der Natur nur durch rohe Gewalt, durch gegenseitige Vernichtung geschieht, die Befriedigung der Bedürfnisse, das ist in der menschlichen Gesellschaft zum Standpunkt der Gegenseitigkeit, des gegenseitigen Austausches der Leistungen und Arbeiten erhoben; rohe Gewalt kann hie und da einmal geübt werden, bei längerer Dauer ist sie der Tod der Industrie, der Selbstmord;

3) während in der Natur Alles lokal und individuell ist, ist die ganze menschliche Welt, mag sie sonst noch so sehr gespalten, zerrissen, feindlich sein, ein großer industrieller Organismus geworden, in welchem die entferntesten Glieder für einander unbewußt arbeiten.

Und doch ist dieses industrielle Wesen ganz auf die Natur des Menschen berechnet, denn

4) es läßt die persönliche Freiheit, überhaupt die Persönlichkeit des Menschen unangetastet, ja benutzt jene als ihre

Haupttriebfeder. Alles, was in der industriellen Welt geschieht, ist ein Akt, ein Ausfluß der Persönlichkeit und der persönlichen Freiheit. Ich habe dieses Bedürfniß, darum arbeite ich für dessen Befriedigung; will ich es nicht befriedigen, sondern unterdrücken, thu' ich auch dieses. Will ich meine Bedürfnisse ausdehnen, kann ich es, will ich sie beschränken, steht es mir frei. Habe ich Drang zu arbeiten, so folge ich diesem, will ich müßig gehen, so kann ich es, muß mich aber den Folgen unterwerfen. Was ich erarbeite, es ist für mich, für die Zwecke, die ich bestimme, es gehört mir. Und in dieser persönlichen Freiheit läßt es

5) der Industrie die freieste Bewegung zu, denn weil das Bedürfniß aller Einzelnen frei gegeben, ist auch das Bedürfniß des großen Ganzen frei, sich selbst überlassen. — Welches andere industrielle System irgend ein Menschenkopf erdacht hat — und bekanntlich brachte die neuere Zeit viele hervor — es leidet von vorn herein an den beiden unvermeidlichen Fehlern, 1) daß es die Persönlichkeit des Menschen aufhebt, Zwang und formulirtes Gesetz an die Stelle des freien Willens und der Natürlichkeit setzt, daß es so den Menschen zum Automaten macht, dem alle Triebfeder fehlt, weil der Arbeit der Erfolg genommen ist, daß es so aus der freien menschlichen Industriewelt eine unermeßliche Zwangsarbeitsanstalt macht; und 2) daß es sowol die Thätigkeit des Einzelnen bindet, als auch nur auf Feststellung, auf genaueste Fixirung der Bedürfnisse berechnet werden kann, weil sonst die geträumte Fixirung der Arbeit und die Theilung der Befriedigung nicht möglich wäre; es könnte daher ohne ungeheure Störungen eine Veränderung der Bedürfnisse nicht zugelassen werden; Stillstand der Bedürfnisse ist aber Stillstand der ganzen Menschheit.

Die bestehende menschliche Industriewelt ist daher die einzig mögliche, die einzig taugliche, die einzig erhabene. Jedes andere System ist eine todte Kopie der Natur, ist ein Abklatsch eines Bienenkorbes, aber ein schlechter Abklatsch, denn es wird überall

hapern und stocken; das bestehende industrielle System ist erhaben *über* die Natur durch die Momente der Gegenseitigkeit, der freien Entwickelung und der persönlichen Freiheit.

Allerdings, weil einmal der Mensch und die ganze Erde *Mittelwesen* sind zwischen Tag und Nacht, zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen Freude und Schmerz, sind auch bedeutende Schattenseiten mit der Beschaffenheit der Industriewelt verbunden. Die Wurzel aller Uebelstände liegt in dem *nicht verhältnißmäßigen Werthe der Dinge*. Das Wesen des Tausches bringt es mit sich, daß wer das Bedürfniß eines Andern befriedigt, so viel wie möglich dafür verlangt, wer ein Bedürfniß befriedigen will, so wenig wie möglich dafür leisten will. Der Werth der Waare bestimmt sich aber theils nach der Arbeit, die sie kostet, wie viel? wie wenig? ob rohe Körperanstrengung? oder schwerer erlangte Kunstfertigkeit? oder bedeutende Kenntnisse? oder außerordentliche Geistestalente? theils nach dem geringern oder größern Bedarf; theils nach der Seltenheit oder Häufigkeit der Waare, sei es im Allgemeinen, sei es am Platze. Durch die Komplikation der Umstände ist es gekommen, daß der Werth der Waare nicht nach der Nützlichkeit und nicht nach dem Kraftaufwande des Produzenten sich richtet, daß manche Arbeit durch zu große Häufigkeit zu einem niedrigsten, eine andere durch die Seltenheit zu einem höchsten Werthe gelangt ist; dadurch ist es gekommen, daß die Waare vielen Gewinn und großen Verlust bringen kann; dadurch ist der Handel zur Spekulation geworden; dadurch treten oft große Krisen ein, dadurch ist der Besitzstand in ungeheuerer Verschiedenheit vertheilt, einerseits Reichthum und Wohlstand, andererseits Armuth und Elend verbreitet.

Allein wir dürfen dies nicht einseitig beurtheilen. Wir müssen zuvor erwägen, daß nicht vom Besitzstande allein das Glück des Menschen abhängt, und daß Armuth und Elend nicht blos aus der Industrie, sondern mindestens in eben so vielen Fällen aus bösen Leidenschaften und deren Fluch, so wie

aus Krankheit, Tod hervorgehen. Endlich, was die Hauptsache ist:

die Menschheit ist auch hierin auf dem Wege steter Entwickelung, fortschreitender Verbesserung.

Daß es auch um die Massen der Menschen besser geworden, daß sie gegen die Sklaven des Alterthums, gegen die Leibeigenen des Mittelalters um Vieles besser gestellt sind, daß sie gegen das Elend, den Schmutz, die Kärglichkeit, die zahllosen Mißwachse und Pestilenzen der früheren Zeiten wesentlich gehoben sind, daß sie bessere Wohnung, Kleidung, Nahrung, Unterricht und Unterstützung genießen, kann Niemand leugnen. Ja, wir können mit Sicherheit behaupten, daß gerade, wenn man das natürliche System der menschengeschlechtlichen Industrie unangetastet seiner fortschreitenden Entwickelung überläßt, dieses selbst die vorhandenen Schäden immer mehr heilen, die Nachtheile immer mehr verringern wird. Denn aus dem allgemeinen Gesetze des Bedürfnisses entstehen folgende in der Industrie waltende Gesetze:

1) Die Menschheit ist in dem fortschreitenden Bestreben begriffen, die Hindernisse, welche die Befriedigung der Bedürfnisse erschweren, zu überwinden, sei es durch immer größere Erleichterung des Verkehrs und Transports, sei es durch Erfindungen und größere Geschicklichkeit; mit jedem Schritte darin wird die Befriedigung leichter, darum wohlfeiler, darum allgemeiner; allerdings wachsen dadurch auch die Bedürfnisse, indem der Kreis derselben dadurch größer wird, aber mit dem Wachsthum der Bedürfnisse wächst die Gesittung, die Intelligenz, der Geschmack die Sittlichkeit.

2) Je mehr die Befriedigung der Bedürfnisse erleichtert und allgemeiner wird, desto mehr wird der Werth der Dinge ein bestimmter, auf ein richtigeres Verhältniß untereinander gebracht, desto mehr werden die Schwankungen der Industrie verringert, desto mehr Gewinn und Verlust fixirt, desto mehr der Besitzstand zu einer gewissen Ausgleichung gebracht; wozu natürlich

die fortschreitende Intelligenz und Sittlichkeit, welche so viele Täuschungen auflösen, wesentlich mitwirken.

Dies sind Gesetze, die mathematisch nothwendig aus dem Prinzip des Bedürfnisses folgen, deren Wahrheit wir an tausend einzelnen Dingen auch schon jetzt nachweisen können, welche die bisherige Besserung herbeigeführt haben, und deren immer größere Erfolge, wenn auch nach Jahrtausenden, doch sicher und schon jetzt zu berechnen sind. — —

Erwägen wir wohl: wir befinden uns hier auf einem Gebiete der Natur, welches das umfassendste, merkwürdigste, großartigste ist, auf dem der Oekonomie der Natur. Welche Mannigfaltigkeit, welche Unerschöpflichkeit! Von dem Ersetzen des Sauerstoffs aus den grünen Blättern und Zweigen der Pflanzen bei Sonnenschein bis zu dem Eierboot der Mücke oder dem Eierleger der Ichneumonfliege, der aus Sägebohrer und Doppelscheide besteht, um durch die härtesten Substanzen zu dringen und die Eier in das Nest der Mauerwespe zu legen! *) Diese

*) Zum Ergötzen unserer Leser wollen wir hier die wunderbare Weise, die der Schöpfer der kleinen Mücke (Culex pipiens Lin.) zu ihrem Eierlegen eingesenkt, nach den Beobachtungen Langallo's, Allva's und Réaumur's mittheilen.

Die Mücke erbaut ein bootartiges Floß, welches schwimmt, mit Eiern belastet, die schwer genug sind, um, wenn sie eines nach dem andern ins Wasser gelassen würden, zu Boden zu sinken. Die Eier sind ziemlich von der pyramidalen Form eines Pulverhorns, nach oben spitzig zulaufend und am untern Ende breit, mit einem Vorsprung, gleich der Mündung einer Flasche. Die erste Operation einer Mutter-Mücke besteht darin, daß sie sich mit den vier Vorderfüßen an ein schwimmendes Blättchen klammert, während ihr Körper horizontal auf der Oberfläche des Wassers ruht, mit Ausnahme des letzten Schwanzringes, der ein Wenig emporgehoben ist; sie kreuzt dann ihre beiden Hinterbeine in Gestalt eines X, dessen innere Oeffnung bestimmt ist, das Gerüst ihres Baues zu bilden. Hierauf bringt sie den innern Winkel ihrer gekreuzten Beine dicht an den erhobenen Theil des Körpers und legt ein Ei hinein, wie gewöhnlich mit einer zähen Flüssigkeit bedeckt. An jede Seite dieses Eies legt sie ein anderes, die sämmt-

Oekonomie der Natur, die so göttlich ist, daß sie da die unendliche Mannigfaltigkeit ihrer Mittel am Bewunderungswürdigsten entwickelt, wo wir das Ersterben derselben am Nächsten glauben. Führen wir nur ein Beispiel an. Wenn wir die Polargegenden in ihren äußeren Erscheinungen betrachten, und sie düster, nackt, schauervoll, öde, von wüthenden Stürmen heimgesucht und einer übermäßigen Kälte ausgesetzt finden, welche bei uns dem Leben und Allem, was das Leben unterhält, Verderben, Untergang bringt, so setzen wir voraus, daß hier die animalische Natur in sehr geringem Grade und nur in winzigen Formen vorhanden sein kann, daß nur zwerghafte und verkrüppelte Gattungen an ihren traurigen, öden Gestaden umher zerstreut zu finden seien, und daß jedes Leben, welches in diese Einöden zu dringen suchen sollte, kraftlos werden und ersterben müßte. Und siehe, gerade jene nackten Felsen und eisgefüllten Gewässer sind mit einem unermeßlichen Reichthum an lebenden Wesen, wie man ihn kaum unter der heftigsten Gluth der tropischen Sonne findet, angefüllt; gerade sie sind mit den größten aller lebenden Wesen (Zetazeen) ausgestattet, gegen welche, wenn man

---

lich durch die leimartige Substanz fest zusammenhängen und eine dreieckige Figur $\frac{0}{0}$ bilden, welche der Hintertheil des Flosses ist. Auf diese Weise fährt sie fort, ein Ei nach dem andern in einer vertikalen Lage hinzuzufügen, wobei sie die Gestalt der Gruppe sorgfältig mit ihren gekreuzten Beinen regulirt; so wie das Floß an Größe zunimmt, stößt sie das Ganze allmälig in eine größere Entfernung fort; hat sie ihr Werk halb vollendet, so schlägt sie ihre Beine auseinander, und streckt sie parallel aus, da der Winkel zur Gestaltung des Bootes nicht mehr nöthig ist. Jedes Floß besteht aus 250—350 Eiern, wird, sobald sie alle gelegt sind, von der Mutter von sich gestoßen, und schwimmt nun auf dem Wasser umher. Die heftigste Bewegung des Wassers macht solch ein Boot nicht sinken; vorn und hinten spitzig und hoch, unten bauchig, oben hohl, füllt es sich niemals mit Wasser. Die Maden gehen aus dem untern Ende hervor, und das Boot, jetzt aus den leeren Eierhülsen bestehend, treibt so lange auf dem Wasser umher, bis es vom Wetter zerstört wird.

ihre ungeheueren Körper in Anschlag bringt, der Elephant und das Flußpferd, welche ihre furchtbaren Gestalten in den morastigen Ebenen der tropischen Länder umherbewegen, fast Zwerge zu sein scheinen; selbst die kleineren Gattungen, wie z. B. der Häring, werden in den Tiefen der Polargewässer in unermeßlichen Haufen gefunden; selbst die Luft wird verdunkelt durch unzählige Schwärme von Seevögeln, während sogar auf der gefrornen Oberfläche des Landes Thiere von besonderer Bauart eine ihren Bedürfnissen angemessene Nahrung finden. Und durch welche Mittel und Hilfsquellen unterhält die Natur mitten in dieser Eiswelt diese Unermeßlichkeit lebender Wesen? Der Schöpfer hat einerseits als die Grundlage der Subsistenz für die zahlreichen Thiergattungen eine unermeßliche Masse vom Geschlechte der Meduse (nach Linné) verbreitet, einer weichen, elastischen, gallertartigen Substanz, ohne anderes Lebenszeichen, als daß sie sich beim Berühren zusammenzieht. Diese gallertartige Masse erfüllt die grönländischen Meere auf 20,000 Quadratmeilen. Diese Gallerte ist die Nahrung zahlloser kleiner Geschöpfe, die dann den größeren Thieren zur Ernährung dienen, und so richtet sich eine Stufenleiter auf, bis auch die größten Nahrung finden. Er hat andererseits alle dortigen Thiere, um sie gegen die furchtbare Kälte zu schützen, mit großen Lagen Fett und Oel umhüllt, so wie die Landthiere (z. B. Eisbär, Rennthier, Kaninchen, Hund, Polarfuchs) mit dicken Fellen, dichtbehaart, und auf dem Grunde mit daunenartiger Wolle versehen. *)

Aber so wenig die menschliche Industrie mit diesem unerschöpflichen Reichthum der Formen und Hilfsmittel der Natur zu vergleichen ist, um so höher steht sie, wenn wir, wie wir gesehen haben, die Grundsätze und den Gedankeninhalt prüfen, der in Beiden ausgeprägt und verwirklicht ist. Die Gegenseitigkeit des Todes und der Vernichtung in der Natur wird

*) S. Die Polarseen von Lesle, Jameson und Murray. Leipzig. 1843. S. 49.

zur Gegenseitigkeit des Lebens, des Hingebens, des Gebens und Empfangens in der menschlichen Industrie erhoben, der ewige Stillstand und das ewige Dasselbige zur steten Entwickelung und Fortbildung, die Nothwendigkeit des Naturtriebes zur freien Wahl und persönlichen Freiheit — welche Unterschiede des Charakters und der treibenden Gesetze, welche Höhen des Gedankens und des ideellen Werthes in diesen wenigen Sätzen! Die Menschheit ist hinaus getreten über sämmtliche Kreise der Natur, und vermittelst des geistigen Elements hat sie eine Höhe erreicht, welche weit außerhalb der Natur liegt.

Ist es aber so, wie könnt Ihr Eure Erkenntniß für diese Gesellschaft aus der Natur holen zu wollen, holen zu können vorgeben? Was kann Euch die Natur lehren für diese menschliche Industriewelt, deren Tiefen und Höhen weit über den Höhen und Tiefen der Natur liegen? Wenn Ihr die Gesetze derselben erforschen wollet, die Gesetze, nach welchen Ihr in ihr handeln sollet und müsset, wie wollet Ihr sie aus der Natur ziehen? Noch mehr, wenn es nun gilt, die Menschheit auch auf diesem Gebiete fortzubilden, und diejenigen Uebel allmälig zu vermindern und auszugleichen, welche sich noch allda aus den gegebenen Bedingungen vorfinden — wie kann die Natur auch nur den geringsten Maßstab Euch da verschaffen? Sie schweigt! denn in dem Kreise ihrer Berechnungen und ihrer Gesetze liegt die menschliche Gesellschaft *nicht*, sie entbehrt der Analogieen, der Aehnlichkeit für diese ganz und gar. Ihr *wollet* der *positiven Religion* entbehren? Ihr *könnet* es nicht — denn *sie* allein eröffnet Euch die Erkenntniß und die Mittel. Sie lehrt Euch:

1) *Diese menschliche Industriewelt ist auch eine Schöpfung Gottes, eine Schöpfung der göttlichen Vorsehung.*

Unter der Leitung der göttlichen Vorsehung ist sie also geworden; es war kein bestimmtes Bewußtsein in den ersten Menschengeschlechtern, als sie die ersten Entfaltungen dieser Industrie-

welt begannen, als sie die Früchte ihrer Arbeit einander abzugeben anfingen, als sie auf einzelne Produktionen (Gewerbe) einzeln ihr Leben zu verwenden, als sie ein allgemeines Werthmittel zu bestimmen, als sie zerbrechliche Fahrzeuge zu besteigen anfingen, um ihren Ueberfluß mit dem Ueberfluß ferner Gestade und Eilande zu vertauschen, als Völker sich zu Völkern Bahn brachen durch Wüsten und Gebirge; nicht mit den Waffen, sondern mit den Erzeugnissen des Friedens in den Händen. (Vgl. Jecheskel K. 27.) Die göttliche Vorsehung hatte es ihnen in den Geist gelegt, die göttliche Vorsehung zwang sie dazu durch die erst einfache, dann steigende Komplikation der Verhältnisse; die göttliche Vorsehung brachte sie immer weiter darin und dahin, und je mehr Ihr die Geschichte auch dieser menschlichen Industriewelt durchforschet, desto mehr werdet Ihr erkennen, wie im Bereiche all dieser Entdeckungen und Erfindungen und Erweiterungen nicht der berechnende Geist der Menschen allein, sondern die göttliche Vorsehung durch ihre Fügungen und die Belebung dieses Geistes das Meiste gethan hat! — Sie lehrt Euch:

2) diejenigen Grundgesetze kennen, nach welchen wir in der menschlichen Industriewelt handeln müssen, so wie diejenigen Grundgesetze, zu denen auch die menschliche Industriewelt sich heranbilden muß und im Laufe der Jahrtausende wird.

Lasset mich hier nur eine Frage an Euch richten: sagt, wie wollet Ihr aus der Natur das heilige Recht des Eigenthums, das ewige Verbot, das Eigenthum des Nächsten nicht zu verletzen, erweisen? Die Natur giebt Euch keine Analogie. Denn in der Natur ist Alles Eigenthum Jedwedes, der sich desselben zu bemächtigen und es zu vertheidigen vermag: die ganze Oekonomie der Natur ist dahin berechnet, daß, was dem Einen ist, ein Andres sich dessen bemächtigt und es verzehrt. Während doch das Grundgesetz der menschlichen Industriewelt, die Gegen-

seitigkeit, das Eigenthum als unverletzlich heiligt; während die Grundeigenschaft des Menschen, die Persönlichkeit, das Eigenthum sanktionirt!

Nein! die Natur sagt Euch vielmehr das Gegentheil von dem, was allein menschlich ist!

Und nun erst die Grundgesetze, zu welchen auch die menschliche Industriewelt sich immerfort hinanbildet — die Natur schweigt hierüber, weil sie keine freie Fortbildung kennt.

Aber fürwahr! in der ersten Urkunde aller positiven Religion, den fünf Büchern Mosche, findet Ihr diese Grundgesetze ausgesprochen, Sie sind dort ausgesprochen zwar nur für eine Nation, aber so wie die religiöse Idee überhaupt auch nur an diese Nation gerichtet, dennoch für die ganze Menschheit gegeben war, und in diese hinausgetreten ist: so auch jene Grundgesetze, weil sie ja nur die einfachen Konsequenzen der religiösen Idee sind, giltig und befähigt für die ganze Menschheit. Welche diese Grundsätze und Grundgesetze, ausgesprochen im Mosaismus sind, ausführlich darzulegen, ist hier nicht der Ort, ich verweise auf Früheres.*) Ich wollte Euch nur zum Ersten erweisen, daß die Natur schon für die menschliche Industriewelt keine Erkenntniß, keine Gesetze und keine Maßstabe darbietet, daß die Menschheit auch hierin weit über die Natur hinausgeht, daß schon für die menschliche Industriewelt die positive Religion die rechte Quelle der Erkenntniß und des Gesetzes ist, während die Natur für sie schweigt und keine Auskunft ertheilt.

II. Die menschliche Sittlichkeit.

Mit dem Bedürfniß, mit dem materiellen Bedürfniß hört die Natur auf; darüber hinaus kennt sie nichts mehr — die ge-

*) S. meine Vorlesungen über die „Religion der Gesellschaft", Leipzig, S. 151, über „die Entwickelung der religiösen Idee", S. 39 ff. S. 73 ff.

sammte Natur will Nichts weiter als — die Existenz; ihre Geschöpfe, welcher Art sie seien, sollen existiren, dann ist ihr Wirken vollendet. Und wie göttlich ist der Werkmeister dabei verfahren! Er hat aus der unermeßlichen Masse der einzelnen Wesen ein tief und genau zusammenhängendes Ganzes gemacht, in welchem jedes ein nothwendiges Glied des Ganzen ist, und in der Tiefe seines Lebens in innerlichster Beziehung zum Ganzen steht — und dennoch hat er zugleich jedem einzelnen Wesen gegeben, nur aus sich selbst von innen heraus zu leben, als wäre es der Mittelpunkt und Zweck des ganzen Alls, daher Alles nur um **seinetwillen** zu thun, zu **seiner** Erhaltung, zu **seinem** Genuß, sich alles dessen, was diesen dient, zu bemächtigen und es zu verzehren, wenn es dazu die Kraft hat. Nach dem göttlichen Schöpfungsgedanken kennt daher das All nur **Alle**, jedes Einzelne nur **sich**; für die Gesammtheit sind die Einzelnen **Nichts**, und sie giebt Milliarden Einzelner hin, um ein Größeres und Höheres zu erhalten; für jedes Einzelne ist die Gesammtheit Nichts, und es verzehrt und vernichtet was und wie viel es nur kann.

Ist die Menschheit auf dieser Stufe stehen geblieben? Oder vielmehr: läßt es die Menschennatur zu, auf dieser Stufe zu stehen?

Hast Du schon Etwas von **Gerechtigkeit**, von **Liebe** vernommen?

Nun gut: der Mensch kann ohne Recht und ohne Liebe nicht existiren, die menschliche Gesellschaft **ohne** Recht und **ohne** Liebe nicht bestehen, aber die Natur kennt Nichts davon, ja, im Gegentheil, **mit** den Begriffen von Recht und Liebe könnte die Natur nicht bestehen, würde ihre große Oekonomie urplötzlich stille stehen, sie müßte sofort aufhören, Wesen existiren zu lassen. In allen den Punkten daher, in welchen der Mensch der allgemeinen Natur angehört, kennt er eben so wenig wie alle Wesen Recht

und Liebe, sondern vernichtet und verzehret wessen aus der Natur er sich nur bemächtigen kann.

Verstehen wir uns recht: allerdings hat der Schöpfer sein All nur aus Liebe geschaffen, denn nicht um seinetwillen, sondern um der Wesen willen, und sie der Existenz theilhaftig zu machen, hat er jenes und diese geschaffen; und eben so hat er das Recht walten lassen bei seiner Schöpfung, indem er Jedes dem Zwecke angemessen und zu dem Zwecke befähigt geschaffen, welchen er Jedem gesetzt hat, mit anderen Worten: den Gedanken, den er in jedem Geschaffenen verwirklichen wollte, hat er verwirklicht, und mit allen Mitteln, die dazu benöthigt, ausgestattet.

Aber Dies ist das Thun des Schöpfers.

Die Wesen in der Natur jedoch kennen und üben untereinander weder Recht noch Liebe.

Gehen wir, um nicht blos bei den Worten stehen zu bleiben, etwas tiefer hierauf ein.

Was ist Liebe? So weit sich mit diesem Unendlichen, Unerschöpflichen eine Definition anstellen läßt, möchten wir sagen: Liebe ist das Sich-in-Harmonie-Fühlen zweier Individuen zu einander, oder eines Individuums zu einem andern, als Solcher, als Individuen.*) Alles was aus diesem Gefühl an That fließet, heißt Liebe üben. — Die Liebe ist nun als eine Befähigung des Menschen in den Menschen gesenkt, und deshalb einer Entwickelung in's Unendliche befähigt. — Daß sie so in dem Menschen vorhanden ist, geht uns einfach aus der Existenz der unmittelbaren Sympathieen und Antipathieen hervor. Folgen wir hierin einem der bedeutendsten Physiologen neuerer Zeit**). Sympathie und Antipathie sind Bewegungen im Gefühlsleben, die ganz subjektiver Natur sind,

*) Auch die Selbstliebe fällt in diese Definition, denn die Selbstliebe setzt sich selbst noch einmal als Individuum, das liebende noch einmal sich selbst als geliebtes Individuum.

**) E. Harleß in dem großen Artikel „Temperament" in Wagner's physiol. Handwbch. Bd. 3. Abtheil. 1. S. 469 ff.

die nicht aus Vorstellungen des reflektirenden Verstandes abstammen, nicht das Resultat der Berechnung des Verhältnisses sind, in welches wir mit Anderen treten, deren Macht im Gegentheil in dem Maße abnimmt, als sich im Verlaufe der Lebenserfahrungen das Urtheil schärft, und das Räsonnement ruhiger und klarer wird, kurz mit allen anderen Gefühlen auch das der Sympathie der Herrschaft des berechnenden Verstandes untergeordnet wird. Wir sehen einen Menschen zum ersten Male, wir hören ihn sprechen, und er hat unsere Zuneigung gewonnen. Weder das, was er that, noch das, was er sprach, hat uns für ihn eingenommen. Wir sahen dasselbe thun und sprechen von hundert Anderen, welche uns gleichgiltig bleiben. Nicht der Inhalt, sondern die Art war es, wie er sich benommen, wie er gesprochen hat. Also zwar nicht der ideelle Werth dessen, was vor uns von ihm geschehen, sondern die Form rief die Zuneigung hervor, aber dennoch wiederum nur der ideelle Inhalt, der in dieser Form sich ausdrückt, der ideelle Werth der Person, wie er uns erschien. Wir sehen eine Person neben uns stehen, die ruhig irgend einem Schauspiel zusieht, und das Gesicht besticht uns. Dasselbe Gesicht an einem Todten gesehen, würde trotz der verschiedensten Affekte einen solchen Eindruck der Anziehung, der unwillkürlichen Zuneigung nicht machen, denn bei einer Leiche hat man ihn noch nie gefühlt. Es ist also auch hier die Form, aber nicht an sich, sondern vermöge des besonders gearteten Lebens, das sich in ihr ausprägt, und mit welchem wir uns „in Harmonie fühlen." — Diese Sympathie im Menschen liegt nun aller Liebe zu Grunde, sie steigert sich zur Liebe in unendlichen Stufen. Sie ist es, welche Vater und Mutter und Kind so fest aneinander kettet, aber es ist weder das Gefühl der Dankbarkeit, noch der Egoismus, des Vaters, der Mutter nicht entbehren zu können, welche die kindliche Liebe motivirt. Sie ist es, welche Geschwister so eng an einander schließt, daß sie sich für einander opfern können, welche Freundschaften begründet, die alle Lebenszeiten und Verhältnisse zu überdauern vermögen, welche

endlich den wesentlichen Inhalt und Werth der wahren Liebe zwischen den beiden Geschlechtern ausmacht, denn dieser sinkt in sich zusammen, wenn berechnete Zwecke, welcher Art sie seien, das unmittelbare Gefühl der Sympathie zwischen Mann und Weib beherrschen. Diese Sympathie erhöht sich aber auch zur allgemeinen Menschenliebe, zur Liebe in gewissem Grade gegen jedes Individuum Mensch, mit welchem wir in Berührung kommen; sie gestaltet sich zum begeisternden Drange, für unsere Mitmenschen thätig zu sein, Großes, Segenbringendes mit großer Aufopferung zu schaffen und zu wirken, für unser Vaterland, für die Nation, der wir angehören, in den Tod zu gehen; sie gestaltet sich zur innigen, sittlichen Freundlichkeit gegen Jedermann, zum Mitgefühl in Freud' und Leid unserer Mitmenschen, zur Barmherzigkeit.

Von allem Dem keine Spur in der Natur. Denn wenn auch unleugbar in einigen Arten höher organisirter Thiere sich Gefühle, welche außerhalb der körperlichen Sphäre liegen, kund thun, wenn ihnen ein beschränktes Vorstellungsvermögen nicht abgesprochen werden kann, wenn einige derselben zeitweise oder immer in Gesellschaft leben zur Abwendung gemeinsamer Gefahr, oder zur gemeinsamen Erreichung eines fernen Zieles, oder zur Herstellung eines gemeinsamen Werkes, der Wohnung, der Nahrung, so liegen doch alle Aeußerungen dieser Momente außerhalb der psychischen Liebe. Barmherzigkeit und Nächstenliebe wird bei den höchstorganisirten Thieren niemals wahrgenommen, Aufopferung zum Wohle Anderer ist nicht ihr Theil; das eheliche Leben beschränkt sich auf die Befriedigung des geschlechtlichen Triebes; die Eltern kennen ihr Kind nicht mehr, sobald es selbstständig geworden, das Kind die Eltern nicht mehr, sobald es die Euter oder das Nest der Mutter verlassen, von Geschwisterliebe keine Spur, alle diese kreuzen sich späterhin in der Begattung, Bruder und Schwester, Sohn und Mutter u. s. w., ihr früheres Verhältniß ist bis auf die letzte Erinnerung verschwunden. Das Einzige, was man hiegegen anführen kann,

ist die Liebe der Mutter zu ihren Jungen, welche sich selbst der Todesgefahr kühn gegenüberstellt, und die Anhänglichkeit einiger Hausthiere, z. B. des Hundes, an ihrem Herrn. Aber die schon angeführten Umstände zeigen uns selbst diese Mutterliebe der Thiere auf das nothwendigste Maaß beschränkt, in welchem sie nicht entbehrt werden konnte, ohne daß zahllose junge Geschöpfe der Vernichtung durch Verlassenheit preisgegeben wären. *) Sie erscheint also als nichts weiter, als die Fortsetzung des Embryo-Lebens im Mutterschooße, als die noch nicht ganz vollendete Loslösung des Jungen von der Mutter, die aber in dem so schnell kommenden Selbstständigwerden der Jungen ihr baldiges Ende erreicht. Die Anhänglichkeit einiger Hausthiere, zumeist am Menschen, sehr selten untereinander, beruht auf der Erinnerung an erhaltene Befriedigung von Bedürfnissen, sie besteht in der fortgesetzten Erwartung dieser Befriedigung, und ist so kein eigentliches psychisches Band, das den Hund an den Menschen fesselt; im wilden natürlichen Zustande kommt auch sie nicht vor. Der große Baumeister des Weltalls hat also diese Liebe nur — dem Menschen zuertheilt.

Und nun, woher willst Du die Gebote dieser Liebe nehmen? ... Die Natur weiset Dich zurück, sie kennt von Seiten der Wesen die Liebe nicht. Und wenn auch die Liebe als unmittelbare Sympathie, wie wir sie eben gedeutet, in den Menschen gesenkt ist, wissen wir nicht, daß alle natürlichen Anlagen des Menschen erst entwickelt, geregelt, gesichert in ihren Bahnen werden müssen? Trotz dieser unmittelbaren Sympathie brachte die Naturstufe den Menschen bis zu menschenfressenden Stämmen; der hochgebildete Grieche kannte den „Menschen" nicht, sondern nur den Stammgenossen nnd den „Barbaren", jeder Nichtgrieche war ihm ein Barbaros; selbst Aristoteles begriff die

*) Und doch ist die Mutterliebe nicht einmal vorhanden in zahllosen Thiergattungen, wie selbst in der ungeheuern Masse der Autophagi unter den Vögeln.

Entmenschlichung in der Sklaverei nicht, und hielt den Sklavenstand für unentbehrlich in der Oekonomie des Staates, das Sklavenhalten für berechtigt. Wer kennt nicht den traurigen Zustand der Heloten, und wie da Griechen gegen Griechen verfuhren? Wo sind bei den antiken Schriftstellern Spuren von Wohlthätigkeitsanstalten, von Uebung der Barmherzigkeit gegen Verarmte, Kranke, Alte?

Fürwahr! nur der Mosaismus verkündete: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst!" nur der Prophetismus erkannte alle Menschen „als Söhne Eines Vaters!" und hob für die Zukunft selbst die Nationalität auf, um das einige Menschenthum an deren Stelle zu setzen. Nur der Mosaismus wollte keinen Sklaven haben, und stellte die Vermiethung an dessen statt. Nur der Mosaismus stellte die Rechte des Armen und Fremden auf, und zeichnete Linien, innerhalb derer die Barmherzigkeit, das ist die Liebe gegen den Zurückgekommenen, geübt werden **muß**. Ja, die Religion Israels erklärte die Liebe für eine Gottesflamme, „stark wie der Tod, fest wie die Unterwelt, nicht für Häuser voll Goldes feil!" . . .

Also weißt Du nun, auf welchem Boden allein Du stehest, wenn Du die Liebe durch Dein Leben walten lässest, wenn Du opferst von dem Deinen, ohne dafür zu empfangen? . . . auf welchem Boden Du stehest, wenn Du Dir Gesetze der Liebe auferlegst, und sie erfüllest? . . . Du stehst auf dem Grund und Boden der positiven Religion, der Religion Israels allein — die Natur hat nicht einmal ein Echo hierfür! — —

Es giebt kein Volk, nicht einmal einen einzelnen, im Urwalde wandernden Volksstamm, welcher nicht sein Gesetz hätte, das sein Recht bestimmt. Und wenn dieses Gesetz auch nicht kodifizirt ist, wenn es noch nicht zum Gesetzbuche geworden, so besteht es doch in der Sitte, im Gebrauch, von dem Stamm und seinen Führern gehandhabt. Was bestimmt dieses Gesetz? Wie jedes Glied des Stammes gegen das andere zu handeln habe, besser: wie viel jeder Einzelne von seiner Freiheit, nach

völliger, persönlicher Willkür zu handeln; allen Anderen gegenüber aufzugeben habe. Das Gesetz fordert dies und dies zu thun, dies und dies zu unterlassen, ob es mit den Wünschen und dem Wollen des betreffenden Einzelnen übereinstimme oder nicht; es bestraft den Dawiderhandelnden. Aber auch schon wo zween Menschen in eine Verbindung treten, muß eine Verabredung über das Recht Beider in der Angelegenheit, zu der sie sich verbinden, stattfinden, diese Verabredung bildet ihr Gesetz. Es ist desselben Inhalts, es beschränkt die Willkür des Einen, dem Andern gegenüber. Ja, selbst für den einzelnen Menschen nur sich selbst gegenüber, besteht ein Recht, also ein Gesetz, eine Beschränkung seiner Willkür, hervorgehend aus der höhern Bestimmung des Menschen. Und selbst wer diese höhere Bestimmuug leugnen wollte, müßte zugeben, daß mindestens die gesunde, kräftige Existenz seine Bestimmung ausmacht, und welche Pflichten, welche Rechte des Menschen auf sich selbst, welche Gesetze für ihn, gehen auch schon aus diesem einen Momente hervor!

Es kann also der Mensch ohne das Recht gar nicht gedacht werden, sowohl innerhalb als außerhalb der Gesellschaft, sowohl für sich bestehend, als auch als Glied einer kleinen oder großen Gesammtheit; schon seine eigene, rein persönliche Existenz, dann die Familie, der Stamm, das Volk, der Staat, die Menschheit, sie schaffen das Recht, sie legen das Gesetz ihm auf. Weil der Mensch bewußter Willkür theilhaftig geworden, weil er nicht in unabänderlicher Nothwendigkeit, sondern nach eigener Entschließung, nach seinem Willen zu handeln in jedem Augenblicke des Bewußtseins berufen ist: darum besteht für ihn das Recht, das diese Willkür beschränkt, das von seinem Willen fordert, zu einer bestimmten Handlung hinzuführen. Des Menschen Wille erhält so einen sittlichen Inhalt, indem er die Freiheit hat, dem Recht zu genügen oder nicht. Die Beschränkung, die der Mensch durch Recht und Gesetz erleidet, ist nur: daß seinem Willen ein besonderer Inhalt, ein besonderer Werth beigelegt ist, der für den Willen entscheidend wird, und seine Handlung charakterisirt.

Sehen wir erst noch etwas näher auf das, was wir Willkür nennen. Wir nennen unwillkürlich, was nicht von dem Willen des Individuums abhängt, sondern nothwendig aus einem allgemeinen Gesetze hervorgeht, dem alle Individuen gleicher Art unter gleichen Umständen unterworfen sind, das also gar nicht anders sein oder geschehen könnte. Wir nennen willkürlich, was aus keinem allgemeinen Gesetze hervorgeht, sondern vom Willen des Individuums ausgeht, was also auch auch anders sein oder geschehen könnte. Daß der Stein sich bewegt, wenn er geschleudert wird, und wie er sich bewegt, ist unwillkürlich, er folgt darin den allgemeinen Gesetzen der Schwere, er kann sich gar nicht anders bewegen, wir können, da diese Gesetze uns bekannt sind, die Bewegung genau vorher berechnen, und sie muß, wenn wir richtig rechnen, genau so stattfinden. Wenn ich aber gehe, so ist dies eine willkürliche Bewegung, wobei ich keinem allgemeinen Gesetze folge, sondern meinem Willen; wie ich gehe, wie lang ich gehe, wohin ich gehe, Niemand kann es vorher berechnen, denn in jedem Augenblicke kann ich meine Bewegung verändern. — Allein innerhalb dieser Willkür findet dennoch eine große Verschiedenheit statt. Fahren wir in unserm Beispiele fort. In der Bewegung des Steins ist auch der kleinste, unsäglich kleinste Theil dieser Bewegung den bestimmten allgemeinen Gesetzen folgend; die Unwillkürlichkeit ist ganz vollständig und hat keine geringeren oder größeren Grade. Wenn ich aber in meinem Zimmer umhergehe, so gehe ich bald nach dieser, bald nach jener Richtung, bald langsam, bald schnell; es versteht sich, alle diese Bewegungen sind willkürlich, denn sie gehen aus keinem allgemeinen Gesetze nothwendig hervor, also sind sie Ausflüsse meines Willens. Aber dieser mein Wille, bald dahin, bald dorthin, bald schnell, bald langsam zu gehen, ist in mir gar nicht ausgesprochen vorhanden, ich bin in tiefes Sinnen versunken, wobei mein Gang mir ganz unbeachtet bleibt, mit einem Worte, daß ich gehe, ging aus meinem bewußten Willen hervor, weil ich mir Bewegung machen wollte, wie ich gehe, bleibt

mir unbewußt, ist Ausfluß meines unbewußten Willens. Wir sehen also, daß alle willkürlichen Thätigkeiten entweder aus bewußtem, oder unbewußtem Willen hervorgehen. Jeder Wille muß aber wiederum aus bestimmenden Momenten hervorgehen und so wird der unbewußte Wille aus unbewußt bestimmenden Momenten, der bewußte Wille aus bewußt bestimmenden Momenten hervorgehen. Daß ich gehe, hat seinen Grund, weil mir bewußt ward, daß die Bewegung mir angenehm, nützlich, im Sinnen unterstützend sei, darum stand ich auf und gehe umher; wird mir bewußt, daß ich müde werde, daß ich wieder schreiben oder lesen will u. dgl., so setze ich mich nieder, wiederum eine bewußte Thätigkeit. Wie ich aber gehe, ob nach dieser oder jener Ecke, schnell oder langsam, hat seinen Grund durchaus in Nichts, was mir bewußt wird; es ist die Gewohnheit, die unbewußt wirkt, es ist das Streben nach abwechselnder Thätigkeit, welches in den Muskeln unbewußt wirkt, es sind die Gemüthsaffekte, welche unbewußte Bewegungen des Körpers hervorrufen, ich gehe schneller, wenn meinen Geist Etwas anregend beschäftigt, langsamer, wenn ich grübelnd suche, ich bleibe stehen, wenn ich tief versunken bin, aber alles dies, ohne daß mir diese körperlichen Thätigkeiten irgendwie zum Bewußtsein kommen. Nun gut. Willkürliche Bewegungen haben die sämmtlichen Thiere — obgleich die untersten in geringem Grade — aber sie sind sämmtlich unbewußt willkürliche Thätigkeiten; während der Mensch allein bewußt willkürliche Thätigkeiten hat. Es ist aber klar, daß unbewußt willkürliche Thätigkeiten keinen sittlichen Inhalt haben, es sei denn, daß sie bei dem Menschen aus, mit Bewußtsein angenommener Gewohnheit fließen. Wenn der Mensch durch eine Bewegung im Schlafe ein Gefäß vom Tische stößt und zerbricht, so ist er dafür nicht zurechnungsfähig. Wir züchtigen ein Hausthier für ein uns unangenehmes Thun nicht als Strafe, sondern um es von dessen Wiederholung abzuhalten, an sich hat die Handlung eines Thieres niemals sittlichen Inhalt.

Außer dem Menschen hat also kein Wesen in dem uns be-

kannten Naturkreise bewußte Willkür; die Natur kennt nur die Nothwendigkeit ihrer allgemeinen Gesetze; diesen kann sich keines ihrer Individuen entziehen; in der Natur hat kein Individuum den freien Willen, ihren Gesetzen zu genügen, oder nicht; in ihr kann keinem Rechte genügt oder nicht genügt werden, mit einem Worte: in der Natur besteht kein Recht! ...

Wie willst Du also aus der Natur das Recht, wie es unter den Menschen gelten soll und muß, schöpfen und erkennen wollen? Es ist baarer Unsinn, Vorspiegelung, Täuschung. Die Natur kann Dich niemals belehren, wie der Mensch gegen sich selbst und seine Mitgeschöpfe handeln soll, was er an seiner freien Willkür zu handeln aufzugeben habe, was er zu opfern habe, um dem Rechte zu genügen, das ihm Gesetz sein soll bei der Wahl seiner mit Bewußtsein vollbrachten Thätigkeiten. Die Natur als Quelle irgend eines Rechtes ansehen zu wollen, ist ein völliger Widerspruch, da die Natur kein Recht, kein bewußtes Aufgeben seiner persönlichen Willkür, keine bewußte Willkür, sondern nur die Nothwendigkeit eines unveränderlichen, allgemeinen Gesetzes hat.

Was ist aber nun die wahre Quelle des wahren Rechtes? ... Wir sagten oben, jedes Volk, jeder Volksstamm hat sein Recht, seine Sitte, sein Gesetz. Aber welche Verschiedenheit fand in allem Dem unter allen Völkerschaften aller Zeiten statt! Und nicht etwa bloß unter zivilisirten und unzivilisirten. Die Sparter belohnten den mit List und Gewandtheit ausgeführten Diebstahl; die Völker des Mittelalters hielten die Anwendung der fürchterlichsten Torturen für Recht; der Religionsfanatiker zündet Scheiterhaufen dem Ketzer voller Bewußtsein seines Rechtes hierzu; wie Vieles gilt noch heute in den erleuchtetsten Staaten für Recht, was späteren Folgezeiten fast unbegreiflich erscheinen wird, während wilde Völker die Tödtung greiser Eltern wegen ihrer Altersschwäche und das Verzehren ihrer Feinde für Recht halten; aber gehet noch heute nach den Sklavenstaaten, gehet nach dem sogenannten freien Nordamerika, und sehet, was

dort Rechtens gegen die Sklaven ist. Aus der Geschichte des Rechts wird uns eine Rechtsunsicherheit entgegenkommen, die uns die Unzulänglichkeit des Menschen, das Recht festzustellen, erweisen wird.

Wollen wir also irgend ein allgemeines Recht haben und erkennen, ein Recht das unter allen Himmelsstrichen und in allen Zeiten seine Geltung haben sollte, ein Recht, das unverkürzt bleiben muß, so daß das Gesetz eines Volkes oder Staates, welches ein anderes feststellt, das wahre Recht verkürzt; so bleibt uns als einzige, sichere und unwandelbare Quelle allein die positive Religion, die religiöse Idee, wie sie von der Religion Israels in die Menschheit gebracht worden. Sie allein stellt uns die ewigen Grundsätze des Rechts auf, aus denen die einzelnen Rechte und Gesetze fließen und abzuleiten sind; sie, die religiöse Idee, giebt uns den Boden, aus welchem das ewige Menschenrecht hervorsprießt, und mögen nun die Zeiten und Zonen daran modeln und modifiziren, wie sie wollen — wir vermögen immer wieder zum wahren Rechte zu gelangen, sobald wir zur religiösen Idee in der Religion Israels zurückkehren und zu dem Rechte, das unmittelbar aus ihr hervorgegangen und hervorgeht. . . .

All dies zu erkennen, ist an der Zeit. Die Natur, der unendliche Kreis der Schöpfung ist eine unerschöpfliche Lehrquelle, wenn wir den Schöpfer erkennen und verehren lernen wollen, wenn wir Ordnung, Zweckmäßigkeit, Schönheit der Gebilde lernen wollen — aber für die Gesetze der menschlichen Gesellschaft, für die Gesetze der menschlichen Industrie, die Gesetze der Liebe, die Gesetze des Rechts giebt sie Nichts, giebt sie keine Basis, giebt sie nicht einmal Analogieen, sie kennt sie nicht, sie hat nichts Aehnliches. Wollen wir aus der Natur vermittelst unserer Vernunft die Gesetze der menschlichen Industrie und Sittlichkeit, d. i. der menschlichen Gesellschaft, ziehen, so werden wir das gerade Gegentheil erfahren, so werden wir nur das finden, was die Gesellschaft auflöst und vernichtet — die rohe Gewalt, eine Oeko-

nomie, eine Zusammensetzung, die das Leben des Einen auf den Tod des Andern gründet, die nur erhält, indem sie vernichtet; während auf der Pforte der menschlichen Industrie die Inschrift steht:

Geben und Empfangen, Leisten und Erhalten;

auf der Pforte der menschlichen Sittlichkeit:

Liebe und Recht.

Du hast demnach nur die eine Wahl: entweder Du löschest diese Inschriften aus, Du meinst und behauptest, der Mensch ist nicht jenen als ewig proklamirten Grundsätzen und Gesetzen der Liebe und des Rechts, jenen Grundsätzen des Gebens und Empfangens, des Leistens und der Gegenleistung unterworfen, sie sind gänzlich falsch und Wahn — oder Du mußt anerkennen, daß die einzig richtige Quelle der Erkenntniß für sie war und ist die von Israel verkündete und getragene positive religiöse Idee. Denn die Natur schweigt über sie, und die menschliche Vernunft, die ewig abhängig von dem Geist und den Leidenschaften der Zeit und von der Persönlichkeit, in der sie thätig ist, immerfort schwankt und individualisirt, vermag nicht sie aus sich selbst zu produziren. Sie begreift, prüft, erkennt sie, leitet von ihnen ab, spezialisirt und wendet sie an auf Zeit, Ort, Verhältnisse, Kasus — aber sie hat sie nicht produzirt und kann sie nicht endgiltig erweisen.

Es bleibt Dir keine andere Wahl übrig. Daß Du also die Wohlthaten der positiven Religion genießen, und in ihrem Schatten es Dir wohl sein lässest, dabei aber sie verleugnest und verächtlich sie bei Seite schiebest — diese Täuschung gieb endlich auf.

Fünftes, belehrendes Wort.

1. Die Gesetzlichkeit in der Natur.

Natur, menschlicher Geist, Geschichte, sie sind anzusehen als konzentrische Kreise um einen und denselben Mittelpunkt. Ist Natur das All der geschaffenen Wesen, so hebt sich aus diesen, soweit wir sie kennen, der menschliche Geist als die Spitze derselben hervor. Geschichte ist aber nur wieder der Bericht von der Entwickelung dieses menschlichen Geistes, wie sie sich in Thatsachen und Zuständen ausgeprägt.

Alle drei, Natur, menschlicher Geist, Geschichte, haben also einen und denselben Mittelpunkt, ein Charakteristikum, das ihnen eigenthümlich ist und sie in höchster Weise bezeichnet — die Gesetzlichkeit. Ja, nicht blos die Natur, sondern auch der menschliche Geist, sondern auch die Geschichte sind gewissen Gesetzen unterworfen. Was heißt das? Lasset mich ein Beispiel anführen. So oft wir einen Stein von gleichem Gewicht aus derselben Höhe herabfallen lassen, wird er stets denselben Weg und mit derselben Geschwindigkeit nehmen. Lassen wir aus derselben Höhe einen andern Stein von verschiedenem Gewicht fallen, so nimmt er denselben Weg aber mit einer andern Geschwindigkeit, die jedoch genau in Verhältniß zu seinem Gewichte steht; oder fällt derselbe Stein aus einer verschiedenen Höhe herab, so bemerken wir wieder eine andere Geschwindigkeit, jedoch stets in bestimmtem Verhältniß zur Höhe. Wenn wir

hingegen z. B. zwei Pferde von demselben Orte nach demselben Ziele fortrennen lassen, so werden sie schwerlich denselben Weg und sicher nicht mit derselben Geschwindigkeit, ja, ein Pferd denselben Weg nicht zum zweiten Male mit gleicher Geschwindigkeit, ja nicht einmal ein Pferd den ganzen Weg mit fortgesetzt gleicher Geschwindigkeit zurücklegen. Wir sagen dahre: die Bewegung des Steines ist einem bestimmten unveränderlichen Gesetze unterworfen, so daß sie unter denselben Bedingungen immer dieselbe sein wird, während die Bewegung des Pferdes frei, der Willkür des Pferdes anheimgegeben, daher immer verschieden ist. Wir erkennen da ein Gesetz an, wo unter denselben Bedingungen stets dasselbe erfolgt, und bei veränderten Bedingungen die Veränderungen nach bestimmten Verhältnissen geschehen. Solchen bestimmten, unveränderlichen Gesetzen, sagen wir nun, ist die Natur, ist der menschliche Geist, ist die Geschichte unterworfen.

Bevor wir uns aber von der Gesetzlichkeit in der Natur ein deutliches und übersichtliches Bild entwerfen, ist es nothwendig, daß wir uns zuvor die Unendlichkeit und darum Unermeßlichkeit der Natur zurückrufen, eine Unendlichkeit, die eben sowohl im Umfang, wie im Inhalt, im Großen, wie im Kleinen stattfindet. Das Licht, läuft nach der sichersten Berechnung in jeder Sekunde 41,549 geographische Meilen — um uns die Sache anschaulich zu machen, in einer Sekunde würde das Licht mehr als 7 mal um die 15,400 Meilen im Umkreis große Erdkugel laufen können — es ist dies allerdings noch nicht die größte Geschwindigkeit, denn die Elektrizität durchläuft in einer Sekunde mehr als 62,500 Meilen, also mehr als 11 mal um den Erdball, — das Licht bedarf demnach 8, 17″, um von der Sonne zur Erde zu gelangen — dennoch braucht das Licht z. B. des 61. Sternes des Schwans, über 10 Jahre, um zu uns zu gelangen; noch mehr: Sterne des großen Ringes der Milchstraße sind so weit uns entfernt, daß nach sicheren Berechnungen ihr erster Lichtstrahl 2000 Jahre brauchte, um in unser Auge zu fallen und uns von ihrem Dasein Kunde zu

geben. Jedermann weiß, daß jeder der s. g. Fixsterne eine Sonne ist, d. h. lichtgebender Mittelpunkt eines Sonnensystems von Erden und Monden. Dennoch erblicken wir mit dem bloßen Auge 5800 solcher Fixsterne, aber mit dem Herschelschen 20füßigen Spiegelteleskop mit 180maliger Vergrößerung haben wir 20,347,000 Fixsterne anzunehmen. Ja, in dem noch mächtigern 40füßigen Spiegelteskop hielt Sir William Herschel in der Milchstraße allein 18 Millionen für sichtbar. Und nun, bedenken wir, daß wir darum doch nur auf sehr beschränkte Weise den Weltraum zu durchblicken beanspruchen können. Aber steigen wir auf unsere Erde hinab, und nehmen auf ihr einen einzelnen Tropfen Wassers, und bringen diesen unter das Hydro-Oxygen-Gas-Mikroskop, so erblicken wir in ihm viele, viele Tausende von Thieren, die sich bewegen und vermehren, also sorgfältig organisirt sind; war es Brunnenwasser und wir vertauschen ihn mit einem Tropfen Flußwasser, so sind es abermals zahllose andere Thiere, die in den wunderlichsten Gestalten vor uns erscheinen; vermischen wir beide, so entsteht ein Kampf auf Tod und Leben zwischen den Bewohnern beider Gewässer, der nicht mit diplomatischen Verhandlungen, sondern mit der Vernichtung der Einen durch die Andern endet. Diesem gegenüber, denken wir an den unermeßlichen Ozean; er ist allbelebt von wohlorganisirtem Thierleben; bis zu 1620 Fuß Tiefe wurden aus dem Ozean Polygastern und Phytolitharien hervorgeholt, selbst im Eise in der Nähe der Pole wurden viele Arten derselben, ja Koskinodisken mit ihren grünen Ovarien, also sicher lebend gefunden, so daß selbst da, wo alle Vegetation aufhört, sich große Seethiere von der unendlichen Ansammlung des thierischen Lebens, das bisweilen wie zusammenhängender Schlamm das Meer erfüllt, erhalten können. Aber ebenso im Erdreiche. Die kleinsten Infusorien, die wir kennen, die Monadinen erreichen nur einen Durchmesser von $^1/_{3000}$ einer Linie und doch bilden die kieselschaligen Organismen in feuchten Gegenden unterirdische belebte

Schichten von der Dicke mehrerer Lachter. Welche Masse von Polythalmien schließt eine dünne Kreideschicht ein, da von Galionella ferruginea der Kubikzoll 1 Billion 750,000 Millionen Individuen enthält! So klein also der Kreis ist, den der Mensch übersieht, so schwach noch im Verhältniß die Werkzeuge, mit denen er seine beschränkten Sinne verstärkt, gleichsam die Fühlfäden seines Geistes weithin verlängert hat — so erdrückend tritt die Unendlichkeit des Weltalls ihm entgegen, eine Unendlichkeit an Raumgröße, an Zahl der Wesen, an Mannigfaltigkeit der Wesen; denn von allen diesen Wesen ist nicht allein keine Gattung der andern, sondern auch kein Individuum dem andern völlig gleich, sondern überall finden sich Verschiedenheit, die bald größer, bald kleiner, immer aber die unermeßliche Mannigfaltigkeit der Daseinsformen bekunden. Sind doch allein von den Insekten schon über 100,000 Arten wissenschaftlich beschrieben, und ebenso viele Gewächsarten, und doch ist noch eine unüberschauliche Menge von Thieren und Pflanzen übrig, die uns bis jetzt unbekannt. Und dies allein auf unserer kleinen Erdkugel!

Und dennoch, dieses unendliche All mit seinem unendlichen Inhalt bildet eine einzige Einheit; sie alle, die großen Sonnen mit ihren Weltkörpern, die kleinen Infusorien, die wieder selbst für ungleich kleinere zum Wohnplatz dienen, sie sind verbunden mit einander zu Einem Ganzen. Es ist dies eine Thatsache, die Jedem wie von selbst entgegentritt, wenn er die ewige Ordnung bedenkt, in der alles Natürliche vor sich geht. Wir sehen niemals einen Herbst auf den Winter folgen, niemals das Alter der Reife unmittelbar an das Kindesalter sich schließen; wir erblicken stets nach bestimmter Zeit die Sonne wieder an demselben Platz am Himmel, und jedes lebende Geschöpf wieder in Staub zerfallen, nachdem seine Stelle längst wieder besetzt ist. Eine solche Ordnung kann nur in einer Einheit bestehen, denn sie müßte sofort und auf's Wesentlichste gestört werden, sobald irgend etwas Nichtdazugehörige, Nichteinge-

fugte, Nichteingegliederte zu wirken begänne. Aber fragen wir: wodurch ist und besteht dieses All als eine Einheit, und bildet diese Unendlichkeit von verschiedenen Wesen ein Ganzes? Dadurch, daß durch das ganze All ein und dieselben Gesetze reichen, und Alles was geschieht, so mächtig groß, so mächtig klein es sei, nach denselben Gesetzen geschieht. Es geziemt sich aber, dies zum klaren Bewußtsein zu bringen.

Durch zwei Dinge stehen alle Theile des Universums mit einander im Verkehr, durch das Licht und die Gravitation oder allgemeine Schwere. Sie sind gleichsam die Boten, die von einem unermeßlichen Raume zum andern eilen. Das Licht ist es, welches von den entferntesten Weltkörpern zu uns gelangt und uns Kunde giebt von ihrem Dasein; das Licht, welches uns gestattet, ihre Entfernung, ihren Standpunkt im All, ihre Größe, ihre Bahn, ihre Umlaufszeit zu berechnen, das Licht ist also das Verbindungsmittel aller Wesen mit einander. Allerdings gelangt das Licht nur abgeschwächt zu uns, denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß der ganze Weltraum mit einem Fluidum, das man Weltäther nennen mag, erfüllt ist; man schließt dies erstens daraus, daß, würde das Licht durch dieses Fluidum nicht abgeschwächt, der Himmel von den zahllosen leuchtenden Weltkörpern stets wie ein goldnes Gewölbe leuchten müßte, an dem die Sonne nur durch ihre Flecken sichtbar wäre; man schließt es mit größerer Gewißheit aus dem hemmenden Einfluß, der auf die Umlaufszeit des s. g. Enckeschen Kometen wirkt, und aus der Verdunstung zahlreicher und mächtiger Kometenschweife. Ob dieser Weltäther auf unsre Atmosphäre Einfluß übt, ob er in unsern Luftkreis von dessen Grenze aus eindringt, und da meteorologische Veränderungen hervorbringt, gehört freilich nur in das Reich der Vermuthung. Sicher aber ist das Licht der Bote, der von einer Welt zur andern flieget, und dieser Bote hält seinen Lauf, seine Geschwindigkeit nach einem und demselben Gesetze, seine Stärke, sein Reflex sind dieselben, ob es vom Sirius oder vom Orion kommt, sein Inhalt und

seine Wirkung, z. B. seine chemische, sind unter denselben Bedingungen immer dieselben, mag es irdisches, planetarisches oder Sonnenlicht sein, es wird in unseren Fernröhren und Spiegelteleskopen auf dieselbe Weise gebrochen, zurückgeworfen und in Bilder gesammelt, das Licht eines Kaminfeuers oder das Licht eines Sternes im Schwan.

Nicht minder erweist sich uns das Gesetz der allgemeinen Schwere als ein ganz allgemeines, durch das ganze Universum reichendes. Die Bewegungen der größten und entferntesten Weltkörper geschehen nach denselben Gesetzen, nach welchen die geworfenen Körper hier auf unserer Erde bewegt werden. Einen glänzenden Beweis hierfür hat die neuere Zeit geliefert. Verschiedene Astronomen hatten in den Bewegungen des Uranus mehrfache Unordnungen beobachtet, Unordnungen, die Solche nach den Gesetzen der Gravitation schienen; sie hatten daraus geschlossen, daß noch ein großer, ungekannter, entfernterer Planet vorhanden sein müsse, der vermöge seiner Masse durch die Attraktion auf den Uranus wirke. Dies griff ein französischer Mathematiker, Leverrier, auf, unterwarf diese scheinbaren Unordnungen des Uranus einer genauen Berechnung, und bestimmte nun nach ihnen den Platz, die Größe und Umlaufszeit des noch nie gesehenen Planeten. Und siehe, kurze Zeit darauf wurde er von Galle an diesem Platze wirklich aufgefunden, und die Berechnungen Leverrier's bestätigten sich bis auf Geringes. Wilhelm Herschel beobachtete 4 Jahre lang den Lauf des Uranus, und berechnete daraus, daß seine Umlaufszeit um die Sonne 84 Jahr betragen müsse; noch mehr, Gauß beobachtete einige Tage nur die Ceres, berechnete daraus die Bahn derselben auf's Genaueste, so daß man sie durch seine Vorausbestimmungen auf's Leichteste auffand. Alle diese astronomischen Berechnungen gründen sich aber auf die Gesetze der Bewegung, die auf der Erde aufgefunden worden, und so ist es uns bewiesen, daß dieselben Gesetze der Bewegung, der Anziehung, der Schwere, die wir auf unserer Erde beobachten, auch in den entferntesten Räu-

men für die größten Weltkörper gelten, und können daraus über ihre Gestalt, über ihre Dichtigkeit, die Abwechslung der Tages- und Jahreszeiten auf ihnen die wunderbarsten Schlüsse ziehen, die uns hier aber zu weit führen würden.

Wir können aber noch mehr solcher allgemeinen Gesetze aufführen. Ein allgemeines tiefgreifendes Gesetz alles Daseienden ist: die ewige Veränderung. Nichts ist ruhend im Weltall, und Nichts von dem Bestehenden ist bleibend, sondern Alles ist in stetem Wechsel begriffen. Es ist bekannt, daß z. B. an unserm Körper stets ausgeschieden, stets neuersetzt wird, so daß wir, ohne unser Wissen, durch diesen beständigen Stoffwechsel alle 5 Jahre einen ganz neuen Körper haben. So wissen wir aber auch, daß unser Erdkörper die bedeutendsten Perioden und Gestaltungen schon durchgemacht hat, deren Zeugen in der Beschaffenheit ihrer Gesteine und Oberfläche bestehen, deren Zeugen an Pflanzen- und Thierbildung aber auch aus ihrem Schooße gegraben werden; daß die Erde aber auch tief in ihrem Schooße und außen auf ihrer Oberfläche sich immerfort verändert und umgestaltet, und stets nur in einem Zustande des Uebergangs sich befindet; und wenn dies vielfach unserm Auge entgeht, so vergessen wir nicht, daß die Weltkörper nicht nach Menschenaltern zählen. So wie aber die Monde um die Erden, diese mit jenen um die Sonne immerfort sich bewegen, so hat auch die Sonne ihren Lauf, so verändern auch die Sonnensysteme ihre Stellung gegen einander. Z. B. der helle Stern im Ochsenhüter Arkturus hat in den 2100 Jahren, in welchen er beobachtet wird, seinen Ort gegen die benachbarten schwächeren Sterne um drittehalb Vollmondbreiten verändert. Gleiches von anderen Gestirnen, so daß der Name Fixstern nur uneigentlich gebraucht wird. Giebt es also Nichts, was beständig ist in dieser Welt, erleidet Jedes unaufhörlich die Einwirkung der verschiedensten Kräfte, des Lichtes, der Wärme, der Elektrizität, des Magnetismus, so geschieht dies Alles doch nur nach denselben Gesetzen, die beständig, die ewig unveränderlich sind.

Eine andere Erscheinung, die durch die ganze uns bekannte Welt reicht, können wir dahin normiren, daß alle vorhandenen Dinge überall in zwei Klassen sich trennen, in Solche, von denen eine Wirkung ausgeht, und Solche, welche die Wirkung erleiden. So trennen sich alle Weltkörper in leuchtende, lichtausstrahlende und lichtempfangende, was natürlich eine gänzlich verschiedene Beschaffenheit Beider voraussetzt, ohne daß es bis jetzt uns gelungen ist zu erfassen, was eigentlich die Natur der lichtausstrahlenden, der Sonnen ist. So sind alle belebten Wesen der Erde in zwei Geschlechter getrennt, oder haben doch, wie die meisten Pflanzen, getrennte Organe, welche diese Scheidung repräsentiren.

Treten wir nun aber in den engern Kreis unsrer Erdschöpfung ein, um zu beobachten, inwiefern hier die mannigfaltigsten, aber ewigen Gesetze sich kund thun. Wir gewahren auch hier ein sorgfältiges Ineinandergreifen aller Wesen; wir sehen wie die Pflanze auf den anorganischen Dingen wurzelt, und selbst der kahlste Felsen nicht blos Moose und Schlingpflanzen, sondern auch die kühne Tanne zu tragen vermag; wie wieder ein großer Theil der Thierwelt von den Pflanzen lebt, der andere wieder die Thiere verzehrt, der Mensch endlich zu seiner Erhaltung und Bequemlichkeit sich Alle zinsbar macht. Eine Wesengattung bedarf der andern; keine kann entbehrt werden. Was nun die anorganischen Dinge betrifft, so weiß, wer nur einen flüchtigen Blick in die jetzige Chemie wirft, wie weit man gelangt ist, der Natur die Gesetze der Zusammensetzung und Auflösung abzulauschen, und die Dinge in ihre Grundstoffe zu zertheilen, und wie man, um nur Gewöhnliches anzuführen, nicht blos das Wasser in seine zwei Luftarten zu zersetzen und wieder zu Wasser zu vereinigen weiß, ohne daß die Menge des Wassers dabei eine Veränderung erleidet, sondern, daß man auch Zucker, Holz, Horn und dergleichen feste Körper mehr, in luftartige Bestandtheile zerlegt, so daß es sehr wahrscheinlich ist, daß alle Körper sich als Zusammensetzungen aus luftartigen

Grundstoffen zeigen werden. Jedermann kennt das Gesetz der s. g. Wahlverwandtschaft, nach welchem, wenn A und B einen Körper bilden, und C und D einen Körper, beide aber in Berührung kommen, A das B verläßt und sich mit C vereinigt, B mit D, und zwei neue Körper bilden, ein Gesetz, worauf sehr viele chemische Prozesse beruhen.

Die belebten Organismen aber stehen wieder allesammt unter Einem Gesetze, nämlich, daß sie aus einem Keime, der von der vorhergehenden Generation gegeben ist, entstehen, sich entwickeln, zur Blüthe und höchsten Entfaltung gelangen, dann wieder abnehmen und endlich durch den Tod dem Zersetzungsprozesse anheimfallen. Hiervon ist nichts Belebtes ausgenommen, auf diesem Grundtypus alles Organischen beruht ihre ganze Existenz, und ob die eine oder andere Stufe in diesem oder anderm Stadium an eine kürzere oder längere Zeit gebunden sind, ob eine Menge Insekten gleich nach dem Momente der Fortpflanzung sterben, oder manche Baumart Jahrhunderte lang den Prozeß des Früchtetragens wiederholt; ob wir einerseits die s. g. Eintagsfliege kürzer als einen Tag bestehen, Zedern auf dem Libanon nach der Zahl ihrer Jahresringe wirklich in die Zeit des Königs Salomo, also in ein dreitausendjähriges Alter hinaufreichen sehen — ihre Lebensperioden sind doch dieselben und werden sämmtlich durchlebt.

Kein Theil der Naturwissenschaften hat trotz außerordentlichem Studium doch noch immer des Dunkeln und Geheimnißvollen so viel behalten, als der Prozeß des Werdens der belebten Wesen. Man hat in den Gräbern der alten Egypter bei Thebä Ricinussaat, Getreidekörner und dgl. gefunden, die mindestens drittehalbtausend Jahre alt sind, und die dennoch ihre Keimkraft noch nicht verloren haben, sondern in die Erde gebracht, fröhlich emporblühten. Nichts ist interessanter, als die tausendfach verschiedene Art zu beobachten, wie die Insekten ihre Lärvchen und Eier in Wasser, Erde, Pflanzen oder Thiere legen und auf wunderbare Weise verwahren, um vor Vernichtung ge-

schützt zu sein und zur rechten Zeit und unter günstigen Verhältnissen in's Leben zu kommen. Das Eine bohrt Löcher und Gänge durch Gestein und Erde mit besonderem anerschaffenen, sehr künstlichem Bohrer; das Andere, wie die Mücke, erhascht ein Blättlein auf dem Wasser, wickelt seine Eier zwischen seinen Hinterfüßchen in ein Gespinnst und läßt es dann zum Ufer schwimmen, und dabei ist Alles an die Zeit gebunden, und der Stunde, ja der Minute unterworfen. Um zu erkennen, wie sehr auch hier in dem, was uns dem reinen Zufall überlassen scheinen könnte, eine tiefe Gesetzlichkeit waltet, will ich nur Eines anführen, was von Hufeland im Anfang dieses Jahrhunderts aufgefunden worden, und sich seitdem überall bestätigt hat. Viele Familien, die mit Kindern gesegnet sind, haben unter diesen bald eine größere Zahl Knaben, bald eine größere Zahl Mädchen, bald nur Knaben, bald nur Mädchen. Es scheint dies Alles rein zufällig. Und dennoch findet hier das allgemeine Gesetz statt, daß in einer bestimmten Zahl in einer bestimmten Zeit sich immer wieder dasselbe Verhältniß zwischen Knaben und Mädchen herstellt, wie 27 zu 26, in heißen Zonen, wie 21 zu 20; es gilt dies so genau, daß bei einer Mill. Geburten dieses normale Verhältniß in einem Jahre, bei Hunderttausend in 10 Jahren sich thatsächlich erweisen wird. Es ist also auch hier niemals ein Zufall, sondern ein unabwendbares Gesetz, welches über hunderttausend von einander getrennten Individuen in einer Gemeinsamkeit waltet, und das uns allerdings in seinem Kausalkonnex ganz unerklärlich ist.

Die neuesten Untersuchungen haben dargethan, daß alle Organismen, seien es Pflanze, Thier oder Mensch, ihren ersten Ursprung in einer sphärischen Urzelle haben, und daß der ganze Organismus mittelst eines millionenfältigen, immer wiederholten Setzens derselben Urzellenform wird, so daß durch die Wiederholungen der Urzelle der ganze Organismus ein Zellenbau ist. Es gehört dazu allerdings eine unermeßliche Zahl solcher Zellenmonaden. Während die größten kaum $\frac{1}{50}$ Linie erreichen, fallen

die kleinsten noch unter $\frac{1}{300}$ Linie. So groß sind die fließenden Zellen des Blutes, Blutkörperchen, deren daher 27 Millionen auf eine Kubiklinie gehen. Nun bedenke man, daß die Blutmasse des erwachsenen Menschen einige 20 Pfund beträgt. Nicht minder berechnet man die Hautfläche eines erwachsenen Menschen auf 14 Quadratfuß, es gehören dazu 150,000 Mill. Zellen. Wie diese ungeheure Vervielfältigung der Zellen aus einer Urzelle stattfindet, um einen vollständigen Organismus zu bilden, ist so: einmal indem die einfache Zelle durch Setzen zweier Mittelpunkte sich theilt nach Art einer liegenden ∞ und so zu zwei Zellen wird, dann indem innerhalb einer Zelle eine oder mehrere Zellen entstehen und allmälig frei werden, sobald die Mutterzelle zerfällt, endlich indem aus einem Ende der Zelle eine andere herauswächst. Diese Zellen sind nun entweder bleibend, d. h. sie bleiben Zellen, setzen sich als Solche immer von Neuem und ziehen als solche in den Säften immerfort einher, wie millionenfach in jedem Blutstropfen; oder sie lagern sich als Zellen nebeneinander, ruhende, wie das Edelste und Bedeutendste in unserm Organismus, das Nervenmark, Hirn, Rückenmark und Genitalien aus fixirten, nur neben einander gelagerten ruhenden Zellen besteht; oder sie fließen mit anderen zusammen und verschmelzen zu Fasern, Haut- oder Röhrengebilden, aus welchen nun alle die vielen eigenthümlichen Systeme des Organismus sich entwickeln, bei denen aber allen die ursprüngliche Zelle sich nachweisen und der Uebergang erklären läßt.

Auf solchen einfachen Gesetzen beruht das Werden und immer wieder Werden aller belebten Organismen unsers Erdkörpers, der Pflanzen, Thiere und des Menschen. Auf demselben Gesetze beruht aber auch das Bestehen alles belebten Wesens. Nicht etwa wie eine Maschine, die einmal zusammengesetzt, nur in Bewegung erhalten zu werden braucht und nur der allmäligen Abnutzung entgegengeht: sondern indem unter jenem allgemeinen Gesetze der beständigen Veränderung immerfort ausgeschieden und immerfort neu gebildet wird, so daß das

Bestehen jedes Organes nichts anderes als eine immer fortgesetzte Selbstzerstörung und Selbstschöpfung ist. Die Ausscheidung von Stoffen geschieht nun abgesehen von dem steten Häutungsprozeß durch fortwährende Verbrennung unsers Kohlenstoffs im Athmen. Ein gesunder Mann verbrennt in einer Stunde in sich etwa 10 Grammen Kohlenstoff, so daß in 24 Stunden $\frac{1}{2}$ Pfund Kohlensubstanz verbrannt und in Form von Kohlensäure ausgestoßen wird. Hieran reiht sich die Hautausdünstung, durch die in 24 Stunden $2\frac{1}{2}$ Pfund Wasser verdampft, dann die flüssigen und festen Ausscheidungen im Nahrungswege und durch die Nieren, so daß in 24 Stunden $\frac{1}{4}$ der gesammten Menge des Blutes einer theilweisen Zersetzung und Zerstörung anheimfällt. Wie aber ein beständiges Ausscheiden, so findet auch beständige Assimilation statt, zuerst durch das Einsaugen, das beständig an der ganzen äußern Hautfläche stattfindet, (wie z. B. ein Mensch durch längeres Bad an Schwere gewinnt), dann durch das Einathmen, namentlich des Sauerstoffs der Atmosphäre, endlich durch Aufnahme von Nahrungsstoff in flüssiger und fester Gestalt. Nichts ist merkwürdiger, als den Apparat und die Prozesse zu betrachten, durch welche diese Aneignung von Nahrungsstoffen bis zur völligen Assimilation vermittelst der Zellenmonaden bewirkt wird, es würde uns dies aber zu weit führen; könnte man doch über die Zähne allein ein ganzes Buch schreiben. Nur eines der hier waltenden Gesetze will ich erwähnen: die Pflanzen leben allein durch die Aufnahme elementarischer Stoffe, so daß sie schon mit Wasser befeuchtet in atmospärischer Luft nicht blos keimen, sondern auch Samen tragen können, während die Thiere, vielleicht mit Ausnahme der Infusorien, nur Stoffe aufnehmen können, die schon einmal lebendig gewesen, die organischer Natur sind. Durch Darreichung der chemischen Bestandtheile, Kohlenstoff, Wasser-, Sauer- und Stickstoff, bis zum Eisen, Kalk, Schwefel und Phosphor würde der Tod erfolgen, so daß geradezu terrestrische Stoffe, wie besonders Salz, nur zu momentaner Anre-

gung und als Medikament aufgenommen werden. So schön nun auch die Verhältnisse dieses stetigen Zerstörens und Schaffens im belebten Organismus und so überaus zähe sein Bestand hierdurch sind, so ist es doch einsichtlich, daß ein solch kompliziertes Gebäude entweder durch plötzlich eingetretene oder lang vorbereitete feindliche Einwirkung, oder endlich durch die stille langsame, aber doch sehr mächtige Obmacht der Zeit überwunden und der Vernichtung geweiht werden muß. Längst ist aber nach schon angeführten Gesetzen die Stelle des abtretenden Individuums dann wieder ausgefüllt, und so ungeheuer die Zahl der aufhörenden Individuen ist, wie unter den Menschen allein jeder Tag 80,000, jedes Jahr 30 Millionen verschlingt, so hat sich bis jetzt auf der Erde dennoch nur eine allmälige Vermehrung der Individuen kund gethan; und es ist in der geschichtlichen Zeit eine große Verminderung nur einiger weniger Thierarten durch den Menschen, der sie als ihm feindlich bekämpfte, oder als ihm nützlich zu schnell konsumirte, vorgekommen.

Allerdings gehört aber jede Gesammtheit von Organismen nur einer bestimmten Periode des Erdzustandes an. Aus dem Schooße der Erde werden ungeheure Reste von Pflanzen und Thieren an's Licht geschafft, die höchst verschieden von den jetzigen, die Erde bevölkernden sind. Höchst verschieden an Größe, gegen die die gegenwärtigen größten nur Zwerge sind, und an einfacher Organisation, wie z. B. alle Pflanzen der Vorwelt nur riesige Farrenkräuter waren; und doch übereinstimmend in der ganzen Anlage und Beschaffenheit, so daß wir jene frühere Schöpfung doch nur als unter denselben Gesetzen wie die jetzigen Wesen, aber nur unter verschiedenen Bedingungen und Beschaffenheiten des Erdkörpers hervorgegangen ansehen müssen. Je mehr die Wissenschaft übrigens an Licht gewinnt, desto mehr muß sie zugeben, daß solche Veränderungen des Erdkörpers wieder geschehen können, ja werden, desto bestimmter aber weiß sie auch, daß jede Veränderung mit einer neuen Schöpfung

neuer Wesen verbunden ist, die unter anderen Bedingungen, aber nach denselben ewigen unveränderlichen Gesetzen ent- und bestehen.

Habe ich so versucht, in gedrängten Zügen ein Bild der Gesetzlichkeit, wie sie in der Natur waltet, vorzuführen, so müssen wir noch unsere Aufmerksamkeit auf die nächsten Folgerungen lenken, die daraus hervorgehen. So lückenhaft unser Wissen noch ist, und so mangelhaft meine Darstellung in so gedrängter Kürze auch nur ausfallen konnte, das geht zunächst hervor: in der ganzen Natur ist nirgends ein Zufall und nirgends eine Willkür vorhanden, sondern Alles, Größtes wie Kleinstes geschieht nach bestimmten, unveränderlichen Gesetzen. Ob es die Bahn eines riesigen Weltkörpers oder den leichtesten Luftzug um unsere Wangen gilt, beide gehen aus bestimmten Gesetzen hervor und nach solchen vor sich, die unter denselben Bedingungen stets dieselbe Wirkung, unter veränderten Bedingungen eine im genauen Verhältniß zu der Veränderung stehende verschiedene Wirkung hervorbringen werden. Im unendlichen Weltraum geschieht Alles nach solchen Gesetzen. Hierbei ist nun die nächste Frage: was und wie ist denn nun ein Naturgesetz? Diese schwierige Frage zu beantworten, fragen wir zuerst: ist das Gesetz etwa der Stoff selbst? Wenn wir dies bei anorganischen Stoffen allenfalls noch begreifen könnten, wenn wir uns die Anziehung als eine integrirende Eigenschaft des Stoffes denken könnten, von der wir dann freilich noch immer nicht begriffen, wie gerade diese Eigenschaft diesem Stoffe in verschiedener Beziehung zugekommen, daß z. B. der Kohlenstoff mit dem Sauerstoff sich vorzugsweise anzieht und zu einer besonderen Säure, der Kohlensäure, sich verbindet — so ist diese Erklärung bei den organischen Dingen ganz widersinnig. Ich mache nur auf Eines aufmerksam: der Organismus wird, indem Zelle an Zelle sich legt, bis die Form, die Einrichtung und Gliederung erreicht ist, die in der Absicht liegt: kann da dem Stoffe selbst zugeschrieben werden, daß er

als Stoff sich zu solchem Organismus gestaltet? Gewiß nicht, denn es liegt darin ein Vorauswissen, wie Zelle an Zelle sich zu legen habe, um diesen Organismus zu bilden. Oder, wenn ein Stück des Organismus verwundet und entfernt ist, so wird er wiederhergestellt, indem sich das Verletzte wieder so gestaltet, wie es vorher war; bei manchen Thieren findet das Reproduziren in ungeheurem Maße statt: dies kann abermals der Stoff an sich nicht, denn es liegt darin eine Erinnerung, wie das Gebilde gewesen war und wie es daher wiederhergestellt werden müsse. Die einfache Antwort ist demgemäß: das Naturgesetz ist der Gedanke, nach welchem jedes Ding in der Natur in seiner Eigenthümlichkeit wird, besteht und vergeht, nach welchem alle Dinge in der Natur auf einander wirken, und nach welchem alle Dinge in der Natur ein Ganzes, eine Einheit bilden. Dieser Gedanke wohnt als einzelner Gedanke jedem einzelnen Dinge, wohnt dann wieder als Gesammtgedanke der Gesammtheit inne. Als Beweis diene noch Folgendes. Wodurch begreifen wir das Gesetz der Natur? Durch unsere Vernunft. Durch diese ziehen wir uns das Gesetz nicht bloß als Erfahrung aus den Beobachtungen, sondern auf ein beobachtetes und durch unsere Vernunft begriffenes Gesetz gestützt, berechnen wir und sagen voraus zahllose Ereignisse in der Natur. Ich habe mehre solcher glänzendsten Belege, z. B. an der Leverrier's Bestimmung eines nie gesehenen Planeten, zitirt, aber solcher Vorhersagungen sind zahllose, alle Kalenderberechnungen sind dergleichen, jede richtige Vorschrift eines Arztes ist eine solche. Aber noch mehr, aus schon erkannten Gesetzen haben höchst oft Naturforscher andere Gesetze, die man nicht beobachtet hatte, durch Vernunftschlüsse gezogen und siehe da! sie haben sich dann wirklich vorgefunden. So sind der Blitzableiter, das Luftschiff, die Voltaische Säule, der metallische Grundbestandtheil in den Erdarten nur auf dem Wege der Vernunftschlüsse gefunden worden, nicht durch Zufall und nicht durch bloße Beobachtung Was also durch die

Vernunft begriffen, durch die Vernunft auf dem Wege des Schließens gefunden wird, das kann an sich nichts anderes als Gedanke sein.

Und nun zum Schlusse noch ein Beispiel. Wenn wir ein Gedicht lesen, so ist damit Dreifaches vorausgesetzt; der Gedanke, der in dem Gedicht ausgesprochen ist, wir, die Leser, die diesen Gedanken fassen, nachdenken, vor Allem aber ein Dichter, der den Gedanken zuerst gedacht und im Gedichte ausgesprochen. So auch die Gesetze der Natur, die wir als die Gedanken der Dinge in der Natur und der ganzen Natur erkannt haben. Sind diese Gedanken in den Dingen verwirklicht, und denken wir diese Gedanken durch unsre Vernunft nach, so muß auch Einer vorhanden sein, der diese Gedanken erdacht und in den Dingen verwirklicht hat — eine höchste allumfassende Vernunft — **Gott.** Es kann nicht anders sein.

II. Die Gesetzlichkeit im menschlichen Geiste.

Durch das gestirnte Himmelsgewölbe den staunenvollen Blick wandern zu lassen und überall Anhaltepunkte des Wissens und Verständnisses anzuknüpfen, ist schön und erhebend. Schön und erhebend, das Senkblei in die ungeheuren Tiefen des Meeres zu werfen, und die Wesen da drunten zu mustern, die, wie der Dichter sagt, „mit Nacht und Grauen bedeckt sind". Schön und erhebend sicher, den Bau der Pflanze, die Sitte des Thieres, die Weise der Auflösung und Zusammensetzung der terrestrischen Körper zu beobachten. Aber Eines existirt, was für den Menschen immer doch das meiste und höchste Interesse beansprucht, zu dem er immer wiederkehrt, dessen Dunkelheit ihm am Drückendsten ist, der Mensch selbst, das Ich, das in den verborgenen

Kammern seines Geistes wohnt, herrscht und leidet, sein eigner Geist.

Wenn wir den menschlichen Geist in der Beweglichkeit seines Denkens und Fühlens beachten, wie er nach Belieben und Zufall bald mit diesem bald mit jenem Gegenstande sich beschäftigt, bald diesem, bald jenem Gefühle sich hingiebt, wenn wir ihn oft genug bei einer Wahl anlangen sehen, die er zu treffen hat und trifft, und wie sein Wille die entgegengesetztesten Wege einschlagen könnte — es geschieht dies in jedem Augenblick, in kleinen wie großen Dingen; wenn wir endlich die Verschiedenartigkeit des menschlichen Geistes erwägen, wie derselbe in zahllosen Individuen die mannigfaltigsten Stufen ein-, die tausendfachsten Schattirungen und Nüancirungen annimmt — so denken wir uns sicher im Augenblick den menschlichen Geist nicht allein als völlig frei, sondern als das willkürlichste, zufälligste Ding in der Welt. Und doch ist es nicht so; sondern auch der menschliche Geist lebt und bewegt sich unter- und innerhalb fester, unveränderlicher Gesetze; ja, die Freiheit des Willens ist die Krone des menschlichen Geistes, er allein trägt sie unter den Geschöpfen der Erde, er besitzt diese Freiheit so sehr, daß er sogar zur absichtlichen Selbstvernichtung schreiten kann — und dennoch ersteht sie, existirt und wirkt sie nur innerhalb bestimmter Gesetze, nach denen der Geist so sehr wie jedes natürliche Wesen abkreist und sich darlebt.

Um nun diese Gesetze näher zu erkennen, wollen wir einen Weg einschlagen, bei welchem leicht faßlich zu sein, der bestimmende Grund sein soll.

Wenn wir einen Menschen schlafen sehen, so wissen wir, daß trotz seiner Unbeweglichkeit der Geist in ihm ist, denn so wie wir irgend einen seiner Sinne durch einen stärkern Angriff zur Thätigkeit aufreizen, sei es durch Licht, sei es durch Schall, sei es durch das Gefühl, so sehen wir auch die besondere Thätigkeit seines Geistes wieder rege werden, wir sagen: er erwacht. Ja, aus eigener Erfahrung wissen wir, daß selbst im Schlaf der

menschliche Geist nicht ganz unthätig ist, sondern eine Flucht von Vorstellungen durch ihn hindurchgeht, wir sagen: er träumt. Was ist nun der Unterschied im Zustande des Wachens und im Zustande des Schlafens? Im Wachen ist der Geist seiner und seiner Thätigkeit bewußt, d. h. er weiß was in ihm vorgeht und leitet seine Thätigkeit mit Absicht, im Schlafe ist er seiner unbewußt, er weiß nicht was in ihm vorgeht, sondern nimmt in das Erwachen nur von den stärksten, im Traume an ihm vorübergegangenen Vorstellungen eine bald schwindende Erinnerung hinüber und leitet seine Thätigkeit nicht selbst, also auch nicht mit Absicht. Wir sehen also, daß es im menschlichen Geiste einen Zustand des Bewußtseins und des Unbewußtseins giebt.

Gehen wir aber nun näher ein, so sehen wir, daß dieses Bewußtsein und Unbewußtsein nicht blos zeitlich abwechselnde Zustände unseres Geistes sind. Wir bemerken nämlich, daß wir im Geiste uns nur gerade immer Einer Vorstellung und was dazu gehört bewußt sind, daß dagegen in demselben Moment alle anderen Vorstellungen, die wir gehabt und uns angeeignet haben, uns unbewußt sind, jedoch so, daß sie bei Gelegenheit immer wieder zum Bewußtsein kommen können; das Bewußtsein befaßt sich in jedem Moment nur immer mit Einem Gegenstande, und die Vorstellungen unzähliger anderer Gegenstände ruhen in ihm, er hat sie aber nicht etwa verloren, sondern auf äußere oder innere Veranlassung treten sie wieder in das Bewußtsein auf einen Moment, und dann abermals in das Unbewußtsein zurück. Was also der Mensch an Vorstellungen haben soll, muß einmal in sein Bewußtsein getreten sein, es muß ihm mindestens einmal bewußt gewesen sein, ist dann in's Unbewußte hinübergegangen und ruht da, bis es einmal wieder durch das Bewußtsein hindurchgeht. Es ist ungeheuer, was der menschliche Geist für eine zahllose Masse von Vorstellungen so unbewußt in sich trägt, schon der ganz gewöhnliche, wie viel mehr der gebildete, kenntnißreiche, entwickelte Geist. Wir erkennen demnach hieraus,

daß der menschliche Geist nicht sowohl einen Zustand des Bewußtseins und Unbewußtseins hat, wie Wachen und Schlafen, sondern vielmehr eine Region des Bewußten und Unbewußten, die zugleich im Geiste sind, so daß Schelling sehr bezeichnend sagen konnte: der menschliche Geist gleiche einem großen, im Schatten fließenden Strome, auf den nur immer an Einer Stelle die goldenen Strahlen der Sonne fallen; alle seine Wellen müssen an lichter Stelle (d. i. des Bewußtseins) hindurch, und fluthen dann schnell wieder in das Dunkel (des Bewußtseins) zurück, aus dem sie soeben hervorgegangen; nur, daß wir hinzufügen müssen, daß hier dieselben Wasser immer noch einmal unter diesem Sonnenschein hindurchfließen können.

Erwägen wir dies nun noch weiter, so bemerken wir ferner, daß dieses Unbewußte aber nicht bloß neben dem Bewußten existirt, sondern neben ihm und mit ihm zugleich thätig ist. Als wir z. B. schreiben lernten, so brachten man vor unser Bewußtsein, wie man die einzelnen Laute durch Schriftzeichen ausdrückt; so lange wir noch ungeübt waren, mußten wir für jeden Laut erst das Zeichen denken und dann hinmalen; jetzt aber, nachdem wir eine ungeheure Fertigkeit erlangt haben, denken wir beim Schreiben eben nur an den Gedanken, und wie wir ihn in Worte fassen wollen, an die Schriftzeichen, die Buchstaben, denken wir gar nicht mehr, und unbewußt bewegen sich unsre Finger mit der Feder, niederzuschreiben, was eben in unsrem Bewußtsein lebt. Es ist dies bei anderen künstlicheren Fertigkeiten noch erstaunender der Fall. Der geübte Klavierspieler spielt tausend Noten unbewußt ab, ohne sie zu denken, ein einziger Blick reicht hin, die Finger unbewußt die Tasten und in mannigfaltigster Stellung mit verschiedenstem Ausdruck berühren zu lassen. Der Bildhauer setzt den Meißel an und schlägt mit dem Hammer darauf, ohne daß etwas Anderes als die Form, die er geben will, in seinem Bewußtsein lebt. Wir erkennen daraus, daß das Unbewußte ebenso seine Thätigkeit hat, wie das Bewußte. Aber dies ist nicht etwa blos bei

mühselig erlangten Fertigkeiten, sondern auch in allen natürlichen Verrichtungen der Fall. Wer da spricht, begleitet die Rede mehr oder weniger mit Gesten, mit Bewegungen der Hand, des Armes, des Kopfes, ja des ganzen Körpers, von denen zumeist nicht das geringste Bewußtsein in ihm ist, die nur das Unbewußte hervorbringt, und die vorübergehen, ohne daß sie je bewußt werden. Ja, noch mehr, wenn wir gehen, so lebt höchstens der Wille zu gehen im Bewußtsein, aber daß wir gehen, daß wir die Füße wechselnd heben und senken, daß diese nach einer bestimmten Richtung schreiten, daß sie etwaige Hindernisse etwa um- oder überschreiten, daß zu allen diesen Bewegungen die nöthigen Muskeln zusammengezogen oder gestreckt werden, geschieht bei Weitem zumeist nur durch das Unbewußte; erst wenn besondere Ziele zu erreichen, sehr schwierige Hindernisse zu überwinden sind, beschäftigt sich das Bewußtsein mit ihnen.

Ja, fahren wir in unseren Beobachtungen immer weiter fort, so drängt es sich uns auf, daß alle Funktionen unsers Körpers theils solche sind, die dem Bewußtsein angehören, theils solche, die ihm ganz und gar entzogen sind. Z. B. die Funktion der Verdauung, der Chymi- und Chylifikation u. s. w., die Funktion des Blutumlaufs, sind unserm Bewußtsein und Willen ganz und gar entzogen, wir wissen von ihnen nur durch Beobachtungen an Anderen, und unser Körper und sein Leben verhält sich dabei für uns nicht anders, als wenn wir die Bahn eines Sternes, die Beschaffenheit einer Pflanze oder eines Krystalls beobachten; sie gehen vor sich, ohne daß unser Bewußtsein darauf influirt, und wir können nicht hindern, daß sie vor sich gehen. Diejenigen Funktionen aber, welche unserm Bewußtsein, unterthan sind, gehen doch zumeist unbewußt, ohne die Mithilfe des Bewußtseins vor sich; wir können die Athmung eine Zeit lang einhalten, wir können nach unserm Willen schnell und tief, langsam und oberflächlich athmen, aber wir athmen fast immer unbewußt. Endlich giebt es aber Thätigkeiten, die allein vom Bewußtsein ausgehen, wie das Sprechen. Indeß müssen wir

hier dennoch noch eine Beobachtung einstreuen, nämlich die, daß demungeachtet eine Möglichkeit auch für die dem Bewußtsein ganz entzogenen Funktionen des Körpers vorhanden ist, zum Bewußtsein zu kommen, nämlich im abnormen, kranken Zustande. So wie der Schmerz immer schon ein andämmerndes Bewußtwerden des lokalen leidenden Theiles unsers Körpers ist, so giebt es auch Krankheiten, in denen selbst die Funktionen der innersten Organe und Systeme bewußt werden, z. B. im s. g. Somnambulismus, die Systeme des Unterleibs und ihre Störungen. Hieraus und aus allem diesem geht hervor, daß allerdings alle Thätigkeiten des Körpers von der Seele ausgehen, daß aber die bei Weitem meisten Thätigkeiten des Körpers von der unbewußten Region der Seele ausgehen, die wenigeren von der bewußten. Es ist falsch, wenn man gewöhnlich den bewußten Geist allein als Solchen ansieht und dem Körper gegenüberstellt, und nun gezwungen ist, noch ein Drittes, eine s. g. Lebenskraft anzunehmeu, von welcher die Funktionen des Körpers ausgehen sollen, vielmehr giebt es strikte nur Körper und Geist, der Körper befaßt das Ganze der Organe in ihrem stofflichen Bestande, vom Geiste geht nun aber all deren Thätigkeit aus, im Geiste besteht aber eine Region des Bewußten und eine des Unbewußten, so daß alle Lebensthätigkeiten des Menschen von diesen beiden hervorgerufen werden.

Um dieses Gebiet aber vollständig zu überschauen, müssen wir unsern Blick noch auf eine andere Erscheinung lenken. Sehen wir ein menschliches Kind in den ersten Wochen, nachdem es das Licht der Welt erblickt hat, so können wir an ihm nur sehr spärlich Aeußerungen des in ihm seienden Geistes gewahren. Aber kurze Zeit, und das Auge wird lebhafter, so daß uns das Licht des in ihm erwachenden Geistes schon entgegenstrahlt, und die Bewegungen der Arme bekommen eine bestimmtere Richtung. Bald gewahren wir auch, daß das Kind für verschiedene Empfindungen verschiedenen Ausdruck z. B. in seinem Weinen wählt; endlich lernt es die Gegenstände um sich

unterscheiden — Rousseau sagt: der größte Schritt des Menschen in seinem ganzen Leben sei der, wo er seine Mutter oder Amme von allen anderen Menschen zu unterscheiden vermag — aber sicher ein noch größerer Schritt ist es, wenn er, eine geraume Zeit später, zum ersten Male zum Bewußtsein seines Ichs gelangt, wenn durch eine, allerdings unerklärliche Herauslösung das Bewußtsein aus dem Unbewußten heraustritt, so daß er sich als ein von allen anderen Dingen verschiedenes, für sich bestehendes Wesen weiß, und von da ab Alles im Lichte seines Bewußtseins, d. h. in dem Verhältniß zu seinem Ich anschaut. Von diesem ersten Erwachen seines Bewußtseins an beginnt aber eine fortwährende Entfaltung desselben, so daß einerseits dieses Bewußtsein immer stärker, kräftiger, durchdringender wird, andererseits immer mehr Gegenstände durch sich hindurchgehen läßt und für seinen Gebrauch im Unbewußten aufspeichert, drittens aber hierdurch eine besondere Richtung einschlägt, eine individuelle Färbung annimmt, zur Person, zum Charakter wird, das Höchste, was der Mensch erreichen kann.

Ueberblicken wir von hier aus, was wir aus unseren Betrachtungen bis hierher gewonnen haben, so stellen sich uns folgende Gesetze für unsern Geist dar:

1) das Leben unserer Seele beginnt mit dem Unbewußten, und erst längere Zeit nach unserer Geburt löst sich aus diesem das Bewußtsein heraus;

2) dieses Bewußtsein ist von seinem ersten, wunderbaren Erwachen an in einer beständigen Entfaltung begriffen;

3) mit diesem Erwachen des Bewußtseins ist aber nicht etwa das Unbewußte geschwunden, sondern es existiren und sind thätig fortwährend neben einander eine Region des Unbewußten und eine Region des Bewußten in unsrer Seele;

4) alle Vorstellungen treten aus dem Unbewußten unter das Licht des Bewußtseins, und gehen von diesem in das Unbewußte zurück, von dem sie bei Veranlassung wieder zeitlich in das Bewußtsein kommen;

5) alle Thätigkeiten des Körpers gehen von der Seele aus, einige von der unbewußten Region allein (mit Ausnahme krankhafter Zustände), andere von dieser zumeist, andere gänzlich von der bewußten Seelenregion;

6) endlich ermüdet das Bewußtsein und was von ihm abhängt von Zeit zu Zeit, so daß es gänzlich in das Unbewußte zurückkehrt, im Schlafe, aus dem es dann mit erfrischter Kraft wieder zu sich zurückkehrt, wohingegen ein Ermüden des absolut Unbewußten nicht zu bemerken ist.

Zunächst ist es nun unsere Aufgabe, uns die beiden Seelenregionen in ihrer Verschiedenheit und in ihrem Inhalte näher zu charakterisiren. Beginnen wir mit der bewußten, so haben wir drei Thätigkeiten derselben hervorzuheben: Denken, Fühlen und Wollen. Denken heißt: die Bewegung des Geistes, welche die Eigenschaften, hierdurch die Erscheinung und dann das Wesen der Dinge ihm zur Anschauung, zum Wissen bringt. Auf welche Weise dies geschieht, machen wir uns folgendermaßen deutlich: eine Wahrnehmung der Sinne wird vermittelst der Nervenleitung und des Eindrucks auf das Gehirn zur Vorstellung im Geiste. Sämmtliche Vorstellungen sind nun entweder Vorstellungen von Gegenständen oder von Eigenschaften; jeder Gegenstand ist nun zugleich Individuum (Einzelding) und Glied der verschiedensten Gattungen von Gegenständen, je nach dem Verhältnisse, in welchem wir ihn betrachten. Ein Pferd ist ein Thier, ist aber auch eine Waare, ist auch ein Transportmittel, ist ein Gegenstand des Geschmacks ꝛc. Die sämmtlichen Eigenschaften aber zerfallen in Kategorieen, z. B. Eigenschaften der Größe, der Farbe, des Geschmacks ꝛc. Eine jede Eigenschaft hat also auch ihrerseits eine allgemeine Natur, indem sie niemals einem einzigen Gegenstande zukommt, und eine besondere, indem sie so und so nur diesem Gegenstande zukommt. So wie demnach die Vorstellung eines Gegenstandes in unsern Geist kommt, suchen wir die Eigenschaften auf, die ihm zukommen, und zwar zunächst diejenigen, welche äußerlich

wahrnehmbar sind, um seine Erscheinung zu bilden; dann vergleichen wir ihn nach den verschiedenen Gattungen von Gegenständen, denen er angehört, und setzen an ihm die Eigenschaften, die ihn aus den uns schon bekannten Eigenschaften dieser Gattung zukommen. Durch die Verbindung aller dieser einzel erkannten Eigenschaften mit der Vorstellung des Gegenstandes erschaffen wir uns nun die Idee des Letztern als Einheit, vergleichen alsdann diese mit anderen uns bekannt gewordenen Einheiten, und begreifen so das Wesen des Gegenstandes. Ebenso bei den Eigenschaften. Wir erlangen die Vorstellung einer Eigenschaft, suchen diese Eigenschaft an allen den Gegenständen auf, die dieselbe unserm Wissen nach besitzen, vergleichen, worin alle diese übereinstimmen, und gelangen so zu dem Begriff des Wesens dieser Eigenschaft. Dies ist das Denken und sein Resultat: Erkennen. Es versteht sich von selbst, daß wir nicht immer den ganzen Weg bis zum Erkennen zurücklegen, sondern bei den einzelnen Gegenständen auf den verschiedenen Stufen des Denkens stehen bleiben.

Fühlen aber ist die unmittelbare Bewegung der Seele, welche aus dem Verhalten eines Dinges zu uns entspringt: So wie das leibliche Fühlen aus der unmittelbaren Wirkung eines Dinges auf die Nerven unserer Leibesoberfläche hervorgeht so das geistige aus der Wirkung auf unsern Geist. Das leibliche Fühlen ist nach der Beschaffenheit unserer Oberfläche verschieden, und die Wirkung hängt demnach von dem Verhalten des Gegenstandes zu dieser Beschaffenheit ab. Ebenso hängt das geistige Fühlen von der Stimmung der Seele ab und dem Verhalten des Gegenstandes zu diesem. Dieses Verhalten der Dinge zu uns ist aber entweder, daß es mit uns in Uebereinstimmung, oder im Gegensatz sich befindet, also anziehend oder abstoßend auf uns wirkt; hiernach scheiden sich alle Gefühle, Liebe und Haß, Freude und Trauer ꝛc.

Wollen endlich ist die Bewegung der Seele, sich Etwas anzueignen, was ihm noch nicht eigen ist, um die Wirkung des-

sen genießen zu können. Ich will gehen, entweder um das Ziel mir anzueignen, oder um mir Bewegung zu machen, also die Wirkung der Bewegung mir anzueignen; ich will trinken, um die Wirkung des Trinkens, sei es zur Löschung des Durstes, sei es zur Befriedigung des Geschmacks, mir anzueignen.

Es würde uns nun zu weit führen, wollten wir diese drei verschiedenen Thätigkeiten der bewußten Seelenregion in ihren Unterschattirungen verfolgen; wohl aber müssen wir uns schon hier deutlich machen, daß diese verschiedenen Thätigkeiten der Seele nicht etwa auf verschiedenen Theilen der Seele, auf verschiedenen Gliedern oder Organen der Seele beruhen, sondern daß die Seele eine Einheit, ohne Theile, ohne Glieder, ein Dasselbiges ist, sie mag denken, fühlen oder wollen, sie mag sich erinnern, vorstellen, urtheilen, schließen und produziren, sie mag Liebe oder Haß, Freude oder Trauer fühlen, sie mag sanft oder heftig wollen, wünschen, begehren oder leidenschaftlich verlangen. Darum sahen wir ja, daß Denken, Fühlen und Wollen immer nur eine Bewegung des Geistes ist, entweder des Geistes auf den Gegenstand, um seine Erscheinung und sein Wesen sich zum Wissen zu bringen (Denken), oder die der Gegenstand in uns durch sein Verhalten zu uns unmittelbar hervorbringt (Fühlen), oder um uns die Wirkung eines Gegenstandes anzueignen (Wollen). Darum ist im Denken und Fühlen stets auch der Wille thätig, denn ohne denken zu wollen können wir nicht denken, und selbst im Gefühle ist das Fühlen Wollen, das Zuwenden oder Abwenden der Seele entscheidend für den Grad des Gefühls, und jedes Gefühl bringt ein Denken hervor, wodurch es ein völlig bewußtes wird, und ebenso entspringt jeder Wille erst aus einem Denken oder Fühlen, in der Tiefe sogar erst aus dem Stattfinden Beider. Es ist dies Alles also im Wesen eine Einheit und nur in der Richtung verschieden.

Wenden wir uns nun zu der unbewußten Seelenregion, so liegt die Hauptverschiedenheit in Folgendem. Bei allen Thätigkeiten der bewußten Seele sahen wir dieselben wesentlich vom

Willen abhängen. Wir denken, wir fühlen, wir wollen, wenn wir denken, fühlen, wollen wollen; wir denken, fühlen, wollen nicht, wenn wir es nicht wollen. Das Wesen des Willens ist also die Selbstbestimmung, und diese ist nichts anderes als die Freiheit. Die Natur der bewußten Seele in ihren Thätigkeiten ist also die Freiheit. Das Entgegengesetzte findet in der unbewußten Seelenregion statt. In ihr findet keine Abhängigkeit vom Willen, keine Selbstbestimmung, keine Freiheit, sondern die Nothwendigkeit statt. Nothwendigkeit heißt, wenn auf eine einwirkende Ursache durchaus eine bestimmte Wirkung folgen muß, und diese niemals vom Gegenstande selbst abhängig ist. Ein Stein, auf den eine bewegende Kraft einwirkt, muß genau so lang rollen, als diese Kraft noch nicht ganz durch die Gegenwirkung der Schwere aufgehoben ist; während ich gehen kann, also die bewegende Kraft in mir ist, aber nicht zu gehen brauche. Indeß ist dennoch ein Unterschied zwischen der Nothwendigkeit, wie sie in unbelebten, und wie sie in belebten Wesen waltet. In unbelebten Dingen, da geht jeder Vorgang in seiner Ganzheit bis auf die kleinste Grenze der Ausführung aus der Nothwendigkeit von Ursache und Wirkung hervor. In den belebten Wesen aber ist der Vorgang in seinem Wesentlichen zwar Wirkung einer Ursache, aber nicht im Detail der Ausführung. Die Sense haut genau die Kräuter ab, so weit sie reichet, während das Vieh sich die Kräuter auswählt, die es fressen will, es muß fressen, aber was, ist ihm überlassen. Wir nennen daher die Nothwendigkeit in belebten Wesen — Trieb, Naturtrieb. Das Unbewußte in unserm Geiste steht nun unter der Nothwendigkeit, wie sie als Naturtrieb in den belebten Wesen waltet. Gehört daher eine Funktion dem Unbewußten an, so hat unser Wille keinen Einfluß darauf, wie die Verdauung, gehört sie dem Bewußten an, so hängt sie allein von unserm Willen ab, wie das Sprechen, gehört sie Beiden an, so kommt es auf das Mehr oder Weniger an, wem sie angehört, wie das Athmen nur auf eine sehr kurze Zeit vom Willen beherrscht werden kann, die Bewe-

gungen der Extremitäten hingegen vielfach vom Willen geleitet werden. So lange darum die Seele des menschlichen Kindes allein im Unbewußten erhalten ist, ist es der Nothwendigkeit des Naturtriebes allein unterworfen; nicht minder ist im Schlafe unser Wille suspendirt; Nichts ist schwieriger, als eine in's Unbewußte zurückgegangene Fertigkeit oder Gewöhnung, wenn wir sie als falsch oder nachtheilig erkannt haben, wieder unter die Herrschaft des Willens zu bringen, ihre Bewegungen mit Bewußtsein zu leiten; ja, auch diejenigen Vorstellungen, die aus dem Bewußtsein in das Unbewußte zurückgegangen sind und darin ruhen, können nicht von selbst in das Bewußtsein zurückkehren, sondern erst in Folge einer Anregung (wie eines Merkmals, einer Aehnlichkeit), die sich im Unbewußten als Ursache zur Wirkung (der Erinnerung) verhält.

Trotz dieser Verschiedenheit der beiden Seelenregionen muß aber auch hier nie vergessen werden, daß auch sie auf der Einheit der Seele beruhen; es sind keine verschiedenen Seelen, oder Theile und Kräfte der Seele, sondern sie sind nichts weiter als zwei verschiedene Entfaltungsstufen eines und desselben Wesens, der Seele, das Unbewußte die Stufe des Naturtriebes, das Bewußte die Stufe des Freiwerdens vom Naturtriebe, so jedoch, daß diese zweite Stufe das Bestehen der Erstern nicht ausschließt, sondern immerfort im Erdenleben auf ihr beruht. Darum findet ja auch der beständige Uebergang aus einer Region in die andere, darum das Hineinspielen der Einen in die Andere statt, so daß wir mitten im Bewußten auch Thätigkeiten des Unbewußten haben und umgekehrt; darum endlich hat das der unbewußten Region Angehörige so vielen Einfluß auf die bewußte, z. B. durch Störung der Verdauung, durch ungenügende Entkohlung des Blutes u. s. w. wird der Geist trübe, melancholisch gestimmt, u. s. w., und umgekehrt, eine Freude, eine Hoffnung belebt die Funktionen der Athmung, des Blutumlaufs u. s. w., ja dies ist so sehr der Fall, daß die Richtung, welche die Thätigkeit des Geistes inhaltlich nimmt, selbst die Formen des

Körpers, namentlich des Angesichts verändert, und denselben einen edlen, vergeistigten, oder niedern, gemeinen, verdumpften Charakter giebt mit all' den tausendfachen Nüancirungen.

Durch diese Betrachtung wird uns nun aber sehr Vieles klarer werden. Man war immer in großer Verlegenheit zu bestimmen, wann eigentlich der Geist in den Menschen kommt; denn da man diesen nur als das Bewußtsein verstand, so existirte der Mensch seine erste Lebenszeit ganz ohne Geist, und er bekam den Geist allmälig erst. Wo kommt nun der Geist lange nach der Geburt auf einmal her? wie kommt er hinein? Wissen wir aber, daß alle Funktionen des Körpers von der Seele ausgehen, daß es auch eine unbewußte Seelenregion und Seelenthätigkeit giebt, und daß diese mit der bebewußten nur verschiedene Regionen einer und derselben sind, so können wir gar nicht zweifeln, daß die Seele des Menschen nicht nur bei der Geburt desselben schon vorhanden ist, sondern daß der erste Anfangspunkt des Menschen, der erste Werdepunkt desselben sowohl die Seele als den Körper einschließt; ja wir werden einsehen, daß schon das Entwickeln des Körpers als Embyro von der Seele, natürlich in deren unbewußtem, im Naturtriebe beruhendem Sein geleitet werde. Wir haben früher schon bemerkt, daß jeder belebte Körper aus einer Urzelle entsteht, und zwar dadurch, daß sich diese Urzelle millionen-millionenfach als Zelle setzt, und durch Aneinanderlagern oder Verschmelzen die verschiedenen Systeme des Körpers bildet. Wir erkennen nun, daß wie in dieser Urzelle schon der ganze Körper im Voraus enthalten ist, diese auch schon, und das ist eben ihr Unterschied von einem unbelebten Atom, von der Seele besessen ist, und diese sie eben zum Belebten macht, und zwar von der Seele im ersten Entwickelungspunkt des seelischen Seins. Diese in der Urzelle schon vorhandene Seele bringt nun die Zellenmonas vermittelst ihres Triebes erstens zum zahllosen Setzen der Zelle, zweitens zum Setzen dieser zahllosen Zellen in bestimmten Arten und Formen, verursacht und leitet also die Ent-

wickelung der Zelle zum organischen Körper. Dieselbe Seele, sich selbst immerfort entwickelnd, bringt und leitet das reif gewordene Kind zum Ausgehen aus dem Mutterschooße in die Außenwelt, bringt und leitet auch das geborene Kind zu seiner weitern Ausbildung bis zur völligen Pubertät. Nun haben wir ferner schon früher erfahren, daß der Bestand des belebten Körpers nichts Anderes ist, als eine fortwährende Selbstverzehrung und Selbstschöpfung, und dies Alles durch immer wiederholtes Setzen von Zellen statt der verbrauchten; somit erkennen wir, daß, wie die Seele die Ausbildung des Körpers aus der Urzelle bewirkt und geleitet hat, so auch den Bestand des Körpers, also des Lebens selbst. Geschieht dies Alles von der unbewußten Seelenregion, so tritt doch, sobald die Seele sich zum Bewußtsein entwickelt hat, dieses mitthätig hinein. So lang die Seele ganz unbewußt ist, treibt sie den Körper zur Aufnahme der Nahrung aus einem Quell, der Muttermilch. So wie das Bewußtsein erwacht, übernimmt dieses die Annahme, die Auswahl der Nahrungsmittel und das Unbewußte hat es nur mit der Verarbeitung derselben zu thun, hat jedoch unterdeß die noch nöthigen Organe geschafft, die diese Auswahl möglich machen, die Zähne. Hierdurch wird es uns nun aber auch verständlicher, wie die Seele sich selbst entwickelt. Wie sie in der Urzelle vorhanden ist, wird sie eben nichts zum Inhalt haben, als den Trieb, die Zelle zum Wiedersetzen ihrer selbst zu bringen; indem sie diesen Trieb ausübt, wird sie sich zu dem Triebe entwickeln, die Zellen zu gewissen Formen aneinanderzusetzen; indem sie diesen ausübt, wird sie sich zu dem Triebe entwickeln, die Zellen in verschiedener Weise zu verschiedenen Systemen aneinanderzulagern oder zu verschmelzen; indem sie diesen ausübt, wird sie sich zu dem Triebe entwickeln, diese Systeme immerfort auszubilden, in Thätigkeit zu setzen, Zellen zu verbrauchen und neu zu setzen, also den Bestand hervorzubringen; indem sie diesen Trieb ausübt, wird sie endlich sich selbst zur Wahrnehmung der Außenwelt und von dieser zum Bewußtwerden ihrer selbst

entwickeln, dann von diesem Punkte, von diesem ersten Lichtstrahl des Bewußtseins aus zu immer weiterer Entfaltung und Kräftigung desselben.

Indem wir dies so hingestellt haben, erfordert es jedoch noch einer Beweisführung. Sie liegt im Folgenden. Das Merkwürdigste in der Entwickelung und dem Bestande des Körpers ist, daß aus der Urzelle ein bestimmter vollständiger Körper wird, daß also das Setzen der Zellen in solcher Weise dirigirt wird, daß sie diese Formen und diese Zusammensetzung und keine andere annehmen und ausfüllen. Es ist also hierin ein Vorauswissen, was aus der Urzelle hervorgehen und was aus den Zellen werden soll, enthalten. Hierbei zeigt sich nun aber, daß außerdem auch eine Erinnerung früherer Zustände darin enthalten ist. Wir wissen, wie merkwürdig oft der Sohn dem Vater, der Enkel dem Großvater, also das folgende Geschlecht dem vorhergegangenen oder einem der vorhergegangenen Geschlechter ist; es findet also das Reproduziren des schon früher da Gewesenen statt, es ist der Trieb vorhanden, Formen aus der Urzelle zu schaffen, die schon einmal so gewesen. Beides aber, Vorauswissen und Erinnern, kann nicht Sache des Stoffes, sondern kann nur Sache der Seele sein. Der Stoff folgt nur der auf ihn wirkenden Ursache in unabänderlicher Nothwendigkeit, er setzt die Zelle, weil auf ihn so gewirkt wird, daß eine Zelle aus der schon vorhandenen entstehen muß, etwa wie ein Stück Eisen schmilzt, soweit die Wärme auf ihn wirkt, und verhärtet, so weit sie ihm entzogen wird; wie aber die Zelle die andere setzen soll, liegt nun und nimmermehr in ihm. Es geschieht dies also nach dem Naturtriebe, der, indem er Vorauswissen und Erinnern enthält, nur in einem seelischen Sein, in einer Seele vorhanden sein kann. Hierbei läßt sich nun noch hervorheben, daß, wenn wir die Wirkungen unserer unbewußten Seelenregion näher betrachten, wenn wir sehen, was dieselbe schafft und hervorbringt, wir gestehen müssen, daß unendlich mehr Zweckmäßigkeit, Kunst und Energie, unendlich

mehr Weisheit darin ausgeprägt ist, als im Höchsten, was unser Bewußtsein schafft. Allein dies nur, was das Produkt betrifft. Denn hingegen fehlt dem Unbewußten die Freiheit, die Selbstbestimmung, die Selbsterfindung, und so vom höhern Standpunkte aus steht die geringste Kraftäußerung des Bewußtseins ungleich höher als das höchste Produkt des Unbewußten.

Wir wollen auch hier die Ergebnisse überschauen:

1) die Seele ist mit dem Körper zugleich in ihren Keimen in der Urzelle vorhanden, aber natürlich noch mit ihrem unbewußten Sein;

2) sie belebt die Urzelle und treibt sie zur Bildung des Körpers, zur Geburt, zur Ausbildung und zum Bestande desselben;

3) hierbei entfaltet sie sich selbst, bis aus dem Unbewußten das Bewußtsein entspringt, und sich fort und fort bis zur Person, zum Charakter entwickelt;

4) das Unbewußte ist unfrei, der Nothwendigkeit des Naturtriebes unterworfen;

5) das Bewußtsein ist frei, selbstbestimmend, indem es seine Wesenheit im Willen hat; es bethätigt sich im Denken, Fühlen und Wollen, die zwar an sich nach bestimmten Gesetzen vor sich gehen, jedoch in der Wahl der Gegenstände und in der Anwendung ihrer Thätigkeit frei sind;

6) die Seele ist einig, das Bewußtsein nur als die höhere Entwickelungsstufe, höhere Region der Seele anzusehen.

Der Tod ist nun nichts Anderes, als die gänzliche Rückkehr des Bewußtseins in das Unbewußte, wie beim Schlafe, bei der Ohnmacht, jedoch von diesen darin unterschieden, daß in ihm auch das Unbewußte aus dem Körper scheidet, und dieser dadurch den gewöhnlichen Gesetzen der Körperzersetzung anheimfällt. Wie diese Scheidung vor sich geht, ist eben so Geheimniß, als wie diese unbewußte in die Urzelle kommt, und, ist es uns gelungen, das Leben des Geistes wenn auch nur zu skizziren, so heben wir als die drei unlösbaren Geheimnisse hervor: das Wie

des Hineinkommens der unbewußten Seele in die stoffliche Urzelle, das Wie des Herausscheidens der unbewußten Seele aus dem Körper, und das Wie des ersten Herausgehens des Bewußtseins aus der unbewußten Seelenregion. Wir müssen es uns vorerst allerdings versagen, noch zwei wesentliche Fragen zu verfolgen, die, wie sich die Menschenseele zu der Thier-, ja zu der Pflanzenseele verhält, deren Vorhandensein nothwendig aus unserer Anschauung folgt, und zweitens die Frage, wie wir nun die Fortdauer des Geistes, nachdem er bei so hoher Entwickelung des Bewußtseins und bei doch noch so tiefer Abhängigkeit vom Unbewußten aus dem Körper geschieden, zu fassen hätten. Aber Eines müssen wir zum Schlusse noch hervorheben: die Seele ist in der stofflichen Urzelle vorhanden, die dadurch eben unterschieden von allem andern Stoff, belebt ist; sie ist also etwas Gegebenes; die Seele wirkt da und bildet den ganzen Organismus, aber ihrer noch unbewußt, nach Naturgesetzen des Organischen, d. h. nach Gedanken, die sie selbst nicht kennt, deren sie sich nicht bewußt ist, die also hineingelegt sind, also wiederum gegeben sind; das Bewußtsein selbst ist nach gewissen Gesetzen thätig, die es sich erst mühsam bewußt machen muß, also wiederum gegeben sind. In der einfachen Folgerung haben wir also auch hier wiederum Gegebenes, was in sich selbst seinen Ursprung nicht haben kann, also Gottgegebenes. Als Gottgegebenes kommt die unbewußte Seele in die Urzelle, nach göttlichen Gedanken waltet sie und erhebt sich bis zur Entfaltung des Bewußtseins, das nicht minder nach göttlichen Gedanken operirt, und nach einem göttlichen Gedanken scheidet sie aus ihrem Körper, aus diesem Leben. Die menschliche Seele setzt also in ihrem ganzen Sein — **Gott** voraus, und das Vorhandensein eines einzigen Gedankens setzt nothwendig und zweifellos **Gott**. Es kann nicht anders sein.

III. Ueber die Gesetzlichkeit in der Geschichte der Menschheit.

Die Menschheit ist noch nicht alt; rechnen wir die Zeit ihres Daseins von da an, wo sie ihrer selbst bewußt zu werden begann, wo sich ein gewisses weltgeschichtliches Bewußtsein in ihr, wenn auch nur zu regen anhob, so sind es wenige Jahrtausende, welche sie seitdem durchlebt hat. Dennoch ist die Geschichte der Menschheit schon zu einer unermeßlichen Sammlung von Details geworden. Setzt sich irgend ein bedeutender Geist die Erforschung der Geschichte, wenn auch nur Eines Volkes, seiner Zustände, Richtungen, Kämpfe, Geschehnisse zur Aufgabe seines Lebens: so wird er dennoch dieselbe nimmer ganz lösen. Um wie wie viel wirrer liegt das Chaos aller der Zeiten, der kommenden und gehenden Völker, der werdenden und zerfallenden Reiche, der Religionen, Literaturen, Wissenschaften, Künste, Industrieen u. s. f. vor uns da! Der erste Blick wird daran verzweifeln, irgend einen Faden in diesem Labyrinthe zu finden, der zur Pforte des Verständnisses bringe; er wird nur eine Sammlung von Trümmern und Denkmälern gewahren lassen, die keinen Zusammenhang mit einander haben, als den äußern der Zeitfolge; er wird zu der Annahme führen, als ob über dem Thore der Geschichte Nichts, als der alte salomonische Spruch als Inschrift stehe:

„Ein Geschlecht kommt, Ein Geschlecht geht, und die Erde besteht ewiglich."

Aber ein zweiter tieferer Blick wird uns gewahren lassen, daß es viele Thatsachen giebt, die sich immer und immer wiederholen, die zwar nach den Orts- und Zeitverhältnissen anders gestaltet, doch immer denselben Inhalt und Erfolg haben, also auch aus denselben Ursachen hervorgehen, ferner Solche, die sich immer weiter und weiter spinnen, in dieser Zeit abgeschnitten, in einer andern wieder angeknüpft worden. Wir sondern diese aus; und mit Hilfe dieser wird sich ein Bild aufführen lassen von Dem, was in dem Menschengeschlecht bis jetzt erstrebt und erreicht worden ist; mit Hilfe dieser wird sich, trotz der

überwältigenden Masse der Details, ein einheitliches Gewebe entdecken lassen, in welchem die Völker die Fäden, die Zeiten der Einschlag gewesen. Freilich freilich fragen wir: Wie? da jeder Mensch seinen freien Willen hat, seine eigene Bahn nach den Strebungen seines Ichs wandelt: sollten über diese unermeßliche Zahl von Ichs Gesetze walten, denen diese freien Ichs in gleicher Weise unterthan sind, und welche sie mit allen ihren Sonderentschlüssen und Sonderthaten doch nur erfüllen?

Ueberblicken wir aber die Geschichte unsers Geschlechtes, so sehen wir sofort mindestens Etwas in ihm walten, das wie ein Gesetz aussieht: das Gesetz der immer fortgesetzten Ausbreitung. Ueberall, mit Ausnahme kleiner Eilande im Ozean, hat man Ureinwohner gefunden, gewöhnlich in minder dichter Bevölkerung. Wie diese Ureinwohner dahin gekommen, liegt im Dunkel der Urzeit. Aber von Anfang an hat der Strom der ihrer bewußten Menschheit aus ihren Ländern Auswanderer nach weiteren Ländern geführt, wo sie in der Regel sich der Herrschaft über die Ureinwohner bemächtigten. Es ist bekannt, daß diese Auswanderungen, wie überhaupt im Morgenlande die Wiege der ihrer bewußten Menschheit zu suchen ist, immer von Osten nach Westen gingen, so sehr, daß die einzige Wanderung, die von Osten nach Westen ging, die Kreuzzüge, in ihren Resultaten erfolglos blieb. Daß Griechenland von Kleinasien aus bevölkert worden, daß von den Griechen Kolonien nach Sizilien und Unteritalien, nach Spanien und Südfrankreich gingen, und vorher schon die Phönizier auf Nordafrika, in Spanien und bis Britannien und Ostpreußen Kolonieen und Handelsposten gründeten, daß nachmals die Römer ihre siegreichen Legionen in das Herz Germaniens, über Gallien und bis an den Tweed, der die Pitten und Skoten von den Britten trennte, sandten, ist bekannt. Mächtiger war die unaufhaltsame Strömung der Völkerwanderung, welche zahllose wilde Horden aus dem unerschöpflichen Schooße Asiens mitten in die zivilisirte Welt schleuderte und sie der ihrer bewußten Menschheit amalga-

mirte. Aber kaum erhob sich diese aus der Barbarei, welche die unmittelbare Folge dieser Vermischung war, als sie von dem Uferstrich des Westens ihre Seefahrer um das Kap der guten Hoffnung nach Ostindien, über den atlantischen Ozean nach neuen Welten sandte, und nun von Portugal, Spanien, Frankreich, Holland, England fort und fort zahllose Auswanderer nach den neuen Gebieten Amerika's, bald auch nach den Inseln Australiens strömte, bis sich diesen spät, aber um so stärker Deutschland anschloß. Ist es doch in den jüngsten Zeiten schon ersichtlich, wie die Wanderung vom Osten Amerika's wieder nach dessen Weststrichen geht, ja wie man schon in San Francisco sich einschifft, um nach Adelaide, aus Californien nach den neuen Goldländern Neuhollands zu fahren. Die Geschichte der Auswanderung ist also so alt wie die Geschichte der Menschheit selbst. Aber ein so überall und durch alle Jahrtausende hindurch das Menschengeschlecht Beherrschendes ist ein Gesetz, das nicht in zufälligen Umständen, nicht in irgend einer besondern Ursache, wie die Uebervölkerung eines Landes, begründet liegt — sehen wir ja oft aus weniger bevölkerten Ländern, wie Spanien, Irland, die Auswanderung zu Zeiten am stärksten sein — und fügen wir hinzu, daß der Mensch sich schon hier im Gegensatz zu allen übrigen Geschöpfen der Erde befindet, denen allen die Natur bestimmte Landstriche angewiesen; denn die Ausbreitung mehrerer Hausthierarten und Pflanzengattungen ist erst Folge der menschlichen Wanderungen, und die Ortsveränderungen der Zugvögel finden immer nur zwischen bestimmten, denselbigen Landschaften statt — sondern ein Gesetz, sage ich, das in einem bestimmten gesetzlichen Triebe der Menschen liegen muß, der nur in äußeren Verhältnissen, z. B. politischen, religiösen, kommerziellen, industriellen, seine Ausgangspunkte und Veranlassungen hat, an sich aber im innersten Geiste der Menschheit selbst sein ursächliches Moment besitzt.

Aber gerade hieran knüpft sich die Beobachtung einer zweiten großen Erscheinung in der Menschheit, nämlich der immerfort

wachsenden Verbindung unter allen Gliedern des Menschengeschlechtes. Es ist höchst interessant, diese äußerlich und innerlich stets wachsende Verbindung der Menschheit zu beobachten; wie sie von einem kleinen Mittelpunkte ausging, und immer weiter und weiter die Völker, die Welttheile in ihren Lebenskreis hereingezogen und hereinzieht, und wie zu diesem Zwecke alle möglichen Mittel in Anwendung gebracht wurden und werden. Die beiden ältesten Mittel waren die Herrschsucht und die Gewinnsucht. Die unaufhörlichen Kriege, welche in Mittel- und Vorderasien die einander in der Herrschaft folgenden Völker der Assyrer, Meder, Chaldäer, Perser, dann im Rückschlag die Mazedonier führten, und die dadurch immer wieder neu gegründeten Dynastieen und Reiche, verbanden die dortigen Länder und Egypten, später auch Griechenland miteinander; früher schon schlangen die kühnen Phönizier das Band des Handels um den fernen Westen, so wie die alten innerasiatischen Handelsstraßen Arabien und Indien anknüpften. Ueber alle diese triumphirte der Siegerarm Roms, und machte aus den Ländern von Britannien bis zum Indus und Nil ein einziges Ganze. Hier war es aber auch schon die geistige Kultur, die Wissenschaft der Griechen und die Sprache der Römer, welche die Verbindung beleben half. An die Stelle dieser Momente trat nun die Religion. Die Ausbreitung der christlichen Religion im Abend-, des Islams im Morgenlande machte aus diesen Beiden zwei große Körper, welche durch die Kreuzzüge und die arabische Wissenschaft mit einander in Wechselwirkung traten. Bald aber genügten diese Länderkreise dem menschlichen Geiste nicht mehr. Der Handel, die Eroberungssucht und viele gerade damals gemachten Entdeckungen, wie des Kompasses, des Lumpenpapiers, des Schießpulvers und endlich der Buchdruckerei, gaben die großartigen Mittel dar, um die fernsten Welttheile dem Verbande der Menschheit hinzuzufügen, und in den schon mit einander verbundenen Theilen das Leben rascher pulsiren zu machen. Seit der Zeit hat sich äußerlich und innerlich die Ver-

bindung des Menschengeschlechts in's Ungeheure gestärkt, bis die Anwendung der Dampfkraft und des Elektromagnetismus fast allen Raum, alle Entfernung aufgehoben hat. Der unterseeische Telegraph wird vielleicht in nicht ferner Zukunft Amerika dicht an Europa rücken. Auch die Barrieren von China sind dem Einsturze nahe. So sind es nur noch die freilich enormen mittelasiatischen und mittelafrikanischen Völkerschaften, welche der ihrer bewußten Menschheit fern stehen, die aber diese sich sicher auch noch zu eigen machen wird, um alle menschlichen Bewohner dieser Erde zu einem Verbande zu vereinen.

Nicht minder nach innen. Der Verkehr durch Schrift und Druck und durch die gegenseitige Erlernung der Sprachen ist ein so umfassender geworden, daß was die Menschen produciren, sofort Eigenthum der ganzen Menschheit wird; die Gedanken, die der einsame Wanderer in den kahlen Bergen Neuhollands mit sich trägt, werden, wenn sie beachtenswerth sind, alsbald bis an die Grenzen des Ural getragen. Es ist jetzt Alles Gesammtgut Aller, Ein Leben. Aber noch mehr, wie den trennenden Raum, so hat auch der Mensch die Zeit überwunden. Auch die Vergangenheit ist Eigenthum der Gegenwart. Nachdem in Europa nach der mittelalterlichen Barbarei die Wissenschaften wieder erwachten, begann man zuerst das klassische Alterthum sich anzueignen, hierauf folgte insonders die Literatur und Sprachen der semitischen Völker; im letzten halben Jahrhundert bemächtigte man sich der alten persischen und indischen Geistesprodukte; durch die Kenntniß der Zendaveſta und des Sanskrit, sind die frühesten Jahrhunderte Persiens und Indiens unser Eigenthum geworden, und haben wir einen tiefen Einblick in die früheste Bildung der Sprachen gewonnen. In jüngster Zeit sind sehr glückliche Schritte in der Entzifferung der egyptischen Hieroglyphen gethan, und in diesem Augenblicke ist man sogar den geheimnißvollen Felseninschriften auf der sinaitischen Halbinsel auf die Spur gekommen. Was demnach Geschlechter, die längst dem Staube der Erde vermählt sind, gedacht und gefühlt, was

Generationen, die vor längst geschwundenen Jahrtausenden über der Erde wandelten, gelitten und sich gefreut haben: es ist uns gegenwärtig, es bildet und entzückt uns; die Verbindung der Menschheit umfaßt alle ihre Zeiten und Räume, es giebt für sie nur dann abgestorbene oder todte Glieder, wenn in ihnen überhaupt kein besonderes Leben war und ist.

Also auch in dieser immer umfassendern und intensivern Verbindung erblicken wir ein Gesetz der Menschheit, dem sich auf die Dauer Nichts entziehen kann, und erwägen wir nun diese beiden Gesetze der immerfortigen Ausbreitung und der beständig wachsenden Verbindung tiefer, was setzen sie nothwendig voraus und was beweisen sie? Daß die Menschheit einen einzigen, einheitlichen Organismus bildet, von dem die Völker und Zeiten Glieder sind, die Individuen wieder die Glieder und Theile dieser Glieder. Diese Erkenntniß ist von der größten Bedeutung und Tragweite. Wenn jeder einzelne Mensch mit seinem Sonderbewußtsein und seinem Sonderwillen ein völlig freies, seinen eigenen Weg verfolgendes Wesen zu sein, wenn jede einzelne Begebenheit aus ihrer eigenthümlichen, für sich vorhandenen Ursache hervorzugehen scheint: so erscheint nunmehr dieses Individuum doch nur als ein unendlich kleines Glied eines Organismus, in dessen Gesammtleben unbewußt sein Sonderleben aufgeht, und jede Begebenheit als ein Glied eines kolossalen Gesammtlebens, das mit seinen Gesetzen alle Einzelnen und alle Einzelheiten beherrscht und unbewußt zu einem Ziele zwingt. Allerdings giebt es hierfür auch Analoga in der Natur. Die Seefeder (Pennatula) ist ein aus vielen tausend kleinen polypenartigen Thierlein bestehendes größeres Thier, die alle nur von einem Willen belebt und beseelt sind. Denn sie bewegen sich alle auf einmal, und nach einer Richtung vorwärts, oder rückwärts, indem sie den Kiel oder Schaft bald da, bald dort in den Meeressand bohrt, und kein einziges will etwa nach einer andern Richtung, als die anderen alle. Noch mehr, jene bekannten Republiken der

Insekten, wie der Ameisen, oder Monarchieen, wie der Bienen, wo viele Tausend Individuen zu einer zusammenhängenden ineinandergreifenden Lebensentwickelung verbunden sind, ohne daß selbst zwischen ihnen Kommunikation der Zwecke und Bestrebungen besteht. Und ein solcher Organismus, in welchem Millionen Individuen zu einem Lebenszwecke nach einer und derselben Richtung hin arbeiten, unbewußt mit und trotz ihrem Selbstbewußtsein, ist das Menschengeschlecht. Nur daß hier der große Unterschied stattfindet, daß jene Naturerscheinungen von Anfang an als fertige Organismen hingestellt sind, während die Menschheit, wie wir gesehen haben, sich zu einem solchen Organismus erst herangebildet hat und bildet. Das Menschengeschlecht ist so in der Geschichte wie ein großes körperliches, aber noch todtes Gebilde, in welchem in einem Mittelpunkte das Leben erwachte, und von da ab unaufhörlich immer weiter und weiter griff, und nach und nach bis in die entferntesten Glieder die Belebung drängte, bis dereinst der ganze Körper, ohne Ausnahme eines Theiles, lebendiger Organismus sein wird. Aber diese Erkenntniß hat auch ihren physischen Boden. Wir haben schon früher jenes merkwürdigen Gesetzes Erwähnung gethan, wonach sich trotz aller scheinbaren Zufälligkeit der Geburten das Verhältniß der beiden Geschlechter immer als ein gleiches herausstellt (106 : 100). Wie anders ist dies zu erklären, als daß auch physisch alle Menschen zusammen einen, nach bestimmten, über alle Individuen sich erstreckenden Gesetzen bestehenden Organismus bilden? Und dies wird uns um so mehr einleuchten, wenn wir wissen, daß die Wissenschaft auch den ganzen Erdball mit allen ihren Schöpfungen als einen Organismus anzusehen nicht ansteht, der seine bestimmte Bildungsgeschichte hat, und dem sogar die periodische Abwechslung des Wachens und Schlafens zugeschrieben werden muß.

Sind wir aber zum Verständniß dieses Begriffs gekommen, daß die ganze Menschheit einen Organismus bildet, so ist die nothwendige Folge, daß dieser Organismus, wie alle Organismen

unter dem großen Gesetze der Entwickelung stehen muß, daß die Menschheit fortwährend in der Entwickelung begriffen sein muß. Dies ist die nothwendige Folge — und finden wir diese Entwickelung in der Geschichte bewährt, so wäre damit auch wieder die Richtigkeit unsers Hauptsatzes erwiesen, daß die Menschheit ein großer Gesammtorganismus ist.

Um nun zu dieser Ueberzeugung zu kommen, werfen wir zuvörderst einen Blick auf die Völker. So weit wir irgend die Reihe der Völker, die auf diesem Erdball sich folgten, übersehen, wird es Niemand leugnen wollen, daß jedes Volk seine Entwickelungsbahn durchläuft, die mit dem Entwickelungsleben eines Pflanzen- und Thierorganismus die überraschendste Aehnlichkeit hat. Die Kindheit, die Jugend, ihre Entfaltung zur Manneskraft mit ihrer energischen Blüthe, das Absterben und der Tod sind in der Geschichte jedes Volkes unverkennbar und leicht zu unterscheiden, wobei es freilich auf äußere Umstände, wie auf die Bedeutsamkeit seines Lebensprinzips und die Zähigkeit seiner Lebenskraft ankommt, ob es die ganze Bahn rasch oder langsam zu durchlaufen, ob es in den einzelnen Stadien länger oder kürzer zu verharren hatte. Es erscheint somit jedes Volk wie Ein Individuum. Manches Volk hat viele Jahrhunderte in der bewußtlosen Kindheit gestanden, ehe die Energie seiner höhern Entfaltung geweckt ward, wie z. B. die Araber; manches Volk erhielt sich viele Jahrhunderte im greisenhaften Vegetiren, bevor von außen der Anstoß kam, der die innen vermoderte Leiche durch die leiseste Berührung zum Zusammensturz brachte, z. B. die jetzigen Türken. In manchem Volke erzeugten sich Krankheiten, die den Tod droheten, aber durch ungeheure Krisen und Ausbrüche ein neues, wie verjüngtes Leben hervorbrachten. Ueberall aber im Resultat dieselbe Erscheinung, und es ist kein Volk vom Schauplatz getreten, das nicht in sich selbst bereits den Tod, lang vorbereitet, getragen hätte, und es ist noch kein Volk auf dem Schauplatz geblieben, nachdem es sein ganzes Lebensprinzip verzehrt hatte. So können wir denn

die einzelnen Völker in ihrem Charakter als organische Leben durchaus nicht verkennen, und wir sehen demnach schon hier sowohl das Gesetz der Entwickelung vorherrschen, als auch durch dasselbe eine ungeheure Zahl von Individuen, die neben und nach einander existiren, zu einem organischen Ganzen verbunden. Es wird dies aber auch gar nicht verwundern, wenn wir auch hier den gleichen physischen Boden, auf dem alle Individuen eines Volkes stehen, in Betracht ziehen. Niemand kann verkennen, daß alle Individuen einer Nation eine frappante Aehnlichkeit der Konstitution, überraschend gleiche Züge im Körperbau, besonders in Gesicht, Farbe, Gestalt u. s. w. haben, und daß sie ebenso in geistiger Beziehung an Charakter, Temprament, Leidenschaften, Geisteskräften hervorstechende Uebereinstimmung haben, die sich als Volksphysiognomie und Volkscharakter sogar leicht zeichnen und formuliren lassen. Daß innerer Zusammenhang zwischen diesen Erscheinungen und der klimatischen und geologischen Beschaffenheit der Landes, das dieses Volk bewohnt, stattfindet, entgeht dem Beobachter nicht, und erweist sich gerade dadurch, daß ein Volk, von seinem Ursprungslande entfernt, dennoch diese Eigenthümlichkeiten durch viele Jahrhunderte bewahrt, wie man noch heute den Holländer auf dem Kap von allen anderen Bewohnern dieses Landes, trotzdem schon Jahrhunderte über seine Verpflanzung dahin gegangen, leicht unterscheidet. Die Individuen einer Nation bilden also schon physisch vollständig ein Ganzes.

Weniger be- und erkannt ist aber, daß nicht minder die verschiedenen Zeiten innerhalb der mit einander verbundenen Menschheit als solche organische Wesen angesehen werden müssen. Wir sehen gewisse Zeiträume von einer und derselben Richtung beherrscht, wir sehen in den Zeiträumen gewisse große Prinzipien aufkommen, sich entwickeln und endlich absterben und verkommen. Gedenken wir z. B. des großen Prinzips des Feudalismus, das in den früher freien Völkern germanischen Stammes im Mittelalter entstand und sie gänzlich umgestaltete; des großen Prinzips

der Reformation, das die allmälig abgestorbene Feudalität auflöste und in den rationellen Absolutismus (ich nenne ihn so zum Unterschied vom irrationellen Absolutismus oder Despotismus) umsetzte, bis wiederum das Prinzip des Konstitutionalismus im vorigen Jahrhundert aufkam. Wir erinnern uns, wie gleichzeitig und in der Tiefe identisch, das Mittelalter vom religiösen Enthusiasmus (ja Fanatismus) beherrscht war, der in der Reformation zum religiösen Rationalismus überging, und in der neuesten Zeit zur kirchlichen Zersetzung umschlug. Warum sehen wir zur Zeit des Verfalls des römischen Reichs, nicht blos Rom, sondern alle damals bestehenden Völker des Alterthums von demselben Geiste des Skeptizismus, der Erschlaffung und Erschöpfung ergriffen, daß sie allesammt den asiatischen Horden und der Barbarei zur leichten Beute wurden? Warum sehen wir den arabischen Stamm, der mit Mohammeds Wahlspruch in Syrien eindrang, in wenigen Jahren vom Himalaja bis zu den Pyrenäen den Halbmond aufpflanzen und das Heidenthum durch eine neue asiatische Religion verdrängen? Es wäre lächerlich, solche Erfolge der rein physischen Kraft noch dazu kleiner Menschenhaufen zuzuschreiben. Nein, es ist nicht zu verkennen, daß in der Menschheit immer neue Prinzipien erstehen, wachsen, sich entfalten, zu allgemeiner Geltung kommen, und nach ihrer wesentlichsten Entwickelung absterben und neuen Platz machen. Wir sehen dann Dasselbe geschehen unter der Herrschaft eines solchen Prinzips an den West- wie Südküsten der Ozeane, in den Nord- wie Ostgauen der großen Ländergebiete: wir sehen dieselben Prozesse und Operationen bei den von einander getrenntesten Völkern unternehmen und vollziehen, überall eine etwas lokale und nationale Färbung unter den lokal und national vorwaltenden Bedingungen annehmend. So stellen sich auch die verschiedenen Zeiträume als einzelne Organismen dar, in welchen ein großes Prinzip sein individuelles, aber organisches Leben durchführt. Und siehe! auch hierfür zeigt sich dem Kundigen ein Analogon in der leiblichen Sphäre. Denn

nicht etwa allein, daß von Zeit zu Zeit Epidemien entstehen, sondern jede Zeit hat ihre epidemische Krankheitskonstitution, eine allgemeine Krankheitsanlage, die über große Welttheile sich erstreckt; so Mitte und Ende des vorigen Jahrhunderts die gastrische, dann die irritable (Brownianismus), dann die inflammatorische (Broussais), dann die nervöse u. s. w., eine Ansicht, worauf jetzt ein ganz neues medizinisches System sich gründet, das Rademacher'sche.

Wir haben also unsern Blick schon dahin erhoben, daß wie jeder Mensch ein Organismus, so auch jedes einzelne Volk ein vollständiger, nach den Gesetzen des Organischen werdender, bestehender und absterbender Organismus, und dann wieder jede Zeit in ihrem einheitlichen Prinzip ein solcher Organismus ist. Jetzt sagen wir, wie ein Volk und eine Zeit alle seine und ihre Individuen trotz ihrem Sonderleben zu Einem Organismus vereinigt: so vereinigt die Menschheit alle Völker und Zeiten zu Einem organischen Leben, dessen Hauptgesetz die Entwickelung ist. Erklären und erweisen wir uns diese näher.

Indem Gott zahllose Geschöpfe, sämmtlich von verschiedenem Bau, verschiedener Form, Lebensart, Lebensdauer u. s. f. geschaffen, hatte er keinen andern Zweck, als erstens alle möglichen Arten von Formen und Bauweisen des geschöpflichen Daseins, die nur sein können, zu erschaffen, zweitens aber, von der tiefsten und einfachsten Stufe zu immer vollkommeneren, ausgebildeteren, entwickelteren Geschöpfen heraufzusteigen und alle diese Lebens- und Organisationsstufen bis zur möglich vollkommensten auszufüllen. Was so Gott in der Summe aller Geschöpfe, das vollbringt die Menschheit in der Summe aller Völker und Zeiten. Zuerst ist es nicht zu verkennen, daß ein jedes Volk seine bestimmte Anlage, seinen bestimmten Charakter hat, also seine bestimmte Stufe im Ganzen der Menschheit einnimmt und ausfüllt. Die Grandezza des Spaniers neben der Leichtigkeit des Franzosen, das dolce far niente des Italieners mitten in seiner Erregbarkeit, neben der besonnenen

und angestrengten Betriebsamkeit des Deutschen, der steife, aber überall praktische Ernst des Engländers neben der unruhigen und Nichts schaffenden Leidenschaftlichkeit des Polen u. s. f., alle diese sind Züge, denen andere bei allen Völkern nachzuweisen sind. — Man stelle z. B. den beweglichen Nordamerikaner neben den unbeweglichen Chinesen, den hitzigen Dänen neben den indolenten Türken, ja schon den sanguinischen Belgier neben den phlegmatischen Holländer, wie denn auch der Charakter sich selbst provinziell erkennen läßt — sie sind zu hervorstechend, um einen Zweifel zuzulassen. Aber ebenso gewiß hatte und hat jede Nation ihren bestimmten Beruf, ihre weltgeschichtliche Aufgabe zu lösen. Wer, um nur Einiges anzuführen, auf die Handel und Schifffahrt begründenden Phönizier und auf die Kunst und Wissenschaft begründenden Griechen, auf das religiöse Lebenselement der Israeliten, aus denen die religiöse Idee hervorging, und die das Jus erschaffenden Römer blickt, wer sieht, wie die modernen Italiener die moderne Kunst, und die Engländer den Welthandel und den konstitutionellen Staat zu schaffen hatten, die Deutschen die Theologie, Philosophie und Philologie zur höchsten Blüthe gebracht, während die Franzosen alle möglichen modernen Staatsformen durchzukämpfen haben u. s. f., der muß die Ueberzeugung gewinnen, daß, natürlich ohne damit eine ängstliche Abgrenzung zu setzen, doch jede, mit höheren Anlagen begabte Nation eine aus ihrem Charakter und ihrer Stellung hervorgehende Aufgabe, ihren Theil an dem großen weltgeschichtlichen Bau der Menschheit zu lösen hat. Nicht minder wiederum die verschiedenen Zeiten der Menschheit. Die Naivetät des höchsten Alterthums in der Welt der Inder, Perser, Egypter bis in den Gesängen Homers, die sinnlich-klare Anschauung und der plastische Ernst im spätern Alterthum der Griechen und Römer unterscheidet sich so wesentlich von der wilden und tiefen Gemüthswelt des Mittelalters, die bis zum Fanatismus stieg, und von der Beweglichkeit, zerfahrenden Mannigfaltigkeit und kritisch zersetzenden Vielseitigkeit der mo-

dernen Welt, daß eine Verwechslung nicht stattfinden kann. Dasselbe gilt aber auch für kleinere Zeiträume, und der Kundige wird z. B. die letzten drei Jahrhunderte in ihren Abschattirungen erfassen. Und so sehen wir ein, daß wie in der Natur alle möglichen Daseinsformen gegeben wurden, so auch das Menschengeschlecht in der Gesammtheit seiner Völker und Zeiten alle möglichen Charaktere, Anlagen und Aufgaben schaffen, entwickeln und ausbilden soll.

Aber wie die Natur in allen diesen Geschöpfen von der einfachsten und tiefsten Stufe des Daseins bis zu der höchsten Organisation steigt und diese Entwickelung *neben einander* vollendet hat: so entwickelte und entwickelt sich die Menschheit in einem beständigen Fortschreiten von der niedrigsten zu immer höherer Stufe des Daseins. Man hat hieran gezweifelt, aber die Thatsachen sprechen zu bestimmt. Brauche ich auf die Fortschritte der Künste und Wissenschaften hinzuweisen, dieser wesentlichen Arbeit des Menschengeistes? auf die ungeheueren Fortschritte der Baukunst, der Schifffahrt, der Mechanik, Mathematik, aller Naturwissenschaften, die unendliche Verfeinerung aller Gewerke und Fabrikation? *Vor* dem Anfang der gew. Zeitrechnung sang ein lateinischer Dichter, Lucrez, voll Enthusiasmus: wer kann wohl glauben, daß Künste und Wissenschaften eine noch größere Höhe erreichen können, als sie schon erreicht haben — und doch hatte man damals noch keinen Kompaß, keine geschliffenen Gläser, keine Buchdruckerkunst, kein Schießpulver, keine Dampfmaschine u. s. w. u. s. w. Brauche ich auf die unermeßliche Durcharbeitung der Jurisprudenz, der Philologie, der Philosophie, der Medizin u. s. f. u. s. f. zu verweisen? Kann man die fortschreitende Entwickelung des menschlichen Charakters leugnen, wenn man von der Naivetät Homers zur Objektivität der pindarischen Lyrik, der Subjektivität der mittelalterlichen Poesie, zur Idealität Shakespeare's, Dante's, Schillers übergeht? Muß man dieselben nicht anerkennen, wenn man die patriarchalische Staatsverfassung der asiatischen Völker, dann

die, doch immer nur auf die an Zahl geringen Stammglieder beschränkte Demokratie der Griechen und Römer, die Gliederung des mittelalterlichen Feudalstaates, den rationellen Absolutismus des modernen Europa's, der die Gleichheit aller Staatsglieder in großen Staaten anerkennt, den Konstitutionalismus Englands und den amerikanischen Staat überblickt? Aber auch da, wo man es am Schärfsten bestreitet, auf dem Gebiete der Sittlichkeit, ist die fortschreitende Entwickelung unverkennbar, sobald man die Dinge im großen Ganzen betrachtet, denn ein leidenschaftdurchwühltes Wesen wird der einzelne Mensch immer bleiben. Aber sicher ist es wahr, von einzelnen Vorkommnissen abgesehen, daß das sittliche Bewußtsein der Menschheit, die allgemeinen sittlichen Grundsätze, die sowohl von der Gesellschaft als gültig anerkannt und geübt werden, als auch die Massen immer mehr durchdringen, bedeutende Fortschritte gemacht haben. Während selbst Geister, wie Plato, Aristoteles, im Alterthum den Sklavenstand als nothwendig und sogar moralisch gerechtfertigt anerkannten, sind jetzt die allgemeinen Menschenrechte Niemandem zweifelhaft und vielfach durchgedrungen. Während das klassische Alterthum von Unterstützung der Hilfsbedürftigen wenig wußte, hat nicht allein das System der Anstalten für Arme, Kranke, Alte, der allgemeinen Lehr-, Arbeits-Anstalten, Lebens- und Wittwenversicherungen u. dgl. eine ungeheure Ausdehnung erlangt, sondern, was noch viel mehr sagt, die Verpflichtnng der Gesellschaft, auch die durch sie gebrachten Schädigungen zu heilen, wird immer mehr anerkannt, wenn auch damit noch lange nicht die Mittel gefunden sind, die dies nachhaltig vermögen. Man sehe ferner auf die Fortschritte der Kriminaljustiz, aus der die Autodafé's und Hexenprozesse, die Folter und lettres cachets, die Inquisition und die Vehme gewichen, endlich das heimliche und schriftliche Verfahren beseitigt sind. Endlich werfe man noch einen Blick auf die Kriegführung, man vergleiche diese noch im dreißigjährigen Kriege, ja noch in der Verwüstung der Pfalz unter Ludwig XIV. mit der in den

ungeheueren Feldzügen von 1792 bis 1815, und man wird überall auch den sittlichen Fortschritt der Menschheit nicht verkennen, sobald man überhaupt weder einen idealen Maßstab anlegt, der nicht in das Reich des Sublunarischen gehört, noch an einzelnen Fakten klebt, welche für das große Ganze Nichts entscheiden.

Hierbei hat man nun Zweifaches wohl zu bedenken. Die fortschreitende Entwickelung der Menschheit geht nicht in gerader ununterbrochener Linie vor sich. Wenn Völker ihre Aufgaben gelöst, ihre Lebenskraft aufgezehrt haben, müssen sie abtreten, wie die Individuen; wenn große Zeiträume ihre Prinzipien vollendet haben, sterben sie ab, wie die Generationen; ja große Völkerhaufen aus gemeinsamem Stamm müssen, so sie veraltet und erschöpft sind, der Vernichtung anheimfallen, und neue Stammfamilien treten an die Stelle, urkräftige, um ihre Bahn abzukreisen, um neue Lebenselemente herbeizuführen, neue Prinzipien aufzubringen und zu entwickeln am Baume des Lebens. Da muß es zu Zeiten kommen, daß ganze Kulturstufen zusammenbrechen, und eine Zeitlang neue Finsterniß die Menschenwelt bedeckt, weil das Neue nicht fertig zur Welt kommen kann, sondern sich erst entwickeln muß. Es geschieht aber doch nur, um einer neuen Kraft die Bahn und den Raum zu schaffen. Es ist ein scheinbar großer Rückschritt zu einem weiten Fortschritt der Menschheit. So sanken alle Völker des Alterthums mitsammen in's Grab, mit ihnen überdeckte das Mittelalter lange Zeit ihre ganze Zivilisation — aber nur um der großen germanischen Familie die Welt zu übergeben zu einer neuen Kultur. Noch aber hat sich kein Kulturmittel kräftig genug erwiesen, um eine veraltete Nation völlig zu verjüngen und ihr einen neuen Organismus zu schaffen. Was besteht muß zerstäuben, wie was keimt, unaufhaltsam zum Leben sich entfaltet. Oft träumt sich daher ein Kulturgeschlecht noch auf der Höhe des Lebens, wenn es schon in jähem Sturz begriffen ist; der Tod hat oft die Maske des Lebens noch vor sich, wenn schon der Gifttropfen von der Spitze seines Schwertes gefallen ist.

Aber zweitens im Gegensatz: was die Natur in dem All der Geschöpfe neben einander, das hat die Menschheit nach einander zu vollbringen; wie nun die Natur in ihrem All unbegrenzt im Nebeneinader ist, so ist der Inhalt der Menschheit unbegrenzt im Nacheinander, in der Entwickelung; wie daher die Grenzen der Natur niemals festzustellen sind, ebenso wenig vermögen wir das Ziel dieser Entwickelung der Menschheit zu definiren. Ungeahntes und Unerkanntes liegt hier im Schooße der Zukunft, und Niemand vermag zu sagen, was für großartige Fälle für die Menschheit noch aufbewahrt und vorausgesäet ist.

Wir sagten: die Menschheit ist noch nicht alt; aber so alt ist sie doch schon, so viel Erfahrung hat sie bereits aufgehäuft, um, wie wir erkannt haben, zu erweisen, daß ihre Geschichte kein Konvolut zufälliger Vorkommnisse ist, sondern einen Organismus bildet, der nach tief liegenden Gesetzen alle möglichen Daseinsformen des menschengeistigen Lebens zu einer steten Entwickelung hervorbringt. Hier, wie in der Natur und im menschlichen Geiste, erscheint es klar, daß auch die Menschheit ein zu bestimmtem Zwecke und nach bestimmtem Plane Geschaffenes ist, das in seinem Stoffe eben nur das Substrat der Idee hat, die in sie hineingelegt ist; keine Willkür, kein Zufall, sondern bestimmte Gesetze, nach denen sie in allen ihren Gliedern ist und beständig abkreist; die ganze Menschheit ist ein Vernunftgeschöpf, das unwiderlegbar eine höchste Vernunft voraussetzt, aus der es hervorgegangen: **Gott!**

Wir wollen nun noch mit Wenigem das Resultat aus dem bisher Gesagten ziehen. Wir haben gesehen, es ist uns zur bestimmtesten Ueberzeugung geworden, daß die gesammte Natur, daß der menschliche Geist, und daß die Geschichte der Menschheit bestimmten Gesetzen unterzogen sind, nach welchen Alles in ihnen wird, sich darlebt, sich abkreist, daß, während Alles in denselben in ununterbrochener Veränderung begriffen ist, jene Gesetze, nach welchen die Veränderungen vor sich gehen, ewig unveränderlich sind; es folgt hieraus, daß diese Gesetze von den

Wesen, vom menschlichen Geiste, von der Menschheit selbst nicht gemacht sein können, da diese ja erst nach jenen Gesetzen geworden sind und werden, daß sie also von einem andern Wesen gegeben sind, von Gott. Wir erkannten ferner, daß diese Gesetze, als die Gedanken, nach welchen Alles ist und geschieht, Vernunftgesetze sind, da sie von uns mit unserer Vernunft gefunden, erkannt, berechnet werden können; es folgt hieraus, daß sie nicht anders als aus der höchsten Vernunft erflossen sein können, und daß also Gott die höchste Vernunft ist. — Ich glaube aber hiermit Zwiefaches gegeben zu haben: erstens, daß wir, so wirre und chaotisch Alles vor und um uns sein möge, hiermit einen unzerreißbaren Faden haben, der uns durch das Labyrinth sicher zu führen vermag; zweitens, daß, so abhängig wir uns auch als Menschen fühlen mögen, wir doch wissen, daß wir, daß die ganze Menschheit nur nach den höchsten Vernunftgesetzen abhängig sind, und daß demnach da, wo die menschliche Willensfreiheit aufhört, nicht eine blinde, sondern eine höchste Vernunftnothwendigkeit anhebt — wir wissen uns in Abhängigkeit von Gott.

Sechstes, Erinnerungs-Wort.

Im 5ten Buche Mosch. Kap. 14, V. 1. und 2. ist zu lesen: „Kinder seid ihr dem Ewigen, eurem Gotte — denn ein heiliges Volk bist du dem Ewigen, deinem Gotte, dich hat der Ewige erkoren, ihm zu sein als Volk ein theures Eigenthum unter allen Völkern, die auf der Fläche des Erdbodens."

Gegen keinen Satz des heiligen Wortes hat man sich in neuerer Zeit gegnerischer erhoben, als gegen diesen. Wie, sagte man außerhalb und innerhalb des Judenthums, ist Gott nicht aller Menschen Vater, nicht aller Völker Gott? ist nicht Alles, was da ist und lebt, in gleicher Weise sein Eigenthum, Ihm erkoren zu leben als das, wozu Er es geschaffen? Widerspricht es also nicht dem Begriff Gott, daß er irgend einen Menschen, irgend ein Volk vor allen andren erkoren, erhoben, geweiht haben soll? — Und in der That, in der Allgemeinheit dieser Fragen ist es ja gerade unsere h. Schrift, ist es das Judenthum, welche allen Menschen denselben Antheil an Gott, denselben Antheil an Recht und Liebe, denselben Antheil an Gottebenbildlichkeit, denselben Antheil an der Unsterblichkeit und dem Loose im Jenseits zugesteht. — Dann erhob man die Anklage: da sehet den Stolz, die Einbildung, die Selbstüberschätzung der Juden, die sich mehr, die sich besser dünken als alle Welt, die sich aussondern aus allen Nationen und einen besondern Platz beanspruchen im Kreise der Völkerfamilie, einen besondern, den höchsten und ersten, sie,

die erniedrigtsten. . . . Und im Sinne dieser Einwände waren Zahllose unter uns selbst geneigt, jenen Satz aufzugeben und bei Seite zu werfen, ihn ab- und zu verläugnen — — fürwahr! Grund genug, um ihm näher auf den Grund zu gehen und zu beleuchten: denn wenn wir nicht behalten wollen, was wir verwerfen müssen, so dürfen wir doch auch nicht verwerfen, was wir behalten müssen, und ja, lasset es mich schon jetzt sagen: auf diesem Spruche hat die ganze Existenz Israels beruht, und auf diesem Spruche wird die ganze Existenz Israels beruhen; geben wir ihn auf, geben wir uns selbst auf.

Gehen wir dabei ganz einfach zuwege, und betrachten zuerst die faktischen Erscheinungen.

Forschen wir, Israeliten, in unsrer Geschichte und in unserm Bestande, sehen wir zunächst, daß wir, nach vier Jahrtausenden, noch immer bestehen, noch immer bestehen in einem gemeinsamen Bekenntniß, noch immer bestehen in unvermischter Stammesgenossenschaft, noch immer bestehen mit mancherlei, von Allen verschiedenen Bräuchen und Sitten, während alle Völker, alle anderen Genossenschaften, mit all' ihren Bräuchen und Sitten, die um unsre Wiege standen, die unsre Kindheit und unsre Jugend umrangen, die unsern Untergang als selbstständiges Volk sahen, die unsre Zerstreuung bewirkten, und viele, die seitdem uns aufnahmen und beherrschten, untergingen, so daß nur Erinnerung und Trümmer noch von ihnen Kunde geben — so müssen wir, so muß Jedweder uns als ein Besonderes, Eigenthümliches zugestehen. An ihrer Wiege schon empfängt unsere Söhne ein viertausendjähriger, besonderer und wahrlich! schwerer Akt der Weihe, und unsere Gräber noch stehen auf abgesondertem Felde. — Und beobachten wir weiter, so drängt es sich auf, wie schon ein gemeinsamer Typus, eine eigenthümliche Bildung der ungeheuern Mehrzahl der Söhne und Töchter Juda's in ihrem Aeußern, Körperlichen aufgeprägt ist, daß wir und auch Andere uns leicht als Juden erkennen. — Und gehen wir nach innen, zeigen sich nicht gemeinsame Charakterzüge

bei uns Allen? erkennen wir nicht dieselben Charakterzüge bei unseren Ahnen in der Wüste, bei unseren Vätern in unsrer ganzen Geschichte, wie noch heute an uns Gegenwärtigen? Dieselbe Beharrlichkeit, ja Hartnäckigkeit in dem einmal Erlangten und Aufgefaßten, dieselbe unverwischliche Anhänglichkeit an dem, was einmal Wurzel in uns gefaßt, und gerade entgegengesetzt dieselbe Reizbarkeit, Empfänglichkeit, Entzündbarkeit und Flüchtigkeit — hinwiederum derselbe Scharfsinn, die Verhältnisse zu durchblicken, derselbe zersetzende Verstand, und gerade entgegengesetzt dieselbe Wärme des Gefühls und Leichtigkeit der Phantasie — kurz, ein so eigenthümliches, und doch immer sich gleich bleibendes Gemisch von Gegensätzen, von Tugend und Fehler in einer und derselben Eigenschaft, daß Niemand das Besondere verkennen kann. — Und verfolgen wir dies immer mehr: wie? geht nicht Ein einziger Inhalt durch unser ganzes Leben? was ist es, was Israel in seinem langen Dasein hervorgebracht, was es verfolgt, durchgearbeitet, immer von Neuem erforscht und gestaltet hat? wem waren alle seine Kräfte gewidmet, seine Anstrengungen, seine geistigen Erzeugnisse? nicht immer und überall Einem und Demselbigen, einem Einzigen, der religiösen Idee und ihren Konsequenzen — der Religion? Lange, tausendjährige Zeiträume gab es in Israel, wo es sich lediglich und nur hierauf beschränkte, nichts Anderes hatte und wußte, zurückgezogen von allem Andern; dann kamen andere Zeiten, aber im großen Ganzen bis jetzt nur kurze, wo es sich zerstreute, wo es auf alle geistigen Gebiete überging, und nicht ohne Erfolg *) — aber selbst in diesen Perioden war der Brennpunkt seines Lebens die religiöse Idee, und alle seine Geistesstrahlen fielen hierauf zurück, sammelten sich da wieder. Dies bezeichnet doch in der That Israel als ein Besonderes, Eigenthümliches, das sich abscheidet von allen Nationen, welche immer und überall nach den

*) Die griechische Periode vor der Zerstörung des zweiten Tempels, die spanische vor der Vertreibung der Juden aus Spanien, und die moderne Zeit.

verschiedensten Richtungen, Wissenschaften, Künsten getrieben waren.

Wir müßten demnach Das leugnen wollen, was so klar wie das Licht des Tages ist, wollten wir verkennen, daß es um dieses Israel faktisch schon ein Besonderes, ein Eigenthümliches ist.

War aber und ist lediglich die religiöse Idee der einzige Inhalt unsers Lebens, so daß es uns versagt war, für Anderes anders als in einzelnen Streiflichtern zu wirken und zu schaffen: sehen wir genauer zu, wie es um diese religiöse Idee steht. Man sagt gewöhnlich, die Lehre Israels hat den Monotheismus zum Inhalt, d. h. die Lehre von einem einzigen Gotte. Richtig, es war, ist und wird sein die Spitze unsers Bekenntnisses „der Ewige ist einzig und einig." Nun ist es ferner wahr, daß alle die Religionen, welche jetzt einen einzigen Gott bekennen, diese Lehre von Israel haben; aber sie haben sie doch, und so wäre dies längst nichts Besonderes, nichts Eigenthümliches mehr für Israel. Allein so allgemein ist sie auch nicht das Wesentliche. Die religiöse Idee, wie sie in Israel erstanden und in ihm von jeher erhalten worden, und wie sie für alle Zeit in und von ihm erhalten und bewahrt werden muß, ist wesentlich die: Gott ist ein besonderes, über Alles erhabenes, vollkommnes, daher für uns begreifbares, aber nicht erkennbares Wesen, das die Welt geschaffen hat als sein Werk, den Menschen aber in einem unmittelbaren Verhältniß nach Seinem Ebenbilde, nach Seiner Aehnlichkeit; Alles daher, was existirt, ist Gebilde, Werk Gottes, in welchem Gott selbst nicht ist, sondern in welchem nur der Wille Gottes ist, daß es nach dem Gedanken Gottes, nach dem von Gott in dasselbe versenkten Gesetze wird, ist und aufhört. — Gerade entgegengesetzt hatten von jeher alle Völker und haben noch heute die Richtung: Gott aus und in den Wesen, die rings um uns sind, Gott aus und in der Natur zu fassen, Gott als das, was in den Wesen wirkt und lebt, als das Gesetz und den Gedanken ihres Seins zu verstehen, so daß also die Natur nicht Werk Gottes ist,

sondern selbst Gott, die Dinge Gott, mindestens das Leben und Sein in ihnen Gott. Dies ist der unendliche Gegensatz, und während Israel stets und nur diese religiöse Idee pflegte und erhielt, während nicht blos Mosche, sondern auch die Propheten und heiligen Autoren, die Talmudisten und Rabbinen, die Lehrer der frühern und gegenwärtigen Zeit, während wie Jeschaja bei Chiskija, ebenso Danijel bei Nebuchadnezzar, wie Jehuda ha-Levi in Spanien als Cusari, ebenso Mendelssohn als moderner Philosoph, immer und überall Gott als besonderes, über die Himmel, d. h. über das ganze Weltall und all seinen Inhalt erhabenes Wesen, das diese als bloßes Werk und That geschaffen, lehrten und feierten, war die Richtung aller Völker nach dem Gegensatze, Gott in den Wesen und mit ihnen Eines (identisch) zu fassen. Dies war der Grund und Boden des alten Heidenthums in allen seinen Variationen und Abstufungen, bei Indern und Persern, bei Egyptern und Sabäern, bei Griechen und Germanen, und dies ist der Grund und Boden des modernen Heidenthums unserer Tage; dahin kehrten bei den Völkern immer wieder alle ihre Lehrer und Philosophen zurück; dies machte sich sogar in Dem, was man von Israel entlehnte, bei ihnen immer wieder Bahn, bald heimlich bald öffentlich das Haupt erhebend und die Massen beherrschend; und selbst die, welche jene religiöse Idee Israels als die einzig vernünftige und der Menschennatur allein zusagend anerkennen, wenn sie sich nicht ganz auf Israel stützen, schweben sie in der Luft, und früher oder später wird sie ihnen wieder entrückt, beseitigt oder zersetzt.

Aber sicherlich glaubet ihr nicht, daß dies eben Nichts weiter als den allgemeinen Lehrsatz von Gott bedeute. Ihr wisset vielmehr, daß dieser Lehrsatz die wahre Sonne am geistigen Himmel des Menschen ist, von der alles Licht und alle Wärme ausstrahlt. Denn, stehet nur, ihr Menschen, vor jener dunkeln, verschleierten Gottheit der Völker, die zuletzt nichts Anderes als die dennoch unerklärliche Naturnothwendigkeit ist, was seid Ihr da? was Euer Thun? was Eure Sehnsucht? was

Euer Geist? was Eure Freude und was Euer Leid? Nichts, gar Nichts, ein ohnmächtiger Hauch, ein unbeachteter, einziger Seufzer, nicht so viel werth wie das Heulen des Windes, wie das Rauschen eines stürzenden Platzregens, wie das Murmeln des rollenden Baches . . . . . Aber der Gott, den Israel lehrt, Er verkündet Euch: „Kinder seid Ihr dem Ewigen, Eurem Gott", Er hat euch geschaffen in Seinem Ebenbilde, ihr seid nicht bloß Sein Werk, wie die Wesen, sondern Er hat euch einen Geist gegeben in Seiner Aehnlichkeit, Er steht mit euch in einem unmittelbaren Verhältniß, ihr seid Ihm wie Kinder einem Vater! Was euch begegnet, Er hat es vorausgesehen, vorausgeordnet, daß es zum Heil euch sei, was ihr thuet, Er beachtet es, Er knüpft segensreiche und strafende Folgen daran; Er will, daß ihr recht handelt, daß ihr nach sittlicher Höhe strebet, daß „ihr euch heiliget, dieweil Er heilig ist"; Er hat euch die Liebe in die Tiefen des Geistes gesenket, daß ihr die Seligkeit der Liebe genießet, daß ihr Werke der Liebe übet und dessen jauchzet; wenn ihr euch freuet, Er hat es euch gesendet, wenn ihr leidet, Er tröstet euch, wenn ihr zu tragen habet, Er erleichtert euch, Er richtet den gebeugten Rücken auf und befreit den belasteten Nacken, und führt zur Freiheit den Gefangenen, zum Lichte den Blinden, zur Genesung den Siechen . . . . sehet „das ist der Gott Israels" . . . und wenn ihr gefehlt und gesündiget habet, und euer Inneres empört sich wider euch selbst, und eure Linke schuldet eure Rechte an und verdammt sie: Er versöhnet euch, und hauchet euch mit Frieden an; und wenn ihr eure Glieder strecket zum Sterben, oder ihr habet zu bergen einen geliebten Menschen unter den Rasen der Erde, Er sagt euch: fürchtet Nichts, ihr seid unsterblich . . . sehet, „dies ist der Gott Israels!" — — Aber alles Dies schwindet und verfliegt zu Nichts vor jener Gottheit der Völker, die in den Dingen ist, die Nichts ist, als das verborgene Sein der Dinge, deren Gedanken und Gesetz eine

eherne Gewalt der Nothwendigkeit, keine Vorsehung, kein Gericht, keine Vergeltung, keine Liebe, keine Versöhnung, keine Unsterblichkeit — —

Wohl; dies ist der Gegensatz, und in diesem Sinne allein gilt jener vielbestrittene Ausspruch der Schrift. Dieweil in Israel, als dessen Erbtheil, ununterbrochen, Geschlecht auf Geschlecht dieser wesenhafte, über das Weltall, wie der Prophet sagt, wie der Töpfer über das Gefäß, das seine Hände aus Thon geformt, erhabene, vollkommene, einzige und einige Gott anerkannt und angebetet wird, während die Völker sich ihren Gott immer wieder aus den Wesen bilden, gleichsam zusammensetzen oder auflösen — darum ist Israel eine Nation dem Ewigen geweiht, gerüstet, es hat ein besonderes Eigenthum am Ewigen und ist ein besonderes Eigenthum für den Ewigen, ist es und wird es sein, so lange diese religiöse Idee in der Menschheit immer wieder bekämpft, entrückt, verändert, beseitigt, zersetzt wird. So sehen wir, daß die Bezeichnung nicht zufällig, nicht ein Ausfluß des Stolzes, der Selbstüberhebung, sondern der geschichtliche Ausdruck des ganzen Inhalts des Volkes und Lebens Israels ist, der nie von Israel getrennt oder aufgegeben werden kann, so lang es Israel und ein Israel ist. Und wie? wie einst Jakob den Segen seines Vaters empfing und dafür fliehen mußte als Bettler und einsamer Flüchtling, und dienen mußte in der Fremde zwanzig Jahre dem Laban, und als Gnade empfangen und erkaufen mußte vom Esav die Rückkehr in die Heimath — also mußte ja um dieser wegen Israel fliehen und dienstbar sein, niedriger als ein Knecht, geplagter als ein Knecht, und als eine Gnade empfangen, daß man es duldete zu sein und zu athmen. Es ist kein Stolz, keine Absonderung oder Selbstüberhebung — es ist sein Herzblut, es ist sein Dasein, das ihm eingesenkt ist, es kann nicht anders, ach! und eine schwere Prüfung, allezeit und heute! — —

Und mit dieser Erkenntniß in der Hand werfen wir noch einen Blick in die Zukunft. Ja, wir leben jetzt in einer der Zeiten, in welchen Israel hinausgeht und sich zerstreut auf allen Gebieten des Lebens, und in denen es daher vielfach vergißt, daß und was für eine Bestimmung es hat, und in denn dies Viele seiner Glieder vergessen, und wo Viele nur unwillig sich dazu zählen und zählen lassen, Viele gern der Wacht entrännen, welche die göttliche Vorsehung darauf eingesetzt hat — in solcher Zeit leben wir; und fragen müssen wir uns, ob dies bereits seinen Höhepunkt erreicht habe, ob es nicht noch wachsen und noch mehr einreißen und noch mehrere dahinreißen werde — denn man weiß, wie das Beispiel ansteckend ist, und wie ohnmächtig das Wort dessen, der sich Solchem entgegenstemmt — aber haben wir darum für das Ganze zu fürchten? haben wir zu fürchten, daß dieses Israel ganz sich auflösen und aufhören würde, seinem Zwecke anzugehören, seiner Bestimmung zu dienen, ? . . . Nimmermehr! Dagegen spricht, daß zu tief der Griffel der vier Jahrtausende eingesenkt worden, daß die Schrift, geschrieben vom Finger Gottes, mit unverwischlichen Zügen auf dies Israel aufgetragen ist; dagegen spricht, daß noch viele Herzen entflammt, noch viele Geister begeistert sind, — deren Zahl braucht nicht Myriaden zu sein, um zu erhalten, was Gott erhalten will! Der Kampf ist nicht beendet, nur daß er jetzt auch wieder in Israel selbst wüthet, der Kampf der religiösen Idee mit dem Heidenthume, aber der Sieg ist auch nicht zweifelhaft, die Geschichte lehrt uns, daß er jedesmal um so näher war, je stärker der Streit — — wer kennt die Wege des Herrn? wer ahnet den Umschwung, der stattfinden kann, bevor man es vermuthet? Hier streitet Mensch und Gott, wie kann da der Sieg bezweifelt werden? . . . Sind wir aber hiervon durchdrungen: so ist es um so mehr an uns, fest zu verharren und nicht zu wanken und uns immer mehr aneinander zu schließen, um den Kern

zu bilden, zu dem sich alle zurückfinden können, wenn die Sehnsucht nach dem Herrn in ihnen erwacht. Das rufet der Prophet aus noch viel schwererer Zeit uns zu: „Dennoch und trotz allem Dem werden Deine Kinder Jünger des Ewigen, und groß wird der Friede Deiner Kinder sein!“ (Jesch. 54, 13.)

Siebentes, Erinnerungs-Wort.

Wenn jetzt die Klage über den theils irreligiösen, theils religionslosen Geist in Israel immer häufiger und lauter ertönt, wenn ebensowohl die Beachtung der religiösen Bräuche, wie das Hangen an Lehre und Inhalt immer schwächer und schwankender wird, wenn immer Zahlloseren der Bekenner des Judenthums die Religion in die Ferne tritt und enschwindet — was haben wir darauf zu erwidern? . . .

„Es ist Alles schon dagewesen!" sprach jener alte Weise. Schlaget nur die Bücher der Propheten auf, und Ihr werdet Schilderungen lesen, die in ihrer Furchtbarkeit noch lange nicht auf unsere Zeit und Zustände zutreffen. Leset die „Wehe!" Jeschaja's (K. 5), leset die Klagen Jirmeja's, wie Israel seinen Gott verlassen mit Hohne, und wie all die Propheten die Verödung schildern auf dem Berge des Herrn, die Verwüstung in der Pflanzung Gottes — — die Religion Israels hat all Dies immer wieder überwunden, und all solche Zeiten hinter sich gelassen; nicht blos die Kämpfe hat sie siegreich bestanden, die ihr bereitet wurden, sondern in jeder Wüste hat sie die Quellen des Heils immer wieder geöffnet, wenn sie versiegt schon schienen, in jeder Steppe aus dem Ginsterstrauche Zedern, aus dem Distelbusch Dattelpalme und Oelbaum und Myrthe geschaffen . . . .

Denn die Mahnungen zur Religion sind ewig, die Mah-

nungen, die aus den Seelen und Herzen der Menschen immer wieder von selbst hervorquellen und sie erfassen und erfüllen, die Mahnungen, die tief in die Saiten des Menschengeistes greifen, und die Töne des Göttlichen in ihnen wecken, so lang sie auch schliefen, und diese hallen wieder und wieder und sterben nicht wieder dahin. . . .

Ihr fraget, welche diese Mahnungen, die ewig sind in der Menschennatur, so daß der Religion immer wieder eine Zukunft verbürgt ist, wenn die Gegenwart ihr abgestorben scheint?

Vor Allem: die Abhängigkeit des Menschen von Gott! . . . Ihr wollet sie leugnen, stellet Euch auf eigene Füße und trotzet: wir Menschen sind es! Aber daß Ihr abhängig seid von einer Macht, der Ihr Euch nimmer und nimmer entziehen könnt, leugnet Ihr doch nicht? Habt Ihr noch nicht gesehen, daß was am Morgen blühet, am Abend ist verwelket? was gestern an Kraft und Gesundheit und Schöne leuchtete, heut' ist verschmachtet? Wer ist es, der „tödtet und in die Gruft senkt?" — und im Gegensatz, was schon geschwunden und dahin scheint und alle Hoffnung ist aufgegeben und alle Menschenkunst scheitert, aber vom Thau des Himmels getränkt erhebt es sich und erblühet und wachset zu langem Dasein? Wer ist es, der „belebt und heraufbringt"? — Habt Ihr noch nicht erfahren, wie wer gestern an Gütern der Erde die Fülle — o die Hofffahrt über Tausende von Brüdern — über Nacht sind die Seifenblasen geplatzt, und wie Spreu ist's dahin, die der Wind verweht? noch nicht erfahren, wie es wechselt im Leben, und wer hoch stehet, tief fällt, wessen die Macht und die Ehre, heute nichtig und mit Schmach bedeckt? Wer ist es, der „arm macht und erniedrigt"? — und im Gegensatz, Fleiß und Mühsal wurden gesegnet, oder im plötzlichen Umschwung ward die Hütte des Mangels in den Palast des Ueberflusses gewandelt, und der des Morgens sprach: wer stillt mir den Hunger? Abends frug er: wer birgt mir das Gut all? und wer drunten ist, kommt droben, und es wird der Niedrige erhöht, neben Fürsten sitzen:

wer ist es, der „reich macht und erhebet?“ — Habt Ihr noch niemals gewahret, wie der Mensch strebt und berechnet, sinnet und brütet, entwirft und beschließt, thuet und schaffet: aber am Ende still, unvermerkt knüpfen sich die Folgen früherer Thaten an seine Schritte, nach vielen, vielen Jahren kommt es zu Tage, was gesäet worden, es wird geerntet, da es gar nicht erwartet worden — fürwahr ein Gericht, eine gerechte Vergeltung in der Seligkeit nicht mehr erhofften Lebens und in den Schrecken nicht mehr gefürchteten Verderbens geht durch das Leben — wer ist es, der „die Enden der Erde richtet?“

Und wenn Ihr so abhängig seid zu jeder Stunde, und keine Macht des Menschen und keine Schärfe des Geistes vermag ihn zu sichern — von wem bist du abhängig, Thor? von der blinden Nothwendigkeit? oder vom Zufall? Was ist in dem Gefühle deiner Ohnmacht deine einzige Stütze, die Säule, darauf du dein zertrümmertes Glück immer wieder bauen kannst, was ist deine Erhebung, daß du der Gefahr lächelst und ruhig durch die Brandung der Wogen fährst? Die Zuversicht auf Gott! — — Und nun mag ein Geschlecht noch so sehr der Religion sich entfremden, die Stunden, in denen sie die Waltung des Herrn erfahren, bringt sie immer wieder zurück: „es ist kein Fels, wie unser Gott!“

Und die zweite Mahnung ist: die Sehnsucht des Herzens nach Gott, die selbst im kältesten Zweifler niemals überwundene. Sieh, wie sie aus der innersten, unmittelbarsten Natur schon im Kinde hervorquillt, wie es frägt: wer hat dies gemacht? wer ist die Ursache all Dessen? wer giebt und wer nimmt? wer sendet her und entbietet von dannen? — Und dieses Heben und Schwellen zu Gott hört niemals im Menschenherzen auf; „da sie bekümmerter Seele war, betete sie zu Gott und weinte sehr“ — weißt du es anders? Ob das Leid plötzlich wie ein Pfeil komme, oder langsam vorbereitet wie Giftpflanze aufschieße, dein erstes, dein natürliches Gefühl drängt dich hin, „dem Vater es zu klagen“, „deine Seele vor Gott auszuschütten“. Und im

Gegensatz: „da ihr der Herr gegeben, was sie von ihm erbeten, da warf sie sich nieder vor ihm und betete.“ Wie betete sie? „Es frohlocket mein Herz im Ewigen, mein Glück erhob sich durch den Ewigen!“ — weißt du es anders? Wann ging eine drohende Gefahr an dir vorüber, wann fiel eine Last von deinem Nacken, wann ward dir eine schöne Freude, eine unerwartete Gabe und Befriedigung: und dein erstes, natürliches Drängen des Herzens trieb nicht Worte des Jubels und Dankes vor Dem, der Dir es sandte, auf deine Lippen? — Und warum erhebet sich doch im Herzen des alternden Menschen, des Greises, gerade wie im Kinde die Sehnsucht nach Gott wieder? warum wird dieser wieder frömmer und suchet Gott? und warum sticht dich die Frivolität eines Greises mit brennendem Schmerze, während du sie dem Jüngling leicht nachsiehst? Nicht die Furcht vor dem Tode, denn diese läßt uns niemals, nicht daß das Ende nahe, denn nahe ist dies uns zu aller Zeit — sondern ganz unmittelbar wie im Kinde eröffnen im Greise die natürlichen Quellen des Geistes sich wieder, er nähert dem Eingang zu Gott sich, wie das Kind vom Ausgang aus Gott kommt. So ist diese Sehnsucht des Menschenherzens nach Gott unverwüstlich, und mag nun ein Geschlecht der Religion sich noch so sehr entfremden — einmal, urplötzlich, Kindheit und Alter, Freude und Schmerz wecken es immer wieder zurück — „Keiner ist so heilig wie der Ewige!“

Und dennoch eine dritte Mahnung zur Religion ist selbst im Verlangen, in der Forderung der Vernunft. Oder sprich: verlangest du nicht Recht und Sittlichkeit in der Menschenwelt? forderst du nicht Liebe und Erbarmen unter den Menschen? oder willst du, daß Unrecht, Zuchtlosigkeit, Haß und Gewaltthat immer mehr überhand nehmen und „Trümmer schaffen“? willst du, daß Selbstsucht, List, Betrug die Triebfedern alles Thuns bei den Menschen werden? oder daß Edelsinn, Großmuth, Opferwilligkeit wachsen und wachsen? Nun, wenn du wahr sein willst: worauf stützt sich Recht und Sittlichkeit in

ihrem Begriff, in ihrer Folgerung und in ihrer Berechtigung, wenn nicht auf Gott? Fordert nicht deine Vernunft: entweder es ist kein Gott, und der Mensch kann thun, was er will und frei, d. h. frech all seinem Gelüste fröhnen, denn wer will ihn zur Rechenschaft ziehen? — oder es ist Gott, und darum muß der Mensch das Gute thun, das Böse meiden, Liebe üben, groß und gut und edel sein! Fordert also deine Vernunft, daß Recht und Sittlichkeit und Liebe in den Menschen seien, so fordert sie auch, daß du dich auf Gott stützest und an ihm hangest, dieweil du durch ihn und in ihm allein edel und groß und Liebe übend, das Böse meidend, das Gute thuend bist; so fordert deine Vernunft, daß du die Religion stützest und förderst, weil sie allein in ihrer Reinheit und Lauterkeit — das ist die Bedingung — den Menschen zum Schönen, Edeln, Göttlichen erzieht, bildet, antreibt, begeistert. Und da nun die Vernunft nimmer verloren geht, so mag ein Geschlecht noch so sehr der Religion sich entfremden, es kommet immer wieder zurück, daß sie einsieht: „daß des Ewigen die Pfeiler der Erde," die Pfeiler der Menschheit, die Pfeiler des Rechts und der Liebe sind.

Darum: „still vor Ihm alle Erde!" Keine Klage, ruhiges Harren Seiner, „denn Er kömmt, Er kömmt". . . .

Achtes, Schluß-Wort.

Als in der vierten Vision, die Danijel der Seher geschaut, die furchtbare Bedrängniß geschildert worden, welche in der makkabäischen Zeit auf unsere Väter kommen würde — wie der Syrerkönig Antiochus Epiphanes das Heiligthum schänden, die täglichen Opfer beseitigen, den Götzengräuel aufstellen, die Frommen und Gottgetreuen verfolgen, martern, tödten werde, wie er einerseits, die welche seine Götzen anerkennen würden, mit Ehren überhäufen, sie zu Herrschern über Viele setzen, und Ländereien unter sie vertheilen werde um diesen Preis des Abfalls (Dan. 11, 39), andererseits die Weisen und Gerechten des Volkes fallen werden durch Schwert und Feuer, durch Gefangenschaft und Raub (das. 33.) — und als da der Seher tief bewegt und erschüttert seinem Schmerze nicht einmal Worte verleihen kann, und bangend verstummt — da ruft ihm der Engel die großen Trostesworte zu (12, 4,):

„Viele werden umherschweifen und dennoch wächst die Erkenntniß!"

Fragen wir zunächst, was bedeuten diese Worte?

Sehen wir uns zuerst in unserm eigenen Kreise um.

Wenn es die Aufgabe der Söhne Israels ist, die Erkenntniß des wahrhaftigen Gottes, seines Wortes, seiner Lehre zu pflegen, zu wahren und wachsen zu machen immerfort, wenn sie um dessentwillen gerettet worden so viele Male, erhalten worden bis hierher, in oft so wunderbarer Weise, um dessentwillen allein

sind und bestehen: welch Umherschweifen gewahren wir da! Da zuerst der große Haufen derer unter uns, welche sich um diese Erkenntniß gar nicht kümmern, welche leben, um zu erwerben und zu genießen, welche nach Höherm, nach Religiösem, nach Gott und Erkenntniß zu streben, für etwas sehr Ueberflüssiges halten, nicht blos weil sie in derselben Zeit etwas „verdienen" können, sondern weil ihnen Herz und Geist dafür abgestorben ist, weil schon der bloße Gang danach ihnen viel zu viel ist — o ihre Zahl ist groß, und wird immer größer — Viele schweifen umher! Und sehen wir von diesen auf Andere, welche allerdings noch Sinn für Erkenntniß haben, aber sie wenden sich ab, sie wissen freilich nicht warum? von den alten Quellen Israels, von dem Pfade, den Mose und David und Jeschaja und Ijob und Danijel und alle Geschlechter ihrer Jünger gingen, sie haschen nach den Seifenblasen, welche frisch gebackne Weisheitverkünder ihnen in die Luft streuen, Seifenblasen, denn, so sie ernstlich nach dem Inhalt fragen, ist all dies zerronnen; Alles gefällt ihnen, was die Schrift und die Wahrheit der Jahrtausende thörichter Weise anfeindet oder kindischer Weise begeifert, aber was sie vertheidigt und erläutert und in ihrer Erhabenheit und Herrlichkeit darstellt, das hören sie nicht, und sehen sie nicht, und wollen sie nicht! — O, von den Wenigen, denen es Ernst ist unter diesen, gilt das Wort Amos' (8, 12.): „da ziehen sie von Meer zu Meer, von Mitternacht bis Morgen hin, sie schweifen umher, das Wort des Ewigen zu suchen und finden es nicht!" —

Stellen wir Dies gegenüber. In Antiochus des Tyrannen und Judas Makkabbi Zeit, da fielen die Weisen und Gottgetreuen durch Schwert und Feuer, durch Gefängniß und Raub, und die Abfallenden, die vor des Königs Götzen sich beugten, erhielten Ehren und Herrschaft und Ländereien um diesen Preis — da „schweiften Viele umher", fielen ab, folgten den Verlockungen, fürchteten die Verfolgungen — jetzt, der großen Mehrzahl ist der Odem ausgegangen für Religion und Erkenntniß,

der Pulsschlag des Herzens stille gestanden, eine andere Zahl folgt der Modeweisheit und blähet sich in Zweifel und Verleugnung, eine kleine Zahl meint es ernst, aber irret ab — was Verfolgung und Verlockung nicht vermochten, das thut die Leerheit des Geistes und Herzens, und die kindische Sucht der Mode und der Wahn — Viele schweifen umher! . . . Aber wenn, wie damals der Seher betäubt niedersank vor Bangen, so uns jetzt die verzagende Furcht überkommt, wie? ist es aus um Dein Volk Israel, und was eine ganze, bewaffnete Welt vier Jahrtausende hindurch nicht vermochte, vollbringt das die selbstmörderische Hand, der Tod, der in die Gebeine sich geschlichen, die Erstarrung, der Schlaf im eisigen Altersfroste? . . . da ertönt auch heute die Stimme des höhern Geistes, wie damals:

Ja, Viele schweifen umher —
und dennoch wächst die Erkenntniß!

Glaube nur nicht, du Mensch von gestern und heut, du Sohn eines kurzen vergänglichen Daseins, daß darum die Erkenntniß, die Wahrheit, Gottes Lehre und Anbetung untergeht, daß es darum aus ist um Israel und Israels heilige Erbschaft! Siehe, mitten unter diesen Wirren und diesem Abfall, und trotzdem daß die große Ueberzahl umherschweift, wächst die Erkenntniß. Bekräftigen wir uns dies.

Zuerst in der Schrift heißt es: (2 M. 23, 2.) „folge nicht der Menge zum Bösen", ja, schon in einem Zeugniß sollen wir nicht, der Menge nachgebend, das Recht beugen. Sie setzt also voraus, daß die Menge das Böse, die Menge das Unrecht wollen kann! Und das ist eine Wahrheit, welche die ganze Geschichte der Menschheit, die ganze Geschichte Israels bewahrheitet: Wahrheit und Recht sind unabhängig von der Zahl, von der Menge, von der Mehrheit! In der Zeit der Könige von Juda und Israel, wie gering war die Zahl derer, die Gottgetreu um die Propheten sich schaarten, während Fürsten und Volk mindestens „auf zweien Seiten hinkten", in der That

schnödem Götzendienst und großer Sittenlosigkeit ergeben waren. Als Koresch den Juden in Babel die Erlaubniß gab, nach Jerusalem zurückzukehren, Tempel und Stadt wieder zu erbauen, Gottesverehrung und Nation wieder herzustellen, 40,000 unter Serubabel vollführten es, während Millionen in Babylonien und Medien und Assyrien zurückblieben. Als Antiochus das Gräßlichste vollstreckte, das ganze Volk beugte sich vor ihm, während nur 6000 Männer bei Juda Makkabbi standen. Und so noch oft. Als Ferdinand der Katholische unseren Vätern in Spanien freistellte, entweder ihre Heimath und ihren Besitz zu verlassen, oder abzufallen von Gott — 500,000 thaten seinen Willen, und nur 300,000 wandten dem geliebten Vaterlande den Rücken, Gott höher schätzend als die Erde.

Nun, die Wenigen, die um die Propheten sich schaarten, die Wenigen, die mit Serubabel nach Jerusalem zurückkehrten, die Wenigen, die bei Juda Makkabbi standen, die Wenigen, die mit Abarbanel Spanien verließen — sie siegten, sie bestanden, ihr Werk gelang, ihr Thun kam bis auf uns, wir feiern und preisen sie noch heute — während die Vielen untergingen im Strome des Lebens auf immer: ihrer wird nicht gedacht und nicht erwähnt. Und was war das ganze Israel gegen die gesammte Menschheit Anderes, als eine sehr geringe Zahl, 5 oder 6 gegen 1000? Und doch bestand und besteht dieses kleine Häuflein, während alle Völker sich verloren und verlieren; und doch sind unsere heil. Schriften, die Denkmäler unsers Geistes, unvermindert und verbreitet in alle Welt, übertragen in alle Sprachen, während die Weisheit aller Menschenvölker Trümmerstücke von Tag zu Tag sich wandelnd, von Zeit zu Zeit vergessen! So unabhängig ist Wahrheit und Recht von aller Zahl, so daß wir wohl begreifen können, wie Viele, sehr Viele, die Meisten umherschweifen können, und die Erkenntniß geht nicht unter, dieweil sie doch in Einigen, ja selbst in Wenigen ist.

Und was hat denn eigentlich die Menschheit von Anfang

an gethan, wenn nicht umhergeschweift? Von dem blöden Götzendienste an, der sich vor Blöcken und Thieren, vor selbstgegossenen Gestalten niederwirft, bis zu jener noch blödern Gottesleugnung, die dem Auge das Sehen und dem Ohre das Hören abstreitet, ist die Menschheit bald dahin, bald dorthin hingezogen, und immer verirrte sie sich, bald füllte die Religion, bald die Politik, bald der bloße Erwerb, bald die Wissenschaft des Denkens, bald die Natur, bald die Mechanik, kurz immer ein Anderes sie an, das, eine Zeitlang als das Höchste erstrebt, dann wieder verlassen, mit Anderem vertauscht ward — die Geschichte der Menschheit ist auch die Geschichte ihrer Verirrungen! Nun, und mitten in diesem Umherschweifen ist nicht dennoch die Erkenntniß gewachsen, wächst sie nicht täglich und bricht sich nicht gerade die Erkenntniß, die Israel trägt, mitten durch alle Gegensätze und deren Zusammenstoß immer mehr Bahn und gewinnt in den Geistern unbewußt immer mehr Raum? Ferner. Wenn ein allgemeiner Leichtsinn, wenn ein allgemeiner Taumel sich verbreitet, wenn Abfall und Leugnung und Zweideutigkeit die Meisten umherschweifen lassen: bringt dies nicht stets gerade die entgegengesetzte Wirkung bei den Anderen, seien es auch Wenige, hervor? stärken, befestigen, ereifern sich nicht gerade diese um so mehr in ihrer Treue, Liebe und Aufopferung? Und erlangten dadurch nicht die Wenigen den Sieg über die Vielen, die Schwachen über die Starken? — Endlich: Nur im Kampfe gedeiht die Erkenntniß; wenn die Gegensätze aufeinanderstoßen, kommt die Wahrheit zu Tage. Während eine allgemeine Ruhe, das gedankenlose Wandeln in den längst ausgetretenen Geleisen eine völlige Erschlaffung des Geistes hervorbringt, eine solche Erschlaffung aber Abfall und Zerstreuung zur leichtesten Folge hat, kräftigt der Kampf, ruft auf, weckt und führt durch alle Verirrungen hindurch zu den rechten Pfaden zurück. Ja, laßt sie nur irre gehen und kämpfen, um desto sicherer kehren sie wieder zurück und bewahrheiten: ja, die Erkenntniß wächst! — —

Und so kommt es gerade in solchen Zeiten zu Tage: es wächst die Erkenntniß, weil Wenige, aber begeistert, aber energisch, Größeres und nur Höheres vollbringen! —

Aber noch eine bedeutsame Frage bleibet übrig: was ist das die Erkenntniß? Der Engel sagt dem Daniel nicht der Glaube, nicht Gesetze und Satzung, selbst nicht die Lehre, ja nicht einmal Erkenntniß im Allgemeinen, sondern **die** Erkenntniß! Achten wir wohl darauf: also nicht der Glaube ist es, der bloße, blinde, unbedingte Glaube, worauf es hier ankömmt, nicht die bloße, blinde Befolgung alten, überkommenen Gebrauchs und Festhalten an jedes, wenn auch noch so geistlose Herkommen, aber wiederum auch nicht die bloße Lehre, das Wort ohne That, ohne Leben, ohne Besiegelung durch Werk und Eifer — diese stellt der Engel „dem Umherschweifen" nicht gegenüber, darin verlegt er das Wachsen nicht und zeigte in deren Wachsthum nicht die Verherrlichung des Göttlichen — sondern die Erkenntniß, die der Engel meinet, die Erkenntniß des Einig-Einzigen, und des Rechtes, das er vorschreibt, und der Liebe, die er heischet, und der Heiligung, die er fordert, kann nicht ohne Glauben sein, mit gläubigem, glaubenbereitem Gemüthe müssen wir ihr entgegenkommen, aber der bloße Glaube ist noch nicht die Erkenntniß, denn er hält nur fest, was ihm gesagt worden, aber erkennt es nicht; auch in der Erfüllung des Gebots zeigt sich die Erkenntniß, denn sie soll nicht bloßes Wort sein, aber die gedanken- und inhaltlose Erfüllung der einmal geschriebenen Satzung ist es nicht, denn sie thuet ja nur, was und weil es geschrieben ist, aber erkennt es nicht. Aus was für Zeiten ist denn die jetzige hervorgegangen? Aus mehreren Jahrhunderten, in welchen nichts thätig war, als das unbedingte Ausüben der überkommenen Gebräuche, drei Jahrhunderte, wo im Judenthume der Geist schwieg, die Erkenntniß tief gesunken war, und nur gläubige Uebung der Form Platz hatte, nur die Streitfragen über diese Formen die Geister in Besitz hatten. Die da herumschweifen, sind die Söhne derer, welche

mit eiserner Festigkeit an den Satzungen hielten. Darum ist es auch allein die wachsende Erkenntniß, welche das Judenthum retten kann und retten wird. Ueberzeugung muß wieder in die Geister Israels kommen, das Bewußtsein geweckt werden in den Gemüthern, über den Beruf Israels und über das große Gut, das in seine Hände gelegt ist, und diese Ueberzeugung eine felsenfeste, und dieses Bewußtsein ein sonnenhelles werden. Fürwahr, die Erkenntniß Gottes, wie Israel sie trägt, nicht durch Spitzfindigkeiten wird sie erschüttert, und nicht durch Spitzfindigkeiten gerettet und vertheidigt! Sie ist der allgemeine Verstand und das allgemeine Herz der Menschheit. Aber sie muß erworben und immerfort erweitert werden von jedem Einzelnen. Und wodurch? Durch Lesen und Forschen der heiligen Schrift, durch Kennenlernen der Geschichte Israels, durch Umschauen und Begreifen der göttlichen Schöpfung, worauf sich die heilige Schrift so oft beruft, durch Hinblick auf die großen tugendhaften Männer unsrer und aller Nationen. So erworben — und befestigt muß sie werden, indem wir aufrichtig das ewige Gesetz des Herrn, nicht Menschensatzung, erfüllen, und Recht thun und Liebe üben und Heiligung anstreben! . . .

Dann wächst die Erkenntniß!

Druck von Oskar Leiner in Leipzig.

Jüdiſche Dichtungen

der

ſpaniſchen und italieniſchen Schule.

Von

Abraham Geiger.

Leipzig,
Oskar Leiner.
1856.

Vorwort.

Neben den blutigen dornenvollen Heerstraßen, neben den wildbewachsenen Gängen der Scholastik schlängeln sich im jüdischen Mittelalter auch liebliche blumige Pfade der Dichtkunst. Schon einmal habe ich es versucht, diese süßen heimlichen Wege, welche das sinnige Dichtergemüth Juda ha-Levi's eingeschlagen, aufzufinden und ihm seine Gesänge abzulauschen. Ein größerer Kreis solcher Sänger soll in dem vorliegenden Bändchen uns durch einige Jahrhunderte geleiten; nach ihren lockenden Tönen die Geschlechter zu durchwandern, wird hoffentlich dem Leser nicht ohne Anregung sein.

Breslau, den 23. November 1855.

Geiger.

Quittung.

Die spanische Schule.

Ueberall bewundern wir die Schöpferkraft der Natur, überall die des Geistes. Auch dort wo Zerstörung hauf't, wo die Verwesung schöne Gebilde in ihre Elemente auflöf't, auch auf dem Leichenfelde drängt sich wieder neu die Blüthe hervor, und mit wehmüthiger Theilnahme betrachten wir sie, die Lebensspur, die aus dem Tode hervorkeimt. Und dennoch wenden wir den Blick von dort ab, wir empfinden an diesem Schaurigen keine reine Freude, wir wollen nicht diesen pathologischen Ueberreiz Lieber ist uns das, was aus der vollsaftigen Lebenskraft hervorsprießt, lieber das einfache Kornblümchen, wenn es sich in schalkhafter Natürlichkeit mit dem wogenden Aehrenfelde mischt, und das wohlgepflegte Blumenbeet, in lieblicher Harmonie mit seiner Umgebung, versenkt uns in Gefühle, die süß sind wie seine Düfte. Auch im Gebiete des Geistes zieht uns mehr die edle Pflanzung an, die aus gesundem Leben sich erzeugt, als die noch so seltsam gestaltige Passionsblume, die alle Wundenmale an sich trägt. Darum bietet die spanische Schule mit ihrer vielseitigen Frische einen so unerschöpflichen Reiz, und gerne kehren wir immer wieder zu ihr zurück.

Die Periode der Kraft, des stürmischen Dranges, wird in der spanischen Schule besonders durch Salomo Gabirol repräsentirt; diesen werde ich binnen Kurzem in seinem ganzen gewaltigen Ringen dem Publicum vorzuführen versuchen. Auf diese Periode folgte die der künstlerischen Abrundung, die gewandter und leichter als Gabirol, aber auch weniger ureigne Schöpferkraft hatte, ihren Dichtungen weniger eigenthümliches

Gepräge gab. Es zeigen sich schon die leisen Spuren der Ermattung, die mit der vollen Reife eintritt; in innigen Gemüthern, wie Juda ha-Levi, drückt sich das Gefühl davon als romantische Sehnsucht, als schmerzliche Wehmuth aus. Darauf sinkt die wahrhaft dichterische Begabung rasch. Leicht und gefällig fließen wohl auch später die Verse dahin; es sprühen Geistesfunken und es fehlt nicht an witzigen Pointen: aber die Dichter legen in ihre Lieder nicht mehr ihre ganze Seele, sie werden nicht von dem innern Drange mit fortgerissen, sie ergötzen sich vielmehr an ihrer Kunst, sie bespiegeln sich darin. Juda Charisi (um 1218), der eben dieser späteren Zeit angehört, hat feines Gefühl genug, um diese Verschiedenheit abzulauschen, und wenn auch seinen Aeußerungen eine gewisse erkünstelte Bescheidenheit anhaften mag, so blickt doch die wahre Empfindung unverkennbar durch. Nachdem er Gabirol geschildert, fährt er nämlich fort: „Drauf erstand das Geschlecht des lieblichen Dichterchors, — ihre Zeit heißt nach ihnen die des Blumenflors, — ein Dichtergeschlecht voll selt'ner Milde, — das Geschlecht der Sängergilde. — Da war Juda ha-Levi, der Lehre Schmuck und Glanz, — und die andern Dichter seiner Zeit, die nun gekrönt mit hehrem Friedenskranz. — Wohl erreichte Keiner im Liede Gabirol's hohe Meisterschaft, — an Tiefe der Gedanken und an des Wortes gewaltiger Kraft; — doch waren sie des Wortes so mächtig, — die Reime erklangen ihnen so prächtig, — und die Verse rundeten sich so künstlerisch süß, — als wären es Früchte, gepflückt vom Paradies, — man sollte denken, sie hätten sie den Sehern entwendet, — es habe der Gottesgeist sie selbst ihnen gespendet. — Und alle Edlen sammelten sich und lauschten, — wenn sie die Wechselgesänge austauschten.

Sind Dichterfürsten in dem Purpurmantel,
Die, Sonnen gleich, am Wissenshimmel glühten,
Vor ihrem Lied erbebten Männerherzen
Und haben angstvoll ihren Blick gemieden.

Ist eine Kett' ihr Lied von Weisheitsringen,
Die sie im Geiste fest, gediegen nieten.
Sie waren einzig in dem Gottesvolke,
Und einzig waren ihre Dichterblüthen.
Aus ihnen sprach die volle Gotteswahrheit,
In ihnen hell Prophetenfunken sprühten.

Doch nach diesem Geschlecht ward verstopft der Lieder Quell, — des Gesanges fette Triften verödeten schnell. — Die Späterkommenden wollten den Quell wieder aufgraben, — doch waren's trübe Cisternen, die sie sich gehauen haben, — an deren Wasser sich Keiner mag laben. — Als Salomo dahin war, der Herrscher unter des Thrones Genossen, — gestorben Abraham, der fürstlichem Geschlechte entsprossen, — auch Juda, ein Feldherr, der einherfuhr mit des Gesanges Rossen, — zugleich Moses, von Prophetengeist umflossen, — da war des Sanges Quell verschlossen — und die Herrlichkeit zerflossen, — und war Keiner mehr, der des Engels Anblick genossen. — Keinem Späteren gelang es, — den Werth zu erreichen ihres Gesanges. — Wir lesen die kargen Aehren auf, die jenen entgangen, — suchen ihre Nachzügler aufzufangen, — laufen in ihren Wegen mit Sehnen und Bangen, — und können bei aller Mühe nicht zu ihnen gelangen. — Wir sinnen und grübeln, doch will's uns nicht glücken; — wir suchen nach der tüchtigen Waffe und können das Schwert der Thorheit nur zücken."

In der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts unter dem auf Gabirol unmittelbar folgenden Geschlechte ragten fünf Männer hervor mit Namen: Isaak. Nicht der letzte unter ihnen war Isaak ben Ruben, der Barzelonese in Dania. Er war ein bedeutender thalmudischer Lehrer, doch auch die Muse umspielte ihn freundlich. Ob er andere als religiöse Stoffe dichterisch behandelte, wissen wir nicht; jedenfalls ist uns ein schönes Geistesdenkmal von ihm geblieben, wie er den Inhalt des Judenthums in faltenreiche dichterische Gewandung hüllte. Es war ein Lieblingsgegenstand jüdischer Dichter, die

613 Gesetze, welche man dem Judenthum zuertheilte, für die Liturgie in kurzen Versen zu verarbeiten, und man nennt diese Dichtungen: Asharoth. Auch Isaak versuchte sich darin. Seine Verse sind nicht so knapp und rein wie die Gabirol's, der denselben Gegenstand behandelte; sie sind vielmehr formlos und die Sprache untermischt mit Barbarismen. Hingegen hat er seiner Darstellung einen eigenthümlichen Reiz zu verschaffen gewußt, indem er eine jede seiner vierzeiligen Strophen mit einem Bibelverse schließt, der durch den neuen Zusammenhang, in welchen ihn der Dichter bringt, ungezwungen eine ganz neue Deutung und neue Beziehungen erhält. Für den, welcher mit der Bibel vertraut ist, liegt in dieser geänderten Anwendung eine angenehme Ueberraschung, ein geistreiches Spiel, das in beständiger Spannung erhält. Charisi, der einsichtsvolle Kenner aller dieser Feinheiten der damaligen Dichtkunst, charakterisirt daher auch unsern Isaak besonders von dieser Seite: „Isaak's Gesänge sind im Geisteskampfe abgerungen; — wer ist bis zu ihrer Tiefe gedrungen? — Er ist ausgezeichnet in herrlicher Wendungen Hülle, — zählt alle Gesetze auf mit seiner Reime Fülle, — und Bibelverse sind überall angeschlossen, — als wären sie dort dem heiligen Geiste entflossen." Dichtungen, deren Schönheit zunächst in solchen Anspielungen beruht, offenbaren ihren vollen Reiz nur im Originale, wo der bekannte Satz durch seine geänderte Beziehung frappant klingt; blos annähernd vermag die Uebersetzung dieses liebliche Spiel wiederzugeben. Die folgenden wenigen Strophen versuchen eine Vorstellung zu geben von der Kunstmanier Isaak's.

Der Dichter führt Gott selbst redend ein, der zur Befolgung seiner Gebote ermahnt, und unter Anderem in folgenden Worten:

1. So laß es denn Dein eifrig Streben sein,
Daß Schrift und Ueberlieferung ganz Dein;
Sind beide ja die lieben Töchter mein!
Magst heut' zugleich um beide Töchter frei'n. [1])

1) Es sind Worte Saul's an David 1. Sam. 18, 21.

2. Die Eltern ehr', doch laß Dich nicht verleiten,
Wenn sie an mich den Glauben keck bestreiten;
„Möcht' gern — so sprich — Dir Ehren viel bereiten,
„Doch will es Gott, daß Dich die Ehren meiden." [1])

3. Forsch' im Gesetz' und legest Du Dich nieder,
So sprich davon, bis Deine Augenlieder
Sich schließen; bin dann Deines Geistes Hüter,
Vertrau' mir ihn, ich bringe Dir ihn wieder. [2])

4. Als Richter denk': 's ist Gottes das Gericht!
Drum kommen zwei im Streit, der Eine schlicht,
Der Andr' in Schmuck, so sprich: Das ziemet nicht,
Zieh aus den Schmuck, dann üb' ich meine Pflicht. [3])

5. Dräng' Dich nicht ein in Priesters Heiligthum;
Ein strahlend Zeugniß und ein stolzer Ruhm
Ist ihm des Aaronstabes Blüth' und Blum':
Mein Volk befragt beim Stabe sich darum. [4])

6. Am Sünder, der, um seine Lust zu stillen,
Den Frevel übt, sollst Strafe Du erfüllen,
Vielleicht daß heilsam Schrecken ihn umhüllen,
Er spricht: Ich thu's nicht um der Vierzig willen. [5])

7. Enthalte nicht, hat er sein Werk vollbracht,
Dem Tagelöhner seinen Lohn bei Nacht,
Gieb ihm, daß er nicht bange danach schmacht',
Dann leg' Dich, schlafe, Gottes Gnade wacht. [6])

8. Miß nicht mit falschem Maaß und falschem Stein!
Verlockt Dich Jemand: „Wiege doch mit zwei'n",

---

1) Worte Balak's zu Bileam 4. Mos. 24, 11.

2) Ruben's Verlangen und Versprechen in Betreff Benjamin's 1. Mos. 42, 37.

3) Strafworte Gottes gegen Israel nach der Sünde mit dem goldnen Kalbe 2. Mos. 33, 5.

4) Bei dem Propheten Hosea 4, 12 in tadelndem Sinne gegen Israel's götzendienerisches Gebahren.

5) Hier auf die vierzig Hiebe der Geißelstrafe (5. Mos. 25, 3) angewendet; 1. Mos. 18, 29 sind es jedoch Worte Gottes an Abraham, Sodom's schonen zu wollen, wenn sich daselbst vierzig Fromme finden sollten.

6) Sprüche 3, 24.

So sprich: Bewahre, soll mir ferne sein,
Ich frevle nicht gen Gott mit Groß und Klein. [1])

9. Die Schuld, dem Schuldner gleich des Bisses Wunde,
Sie schwinde mit des sieb'ten erster Stunde,
Nicht dränge ihn, ihm sei die frohe Kunde,
Daß nun von seinem Bisse er gesunde. [2])

Der älteste unter den drei großen Meistern, welche als Gabirol's Nachfolger von Charisi mit wohlverdientem Ehrenkranze geschmückt werden, ist Abu-Harun Moses ben Esra aus Granada; gegen 1070 geboren, starb er gegen 1140. Ich muß bekennen, mit Moses ben Esra will es mir nicht recht gelingen. Kaum einer seiner Dichtungen konnte ich den rechten Geschmack abgewinnen, daß sie mich zur Nachbildung gereizt hätte. Manchmal flimmerte und funkelte mir ein Lied aus der Ferne; doch so oft ich dann näher hinantrat, da fand ich den Gedanken weder tief noch klar, die Sprache weder rein noch durchsichtig. Er huldigt zu sehr der Künstlichkeit der Form; ihr opfert er Geist und Sprache. — Sein reicher Liederschatz erstreckt sich über alle Gebiete: Natur, Wein und Liebe werden von ihm besungen, Freundschaft und Freunde gefeiert, er versenkt sich in ernste Lebensbetrachtungen, und die Liturgie schmückte er mit einer großen Anzahl religiöser Dichtungen. In ihnen, die zu den besten Erzeugnissen seines Genius gehören, liebt er es besonders die Nichtigkeit der Erde und ihrer Güter zu schildern und deßhalb zur Buße zu ermahnen. Von dieser Eigenthümlichkeit seiner religiösen Lieder erhielt er den Namen des „Bußdichters". Und dieser fromme Verfasser von Zerknirschung athmenden Bußgedichten hatte geliebt, und seine

---

1) Hier mit doppelten Gewichten, großen und kleinen (5. Mos. 25, 13 u. 14), hingegen in der Rede Bileam's an die Abgesandten Balak's, 4. Mos. 22, 18, bedeutet es allgemein: irgend Etwas, sei es groß oder klein.

2) Was 4. Mos. 21, 8 von den durch die Schlangen Gebissenen gesagt wird, ist hier auf den Erlaß der Schulden im siebenten Jahre angewendet.

Liebe war eine unglückliche. Er liebte die Tochter seines Bruders, und sie ward das Weib eines Andern, gebar demselben mehre Töchter, und als sie ihm dann im October 1114 auch einen Sohn schenkte, brachte ihr dieser einen frühzeitigen Tod. An ihrem Grabe trauert der liebende Oheim:

Mit Schmerz entrang sich ihr der Neugebor'ne,
Doch sollt' die Mutterlieb' ihn nicht umarmen;
Des Todes Schlingen faßten sie, und kraftlos
Neigt sie zum Gatten sich, dem liebeswarmen:
„Gedenk' des Jugendbundes, auch die Pforten
„Des Grab's umfange mit der Liebe Armen;
„Den Töchtern Treue wahr', ich muß sie lassen,
„Umsonst ertönt der Klageruf der Armen.

„Schreib' meinem Ohm auch, der um mich gelitten!
„Verzehrt von heißen Liebesschmerzes Gluthen,
„Ist er, ein Fremdling, irr umhergewandert,
„Daß, ach! ihm tief der Drangsal Wunden bluten.
„Er sucht des Trostes Kelch, nun muß des Leidens
„Zum Rand gefüllter Kelch ihn überfluthen."

Ein stolzes Dichterbewußtsein, wie es die arabischen Dichter mit einer gewissen naiven Vermessenheit aussprechen, war fast sein einziger Trost wie die Liebe geachteter Freunde. Ersteres wie die Freude an letzterer spricht er mit kühnem Worte aus in der, an die Spitze seiner Gedichte gestellten

Widmung an Abraham ben Meïr.

Nimm hin das Prachtgeschmeide von Gesängen
Auf Deiner Liebeswerke Haupt zum Kranz;
Ein Brustschild sei Dir's wie auf Aaron's Herzen,
Drin blinkt gleich Edelstein Dein Strahlenglanz.
Wohl weilest Du auf Erden, doch auf Sternen
Ist lieblich Dir geschmückt der Ruhesitz;
Bedächtig wandeln Alle, gilt's das Gute
Zu üben, Du fährst rasch einher, ein Blitz.
Du öffnest weit der Liebe Pforten Allen,
Befrei'st die Geister aus des Todes Macht,

Und giebt die Hand, so spricht der Mund auch liebreich,
Des Auges Strahl erhellt des Elends Nacht.
Drum ziemet Dir mein Lied, der Lieder König,
Die beugen sich vor ihm demüthig bang;
Du bist der Sonne ächter Zwillingsbruder,
Ein würd'ger Bruder ist auch mein Gesang.

An einen jüngeren Freund wird ihm folgendes Gedicht beigelegt:

Die Hand ein Lebensbaum, sein Mund,
Der thut des Wissens Früchte kund,
Sein Angesicht der Sonne gleicht,
Die immer leuchtet, nie erbleicht.
Er ist so jung und doch so adlig,
So klug, so bieder und untadlig.
Die Würd' ist wohl im Hause erblich,
Der Vater in dem Sohn unsterblich.

Mit Zornesgluth hingegen wendet er sich wider die Dichterlinge, die, von den Meistern ein Wort erlauschend, es erhaschen und damit als mit ihrem Eigenthum sich brüsten.

Die Nachahmer.

Von ihrem Mäßlein machen sie viel Wesen,
Und ist's auf meinem Feld doch aufgelesen,
Thun stolz mit ihrem dürf'gen Gut; o Jammer!
Gestohlen ist's aus meines Schatzes Kammer.

Seine leichteren Lieder sind jedoch, so gerne er sich in ihnen bewegt, so tändelnden Inhalts sie oft auch sind, sämmtlich aus hartem Steine gemeißelt; er scherzt mit Grandezza, er ist pathetisch in seiner Tändelei, er tritt mit allem möglichen Applomb auf, wo er leichtfüßig hinwegschlüpfen will. Derartige Lieder lassen sich nicht nachdichten; zwei andere von ihm, nicht heiter, aber doch ziemlich einfach, mögen von ihm noch hier stehen.

Betrachtung an Gräbern.

Mich regt es an, die Ruhstatt aufzusuchen,
Die meine Eltern, meine Freund' gefunden.
Ich grüße sie — mein Gruß wird nicht erwidert.
„Wie, ist selbst Elterntreue hingeschwunden?"
Da hör' ich ihre Mahnung, wenn auch lautlos:
Magst neben uns Dir einen Platz erkunden!

Räthsel.

Der Sonne Schwester, hell erleuchtend,
Wenn Finsterniß die Welt bedeckt,
Der Palme gleich an schlankem Wuchse,
Gleich gold'nem Spieß, der eingesteckt,
Ist fröhlich und doch rinnt die Thräne,
Wenn Feuer ihm die Glieder leckt.
Will's sterben, schneid' ihm rasch den Kopf ab,
Dann wird's zum Leben neu erweckt.
Was And're tödtet, macht's gesunden,
Es weint und lacht zur selben Stunden.
Nun nennet mir's! Wer hat's gefunden?

(Die Kerze.)

Weit höher steht Abu'l Hassan Juda ha-Levi aus Toledo (1080—1140). Ein tiefes Gemüth, eine Leier, reich an wohlklingenden Accorden! Lieblich, schmelzend als Liebesdichter, prächtig im Preise der Freunde, mit vollem tiefen Klange, wenn er den Schmerz ausgießt über Israel's Leid, hinreißend in seiner Sehnsucht nach der gottbestrahlten Heimath Israel's, nach Zion, sinnig als Spruchdichter, voll Würde und Kraft in ernsten Lebensbetrachtungen. Sein Schatz ist so reich, nicht weil er viel fruchtbarer gewesen als seine Mitbewerber, sondern weil jedes seiner Lieder in seiner Art bedeutend ist, jedes zum Nachdichten anregt, jedes, auf fremden Boden verpflanzt, nicht den ganzen Duft einbüßt. Ob er die Macht der Liebe je an sich selbst empfunden, wissen wir nicht; aber als

wahrer Dichter weiß er sie jedenfalls mit Meisterschaft in ihrer Beseligung und in ihrem Schmerze zu schildern.

1. Der Liebe Lust.

„Mein Lieb, mein Reh, verlaß mich nicht,
„Ich lieb' Dich, bis mein Auge bricht.
„Nach dir allein ist mein Begehr;
„Hab' dich ich, was verlang' ich mehr?"

1. So klingt der Gruß aus liebem Mund,
Der Freund, er that mir's selber kund;
Nun schweb' ich hoch im Weltenrund.
Lieg' offen, meiner Brust Gedicht,
Vor meines Freundes lieb' Gesicht!
Trieft Myrrhe ihm, ihr Hände schwer,
Reich' ihm, mein Mund, der Huld Gewähr!

2. Denkst wohl, soll deiner Jagd erliegen,
Mich deinem würz'gen Munde schmiegen?
Komm nur, ich werd' dich schon besiegen.
Denkst mich zu fangen, Bösewicht?
Seht doch! Bei mir sein Herze liegt,
An mein Gemach — gefesselt er,
Da liegt er unter sich'rer Wehr.

3. Doch komm! Dich soll mein Garten schmücken,
Magst meiner Lippen Rosen pflücken,
An meinem Palmwuchs Dich erquicken.
Nicht wahr, das ist ein süß Geflicht,
Das strahlt, das glänzt so sonnig licht?
Sind Dünste aus der Schönheit Meer,
Ziehn über meine Flur einher.

4. Denkst Du des kühnen Flugs der Nacht,
Da Du als Beute heimgebracht
Den Mond mitsammt der Sonne Pracht?
Sie schmückten nur mein Angesicht,
Umschlossen mich so warm, so dicht.
Ja, zu mir eilt des Himmels Heer,
Daß reichen Schmuck es mir bescheer',

5. Wenn ich im Zwielicht Dich umschließe
Und saug' an deiner Lippen Süße,
„Bist mein! bist mein!" dich jubelnd grüße,
Bist mein, bist mein, ich laß Dich nicht,
Ruhst einzig mir am Busen dicht;
Dich gab mir Gott zur Lust, zur Ehr',
Bist mein, wie lieb' ich dich so sehr!

2. Der Ungetreue.

Bringt meinem Ungetreuen meine Grüße,
Fragt ihn, warum er sich mein Blut erkiese?

1. Sagt ihm, er mög' von Arglist doch sich trennen,
Ach, meinen Augen, die von Thränen brennen,
Den müden Augen etwas Ruhe gönnen,
Vielleicht daß mild der Schlaf sie dann umfließe,
Daß ich im Traum etwa sein Bild umschließe!

2. Ich litt' ja gern den Tod, Dich zu befrei'n,
Bist ja mein Hüter in der Liebe Hain,
Des Herzens Gluth, sie ist ja dein, nur dein!
Von deinen Wangen pflückt' ich Würze, süße,
Dein Aug' wär' Balsam mir vom Paradiese.

3. Doch deine Augen senden spitze Pfeile,
Daß ihre Schärfe rasch mein Herz zertheile. —
Ihr freut euch, daß die Wunde mich ereile?
Und wenn mich gänzlich auch mein Freund verstieße,
Glaubt ihr, daß ich von seiner Liebe ließe?

4. Nichts ist die Welt mir, ihre Lust nur Tand,
Denk' ich der Seligkeit, da seine Hand,
Von Liebesschauern zitternd, mich umwand:
Da schlürft' ich Wein von seiner Lippen Süße,
Lustwandelte auf seiner Wangen Wiese.

5. Da troff's von seinem Mund wie heiße Gluth,
Von seiner Purpurlippe Rebenblut,
Bis daß er sprach in tollem Uebermuth:
„Du Nimmersatt, willst daß sich stets ergieße
„Mein Mund, von Wein er immer überfließe?"

3. Der Lieben Gestalt.

Neulich sah ich Liebchen heimlich,
Und sie zeigte mir vertraulich
Ihrer Wangen glüh'nde Sonnen
Und der reichen Locken Pracht.

Die, wie ein Opal so glänzend,
Decken die krystall'ne Schläfe.
Und ich schaute die Gestalt an
In der Schöne Zaubermacht:

Schien mir wie die Morgensonne,
Die mit heißen Strahlenspitzen
Früher Dämm'rung weiße Wölkchen
Röthlich krönet, golden macht.

---

4. Liebchens Wange.

Die Wang', ein Feuerbrand auf Marmorwand,
An Farbe Blüthenteppichen verwandt,
Nährt meine Gluth; doch lächelt kaum sie mir,
Hat sie sich treulos auch schon abgewandt.

Der leichteren Gattung gehören die Räthselspiele an; auch in ihnen ist Juda zierlich und gewandt. Treffend charakterisirt er

Das Räthsel.

Das Räthsel ist ein flücht'ger Strahl, ein Blitz;
Bei allem Ernst ist's süß anmuth'ger Witz,
Beengt der Eingang und verläuft sich spitz,
Beschränktheit sucht vergebens, was es nütz',
Sangreiche Jugend wählt sich's zum Besitz.

Hören wir nun noch einige dieser Räthsel selbst!

1.

Zwar blind, hat's doch ein Aug' im Kopfe,
Und Alle brauchen's, Klein wie Groß,
Müht stets sich ab für Andrer Kleidung
Und ist doch selber nackt und bloß.

(Die Nähnadel.)

2.

's ist klein, kannst's mit dem Arm umspannen,
Und faßt doch viel ohn' Zahl und Ende.
Das Auge schaut den Inhalt deutlich,
Doch nimmer greifen ihn die Hände.

(Der Spiegel.)

3.

Oft sehnst Du Dich nach ihm, erhältst es endlich
Und schaust darauf mit Liebesblick.
Oft ist auch Dein Begehr, es zu entsenden,
Dann nützt Dir's nicht, hältst Du's zurück.

(Der Brief.)

Einst in einen Harem gerufen, um als Arzt Hülfe zu bieten, dichtete er witzig:

Ich ward gerufen,
Doch nicht berufen;
Ich ward gesucht,
Doch nicht besucht.
Man will die Kunst,
Nicht meine Gunst.

Doch lassen wir der Liebe Tändeln, das leichte Spiel des Witzes; suchen wir ihn in den ernsten Lebensbeziehungen auf, betrachten wir ihn zuvörderst in seinem Verhältnisse zu Freunden. Auch er liebt die starken Farben, wenn er die Eigenschaften des Freundes besingt; doch verkennt er es nicht, daß ächte Freundschaft zuweilen auch den treuen, wohlgemeinten Tadel gestattet, ja gebietet:

Der Freundschaft Tod ist's, Tadel stets verschweigen,
Doch offen mahnen — wahrer Liebe Zeichen.

Einen um so größeren Werth durfte er auf seine Lobgedichte, die er an Freunde richtete, legen, und in diesem Bewußtsein sagt er zu Juda Gajath, dem vielgepriesenen Dichter:

Mein Wort von Dir ist treue Wahrheit, nicht
Voll stolzen Bilderprunks ein Truggedicht.

Demselben Gajath singt er zum Abschiede:

Warum ich die Erde mit Thränen befeuchte?
Warum mein vergebliches Härmen und Kümmern?
Mein Herz ist zerschnitten, als schreite sein Fuß durch,
Mein Haus ist verödet, mein Schritt nur auf Trümmern.

Auch Gajath singt von ihm:

Kauft' ich mit meiner Seele ihn zurück,
Mir würde, Freund! ein neidenswerth Geschick.

An Levi Al-Thabban.

Ermatten Weise im Gedankenkampfe,
Du bleibst ein Held, ein unbesiegter Streiter.
Wohl magst dem Liede Deine Kraft Du weih'n,
Bist ja des Sanges König, ein Geweih'ter.

Schutzlied für einen angegriffenen Freund, Namens Abraham.

Laß ab, 's ist Abraham ein sich'rer Hort,
Es schmückt mit ihm sich meines Liedes Wort.
Ein edler Mann! Wenn seinem Wohlthun nicht,
Sagt an, wem ziemte denn ein Lobgedicht?
Sollt' ich zu andern Menschen ihn vergleichen?
Des Meeres Abgrund soll der Sumpf erreichen?

Die Weisen überragt sein klarer Geist,
Der Hand heilkräft'gen Balsams Strom entfleußt.
Willst Du verstoßen Deines Stamm's Genossen,
Glaubst, Dir allein sei Geistestief' erschlossen?
Nicht Schranken kennt sein Forschen; laß die Rede,
Die spottend: „Wie? ist er auch ein Prophete?"

Er ist ein Schmuck der Zeit, so bieder, grade,
Es grünen, blüh'n durch ihn der Liebe Pfade,

Voran dem Wort zieht seiner Werke Segen,
Bevor die Wolke dunkelt, strömt der Regen.
Berührte Felsen er mit seinen Händen,
Sie strömten über, würden Labung spenden.

Auf den Tod des Baruch b. Isaak Albaliah (1126).

Der Weisheit Erbe und der Weisheit Mehrer,
Entsprossen aus dem Stamme edler Lehrer,
Die zogen her vor dem Volke.
Sein Wort, das leuchtete gleich Strahlenregen,
Sein Wandel ragte auf erhab'nen Wegen
Empor hoch über dem Volke.
Ein Held sich muthig in den Riß zu stellen,
Das Urtheil weise, tadellos zu fällen,
Das Recht zu sprechen dem Volke.
Ein Mann, so sanft demüthiger Gesinnung,
Der Zunge weise Red' und Herzgewinnung
Entzog dem Streit mit dem Volke.
Das war ein muth'ger Kämpfer, galt's zu streiten,
Das war ein Priester, kundig zu bereiten
Das Opfer würdig dem Volke.

Tiefer und inniger jedoch ist er, wenn er an Israel denkt und dessen Leiden. Die schönen Tage Spanien's fingen damals bereits an, sich zu verdunkeln. Die Bekenner des Islam und die des Christenthums, einander mit wechselndem Glücke bekämpfend, waren gleich in fanatischem Hasse gegen die Juden, und er klagt:

Ob Ismael obsieget,
Ob's Edom unterlieget,
Mein Weheruf gilt Beiden,
Mein Loos bleibt stets doch — Leiden.

Darum entströmt auch der Seele unseres Dichters manches schmerzensreiche Lied.

Israel's Druck.

Kann denn Rettung noch den Versunk'nen sein?
Ist Erhebung noch aus des Elends Grab?

1. Verstumm', Gesang, am Tag, da ach!
Das Heiligthum mir ward zur Trümmer,
Dahin die Pracht, der Ruhm zur Schmach,
Des Liedes Klang zu Klaggewimmer,
Das dicht' Gewölk kein Strahl durchbrach,
Erlosch jedweden Lichtes Schimmer,
Es verbargen Mond sich und Sonnenschein,
Und die Sterne sanken zur Erd' herab.

2. Darf ich für der Verbannung Schmerz
Noch Heilung, Rückkehr denn erhoffen?
Ach, meines Landes Mark und Herz —
Von Ismael's schwerer Hand betroffen!
Mein Erbe lieget allerwärts
Arabien's Räuberstämmen offen.
Ha, da ziehen keck in mein Zelt sie ein,
Ich — ergreife düster den Wanderstab.

3. Und Du, o Gott, Du schweigst, wie lang,
Wenn Deine Kinder in den Schlingen?
Sie flattern, Vöglein gleich, so bang
Und können nicht empor sich schwingen,
Sie schmachten in der Irrsal Drang;
Willst ihnen noch nicht Hülfe bringen?
Gieb dem Zwingherrn Schimpf, gieb dem Sohn Gedeih'n,
An der Gnaden Füll' er sich wieder lab'.

4. Von Deinem Thron erfleh'n sie Kraft
Vor hartem Druck, des Grimmes Schwere,
Befreie sie aus Kerkerhaft,
Ach, ihres Herzens Bitten höre!
Den schwachen Rest, eh' er erschlafft,
Führ' in Dein Land, Dein Haus, das hehre!
Vor Dir beugt das Knie dann so Groß wie Klein,
Zu Dir hebt empor dann der Geist sich rein.

Ein Geist wahrer Beseligung durchdringt seine Sabbathlieder.

Freund Sabbath.

Reicht mir den Kelch zur Liebesfeier,
Gruß, Sabbath, dir, du lieber, treuer!

1. Sechs Knechte sind die Wochentage;
Werd' ich auch matt von ihrer Plage,
Sie sind mir leicht, ich dulde, trage,
Weil Sabbath mir so werth, so theuer.

2. Sobald am ersten ich beginne,
Auf Sabbath hin ist's, wo ich sinne;
Was von der Arbeit ich gewinne,
Ist ja für Sabbath's Segensscheuer.

3. Sollt' ich am Montag, Dienstag sorgen,
Am Mittwoch, weil sein Licht verborgen?
Möcht' neidisch doch die Sonne borgen
Des Sabbathstrahles heil'ges Feuer.

4. Der fünfte schon ruft Heil mir zu.
„Ja, morgen wird dir Geistesruh',
„An Gottes Tisch ein Gast bist du,
„Früh Knecht noch, Abends doch ein Freier!"

5. Drum hoch der sechste mich erfreut,
Naht eilig ja der Ruhe Zeit!
Trifft mich an ihm noch hartes Leid,
Der Abend deckt's mit sanftem Schleier.

6. Es dämmert! Mir ist's hell und licht,
Ich schau' des Sabbaths mild Gesicht,
Bringt Kuchen, häufet süße Früchte,
Dem trauten Freund erkling' die Leier!
Reicht mir den Kelch zur Liebesfeier,
Gruß, Sabbath, dir, du lieber, treuer!

Der rechte Sabbathtag.

O Sabbath, prachtumkleidet,
Geschmückt mit Friedenskronen,
Dein heilig Bündniß scheidet
Uns von den Nationen.

1. Dem Tag, den Gott geweihet,
Wollt eure ihr vergleichen?
Der Christ nach vorn, nach hinten
Läßt ihn der Moslem weichen.
Uns täuscht nicht eure Wirrsal,
Uns ist die Wahrheit eigen.
Gleicht Blutgewand Diademen,
Dem Lebenden ein Schemen?

2. Den Thron erklimmt ihr nimmer
Trotz allem frevlen Sinnen,
Den Tag der Gottesruhe,
Da Segensströme rinnen.
Als aus dem Nichts die Welt ward,
Da war auch sein Beginnen,
Ein Lebensbaum, deß Schatten
Uns schützt, wenn wir ermatten.

3. Dein Liebling, Gott, einst nistend
Im Schoße Deiner Gnaden,
An Deinem Tisch lobsingend —
Ist nun zerstreut, beladen.
O, laß uns wieder heimzieh'n
In Deines Heiles Pfaden,
Die Griechin fliehe eilig,
Wir rufen: dreimal heilig!

Mit Rührung gedenkt er daher, nachdem er die Heimath verlassen, um das gelobte Land aufzusuchen, neben Enkeln und Schülern auch die häusliche Weihe, die Sabbath- und Festtage ihm in ihrem Kreise gebracht.

Heimweh.

Mich drängt's nach meines Gottes Hause hin;
Wo die Gesalbten thronten, weilt mein Sinn.
Nicht gönnt' ich mir die Lieben satt zu küssen,
Nicht läßt die Sehnsucht mich den Garten missen,
Den ich gepflanzt, mit Liebe hab' gepflegt,
Ach, dessen Früchte sorgsam ich gehegt,
Gedenk' nicht an der Enkel liebe Schaar,
An Juda, Asarel, mein Blüthenpaar,
An Isaak nicht, den ich als Sohn gehalten,
Zur Reife ließ an meiner Sonn' entfalten,
Vergess' den Ort, wo zum Gebet ich stand,
Wo ich beim Forschen Geistesruhe fand,
Die Sabbathweihe, die das Haus mir schmückte,
Der Feste Feier, die mich so beglückte,
Vertausch' der Blumen Flor mit Schilfes Ranken,
Das wohlgefügte Haus mit Schiffes Planken,
Geb' Alles, Alles willig hin, vertraue
Dem Meer mich an, bis daß mein Auge schaue
Den Ort, wo Gottes Herrlichkeit gethront,
Ein trunk'ner Blick mein tiefes Sehnen lohnt.
Dort sitz' ich dann, von Himmelsluft gekühlt,
Von Jordan's Fluth wird meine Hütt' umspült,
Da preis' ich, danke, lobe, singe;
O, daß ich's bald, recht bald vollbringe!

Die vielen Liebesbeweise, die ihm auf seiner Wanderung wurden, die freundschaftliche Zudringlichkeit, mit der man ihn namentlich in Aegypten zurückhalten wollte, erweckten in ihm einen schweren Kampf. Frischer Lebensmuth, neue Lust an jugendlichen Gesängen wird aber dennoch von der Sehnsucht des Pilgers nach den heiligen Stätten überwältigt. Das klingt so seelenvoll in allen seinen Liedern, da ist ein trüber Flor auch über den heiteren Scherz ausgebreitet, daß es das Herz in seinem innersten Nerve erschüttert. Sein Freund Nathan ben Samuel in Kahirah bewirthet ihn festlich, und in dieser gemischten Stimmung spricht er den Dank aus.

Das reiche Mahl.

Du hältst mich wohl für einen Pelikan,
So reichlich nährst du mich mit Huhn und Hahn;
Doch muß ich Fremden Alles überlassen,
Selbst edle Würzen eklen mich an,
Mir will Nichts munden. Habe Mitleid mit mir
Und laß mich fürbaß zieh'n auf meiner Bahn!

Um ein solches reiches Dichterleben mußte nothwendig die Sage einen Strahlenkranz flechten; aus diesem frommen innigen Gemüthe mußten von selbst neue Blüthen hervorsprossen, die ihn neu umrankten, die heilige Zions-Sehnsucht mußte die Krone der höchsten Vollendung, die Krone des Märtyrers auf sein Haupt setzen. Als er Zion's heiligen Boden mit Thränen küßte, des Tempels geweihte Trümmer entblößten Fußes betrat, da soll, so dichtet die Sage, ein Moslem mit den Hufen seines Rosses ihn zerschmettert haben. Ein tief poetischer Zug der Sage! Als sein sehnsüchtiges Verlangen erfüllt war, als er die Stätte schaute, die für ihn alle Herrlichkeit einschloß, als er den Jubelpreis, die Schmerzenslaute, die kühnen Hoffnungsklänge seines Liedes dort angestimmt: was konnte er höher erreichen? Sein Lebensgehalt war erschöpft, er hatte die Vollendung seines innern Wesens erreicht; auch sein äußeres, so will es die Sage in harmonischer Gestaltung, mußte vollendet sein.

Das Zionslied war es auch, welches zunächst seinen Ruhm durch die Zeiten und die Völker trug; es war wiederum ein Fruchtkeim, dem reiche, wenn auch nicht ebenbürtige Saaten entsprossen. Es hat eine ganze Reihe ähnlicher Trauerlieder hervorgerufen, welche sämmtlich in Anlage und Versmaß sich auf's Engste an Juda ha-Levi anschließen, aber weit hinter ihrem Vorbilde zurückbleiben. Nur eine Nachahmung bewegt sich freier, sie wetteifert an Schwung der Gedanken und Tiefe der Empfindung mit ihrem Vorbilde, wenn sie auch an Reinheit der Sprache und Correctheit des Versbaues weit zurücksteht. Das Bild des

verwüsteten Zion ist in dieser Nachahmung verlassen und dafür die verbrannte Thorah gewählt. Eines der fünf Trauerereignisse nämlich, welche an dem 17. Thammus zusammengetroffen sein sollen, ist, daß ein römischer Feldherr die Thorah verbrannt habe. An dieses Factum knüpft das Lied an, und der Dichter erhebt es aus seiner Vereinzelung zur Höhe allgemeiner Betrachtung.

Der Brand der Thorah.

Hast, Thora, du der Jünger Schmerz erkundet,
Die, ach, so gern in deinen Schatten weilten?
Jetzt keuchen trauernd sie einher, verwundet,
Verwundert, daß die Flammen dich ereilten.

Sie harrten freudig, daß dein strahlend Licht
Die Leuchte werde, leuchtend einer Welt;
Nun hüllt sie Finsterniß, so graus, so dicht,
Kein Strahl ist, der ihr Dunkel matt erhellt.

Drum ist so bitter deiner Treuen Schmerz,
Drum brennt die Wunde wie von glüh'nden Funken,
Drum stöhnt und jammert das gebroch'ne Herz
Dem Klaggeheule gleich der Klageunken:

„Wie? Du, ein himmlisch Feuer, Gott entsprossen,
„An dir konnt' irdisch Feuer zehren, lecken?
„Und ist vor deiner Gluth sie nicht zerflossen,
„Die Hand, die sich an dich gewagt, der Kecken?"

Da sitzt die Stolze, lüstern, übermüthig,
Sie deckt mit Dornen meine Blüthen alle
Und richtet Gottes Söhne grausam, wüthig;
Vielleicht daß nochmals ihr dein Brand gefalle!

Hat drum dich unter Feuer Gott geboren,
Weil wissend, daß du einst der Flammen Raub?
Hat drum den kleinen Sinai erkoren,
Weil einst hinab du steigen wirst zum Staub?

Ach, waren's Zeichen hehrer Gottestrauer,
Die wußte, daß du einst entwürdigt wirst,
Wie seinen jungen Sohn begrüßt mit Schauer,
Deß jähen Tod voraus er sieht, ein Fürst?

Wirf, Sinai, hinweg dein Prachtgewand,
Verhülle dich, gleich Wittwen, schwarz und nächtig,
Und meine Thräne schwemme weg das Land
Und wachse an zum Strome, groß und mächtig,

Und ströme fort und fort zu Moses' Grabe
Und poche fragend an des Grabes Pforten:
Ob eine neue Lehre er denn habe,
Daß deine Rollen drum verbrannt geworden!

Daß deinen Ursprungsmond, den dritten, ach,
So unheilvoll der vierte muß umklammern!
Nicht g'nug, daß deine Tafeln er zerbrach,
Man muß an ihm auch deinen Brand bejammern!*)

Als hättest Diebstahl du an ihm begangen,
Will zwiefach Rückerstattung er erpressen,**)
Du sollst sammt deinem Gut — ist sein Verlangen —
Verbrennen gleich der Stadt, die gottvergessen.***)

Ich finde keinen Weg, seit deine Stätten,
Des Rechts, der Wahrheit Pfade sind verrammelt;
So schmied' ich denn den Fuß an deine Ketten.
Im Kelche werde ein zum Trunk gesammelt,

Bis sie versieget, meiner Thränen Fluth,
Die rinnt, weil deinen Purpur sie zerrissen;
Doch weh, sie trocknet an der Wangen Gluth,
Am Schmerz, daß deinen Freund ich muß vermissen.

Der hat sich angeschickt zu weiter Reise,
Und mit ihm zog dein Friedensschatten weg,
Nun steh' ich da vereinsamt, eine Waise,
Der Stange gleich auf hohem Bergessteg.

Seit deiner Harfen Saiten sind gesprungen,
Mag keines Sängers Stimme ich mehr lauschen;
Seit deiner Leichen Wehschrei ist erklungen,
Ziemt mir's, mein Kleid mit Bußgewand zu tauschen.

---

*) Siwan, der dritte Monat, der Monat der Gesetzgebung; im vierten, Thammus, soll Moses auch die Tafeln zerbrochen haben.

**) Der Dieb soll nach biblischem Rechte das Gestohlene doppelt ersetzen. 2. Mos. 23, 3.

***) Die Stadt, die von Gott abfällt, sollte mitsammt ihrem Gute verbrannt werden. 5. Mos. 13, 17.

Wie? Allen strahlt des Lichtes Schimmer,
Nur dich, nur mich soll Finsterniß bedecken?
Wird deiner nie dein Hort gedenken, nimmer,
Die Liebe deiner Jugend nicht erwecken?

Nein! flehe, bitte, büße gramerfüllt,
Gott tröstet dich, hebt wieder deine Söhne,
Dann schreitest du einher in Schmuck gehüllt,
Und laut erschallen deine Jubeltöne.

Dann hebt auch mir das Herz sich hoch in Wonne,
Die finstern Nebel alle sind gefallen,
Dir leuchtet Gott, der Welten ew'ge Sonne,
In deinem Licht die Völker alle wallen.

Der dichtenden Sage entspricht es auch, ihre Lieblinge durch enge Bande zu umschlingen, Personen mit einander in die engste Lebensgemeinschaft zu bringen, welche die Wirklichkeit von einander fern gehalten. Juda ha-Levi war mit seinem jüngeren Zeitgenossen, Abraham ben Meïr aben Esra (1093—1167), wohl bekannt, und dieser führt ihn in seinen Schriften zuweilen an; beide waren aus Toledo, und jener war wohl kaum etwas mehr denn ein Jahrzehnt älter als dieser. Dennoch ist von einer engeren Verbindung zwischen ihnen Nichts bekannt, kein Freundschaftsverhältniß bestand zwischen ihnen, ihre Richtungen gingen aus einander. Die Sage jedoch verknüpft sie liebevoll. Juda, so erzählt sie, war vertieft in Studien, lauschte den Eingebungen seiner Muse und dachte nicht daran, seine einzige Tochter einem Gatten zu freien, obgleich es ihm an den nöthigen Glücksgütern dazu nicht fehlte. Darüber war sein Weib bekümmert und bestürmte ihn mit Bitten, doch der Tochter den würdigen Mann zu wählen. Juda ward ungeduldig und that eines Morgens das Gelübde, den ersten Mann, welcher an diesem Tage das Haus betreten werde, zu seinem Schwiegersohne zu erwählen. Ein Bettler trat ein, und zum Schrecken von Mutter und Tochter wurde dieser nun als der

erwählte Bräutigam vorgestellt. Auch Juda war bekümmert über das Ergebniß seines voreiligen Gelübdes; denn der, den er sich zum Schwiegersohn bestimmt, war nicht blos arm, sondern zeigte sich auch als durchaus unwissend. Jedoch es war geschehen, und Juda beruhigte sich und die Seinigen damit, daß er ihn selbst in die Lehre nehmen und das Versäumte möglichst bei ihm nachholen werde. Der Unterricht ward begonnen, aber es wollte sich kein rechter Erfolg zeigen. Unterdessen arbeitete Juda an einem berühmt gewordenen Purimliede, das er nach alphabethisch geordneten Versanfängen dichtete. An dem Buchstaben Resch angelangt, fand er unbesiegbare Schwierigkeiten, und die Strophe wollte ihm nicht gelingen. Er war mehre Tage darüber beunruhigt; die Seinigen, auch das neue Familienglied, bemerkten die Unruhe, aber auf ihre Frage erhielten sie nur die ablehnende Antwort, sie könnten die Veranlassung seines Kummers nicht beseitigen. Eines Tages arbeitete er bis tief in die Nacht hinein, und als auch dies fruchtlos blieb, legte er sich unmuthig nieder. Der zum Eidam Bestimmte hatte das späte Licht in Juda's Zimmer bemerkt; neugierig schlich er, nachdem er sich von dessen Entfernung überzeugt, von seinem Lager in das Zimmer, und als er die vielen angefangenen Versuche zur Herstellung der Strophe bemerkte, entdeckte er den Quell des Unmuthes und mit glücklichem Griffe schrieb er den passenden Vers hin. Darauf schlich er wieder zu seinem Lager zurück. Am andern Morgen eilte Juda alsbald wieder zu seiner Arbeit. Aber wie war er erstaunt, als er das, worüber er so lange vergeblich gesonnen, von fremder Hand trefflich vollendet vor sich sah! „Das hat ein Engel geschrieben oder Abraham aben Esra!" rief er aus, „kein Anderer ist dazu fähig." Das Geheimniß ward nun entdeckt. Abraham aben Esra hatte eine Bußfahrt unternommen; dazu gehörte, daß er als unerkannter Bettler die Schmach eines Unwissenden über sich nehmen müsse. In diesem Zustande war er in Juda's Haus getreten, und er mußte auch vor ihm als ein Idiot erscheinen; die Muse jedoch, mächtiger als der Vorsatz,

entwand ihm die Verhüllung. Die Betrübniß wegen des voreiligen Entschlusses wandelte sich nun in Freude um; der berühmte Vater hatte sich unbewußt den gleich berühmten Sohn erwählt. Juda ließ Abraham's Strophe in dem Purimliede, dennoch dichtete er nun auch eine eigene, und so enthält dasselbe zwei verschiedene mit dem Buchstaben Resch anfangende Strophen.

So gestaltet sich die Sage auch ein Leibliches zu den geistigen Bezügen. Doch lernen wir nun Abraham aben Esra als Dichter kennen! Den Mangel an der ursprünglichen Kraft Gabirol's, an der tiefen Innerlichkeit Juda ha-Levi's ersetzt zum Theile bei Abraham aben Esra die Reichhaltigkeit seines Geistes, die Gewandheit der Darstellung, die Feinheit der Wendungen. Das sind Vorzüge, die schon auf die folgende Periode hinweisen, ein veredeltes Nachschaffen und Weiterbilden mit dem ererbten reichen Schatze; doch ist er eben darin Anführer und daher originell. Ein tiefer Denker, ein vielseitiger Gelehrter, Meister der Sprache, geübt in allen Formen der Dichtkunst, ist er sprudelnd, geistreich, witzig und weiß mit köstlichem Humor auch das Mißgeschick, das ihn verfolgt, wegzuscherzen. Bei ihm hat die Sprache bereits die Geschmeidigkeit erlangt, welche ihr erst zu eigen wird, nachdem eine längere Zeit große Geister viel mit ihr gerungen und sie zum Ausdrucke edler neuer Gedanken fügsam gemacht haben. Die Sprache seiner Dichtungen ist im Vergleiche mit dem Ausdrucke der früheren Meister leicht und fließend. Während sie bei den frühern Dichtern immer auf hohem Kothurn einherschreitet, weiß Abraham auch dem Scherze den leichtbeschwingten Ausdruck zu verleihen, und die hebräische Sprache ist gefügig genug, auch in artigen Liedchen rasch mit ihm dahinzueilen. Hören wir Charisi's Urtheil über ihn! „Abraham ben Esra's Gedicht — ist ein Licht, — das durch Wolken bricht, — Hülfe wider Leid, — wie reicher Regen in dürrer Zeit. — Seine Festgesänge sind großartig, gedankenreich; — noch nie sah man Etwas, das ihnen gleich. — Sein Cyclus zum Versöhnungstage

ist geläutert in des Geistes Schmelztiegel, — in die Herzen gegraben als Siegel."

Lassen wir hier den religiösen Dichter, der seine Eigenthümlichkeit in dieser Gattung doch nicht so entfalten kann! Er ist reich genug an Liedern jeder Art, die überall zerstreut sich vorfinden. Seine vielen Schriften sind alle von Gedichtchen eingeleitet, die sich über die Nüchternheit solcher metrischen Versuche erheben, häufig auch mit Gedichten mannichfacher Art durchwebt. Ein solches Einleitungsgedicht, und zwar zu einer grammatischen Schrift, welche den Titel führt: „über die Reinheit der heiligen Sprache," möge als Probe dienen:

Jedes Dichtens Anbeginn,
Jedes Denkens End' und Sinn
Strebet nach dem Höchsten hin,
Hin nach Gott, dem einzig einen.

Dessen Gnade niedersteigt,
Sich zum Erdbewohner neigt,
Seinem Mund die Sprache reicht, —
Läßt des Wissens Licht ihm scheinen.

Weise läßt er auferstehn,
Die des Rechtes Pfad ersehn,
In die Worte Zauber wehn,
Kunstreich, fertig sie vereinen.

Abraham, dem Alter nah,
Ach, der Heimath fern, ersah
Sich der Sprache Norm, und da
Wollt' er sie umzäunen.

Und sein Werk gewißlich nützt
Jedem Klugen, der's besitzt;
Zweifel, ob der Buchstab sitzt,
Sich beweget, läßt er keinen;

Ob er sichtbar, hörbar wird,
Ob er sich dem Ohr verirrt,
Wie der Laut vorüberschwirrt,
Alles findet man im Reinen.

Lernbegieriger, tritt her!
Jeder Frage eine Lehr'!
Und erschließen wird sich mehr
Deine Einsicht und verfeinen.

Wandle die gebahnte Straß';
Daß Du kennst das rechte Maß
In der Sprache, rath' ich Das:
Lies im Buche „von dem Reinen!"

Reich an sinnigen Wendungen ist folgendes Lobgedicht an einen Gönner:

Der Streit der Glieder.

An Menachem.

Ich schlief, doch wacht mein Herz, und meine Glieder
Stehn auf, um sich zum Kampf vorzubereiten.
Das Aug' erhebt sich wider Ohr und Zunge,
Beginnt mit ihnen vollen Mund's zu streiten,
Spricht: „Ich erfaß' mit raschem Blick den Himmel,
„Die Erde, Tiefen, Höhen, Nähen, Weiten.
„Gestalten, mannichfach geformte, seh' ich
„Zugleich vor mir sich ungetheilt ausbreiten.
„In gleicher Ueberschau weiß ich das Nahe
„Vom Fernen, schwarz von weiß zu unterscheiden.
„Durch mich vermag der Sterne Zahl und Laufbahn,
„Der Höhen Maß der Weise sich zu deuten;
„Ohn' Flügel, ohn' den Fuß nur zu erheben,
„Kann ich allein zu seinem Ziel ihn leiten."
„Still — spricht das Ohr — machtloses Ding! Entschwunden
„Sind, fehlt der Lichtstrahl, deine Herrlichkeiten;
„Des Nachts sind deine Pforten eng verschlossen.
„Ich hör' das Gotteswort zu allen Zeiten.
„Ein dünner Schleier macht dich blind, mich hemmen
„Nicht Berge, nicht der Mauern Zwischenscheiden.
„Du schaust, was vor dir ist, doch ich vernehme
„Den Ton von allen Orten, allen Seiten.
„In mir erklingt das Weihelied des Sängers,
„Der Seele Jubel wie des Herzens Leiden."
„Ihr Thoren dünkt euch groß — so spricht die Zunge —
„Und habt einander doch Nichts zu beneiden;

„Ich aber, gleich dem König im Palaste,
„Gebiete meiner Dienerschaft, euch beiden,
„Drum bin allein ich, nicht wie ihr gepaaret.
„Ich scheide Bittres von den Süßigkeiten.
„Ich bin des Wortes Schöpfer, künde Weisheit,
„Beweg' nach meinem Laut des Herzens Saiten.
„Ich bin der Herr, ein Wort von mir erzeuget
„Den Tod oft, oft verschafft's des Lebens Freuden."
Da ward ich wach bei diesem Schelten, Dräuen,
Beim Kriegeslärm in meinen Eingeweiden.
Und eine Stimme hört' ich aus den Wolken:
„Laßt euch, ihr Kampferhitzten, doch bedeuten!
„In trautem Bunde gehet zu Menachem,
„Dem wahren Tröster*) hin, dem Gottgeweihten.
„Da schaut das Auge hehren Glanz, da mag sich
„Das Ohr an tiefen Weisheitssprüchen weiden,
„Und jede Zunge findet Lust und Wonne,
„Mit ihres Lobes Spend' ihn zu geleiten.
„Sein Auge schaut, sein Ohr vernimmt, was göttlich,
„Ein frommer Seher aus der Väter Zeiten,
„Und seine Zunge ist ein sich'rer Führer,
„Des Wissens Pfade alle zu durchschreiten.
„Sein Aug' blickt liebevoll umher, ein Hirte,
„Der seine Heerden mustert auf den Weiden,
„Sein Ohr — dem Lug verschlossen, seine Zunge
„Geübt nur Lebensworte zu verbreiten.
„Drum walle er von Gottes Aug' gehütet,
„Bis Gott einst sammelt Israel's Zerstreuten!"
Als sie vernommen dieser Stimme Mahnung,
Da ließen meine Glieder ab vom Streiten.

Bei großer Anerkennung, welcher Aben Esra sich zu erfreuen hatte, bei zahlreichen Beweisen der Verehrung, die er auf seinen weiten Wanderungen erfuhr, hatte er, der freisinnige Denker mit arabischer Bildung, doch auch manche Unbill zu erdulden und traf ihn manches ketzerrichterliche Wort. Den Unmuth darüber spricht er aus, als er einst in Italien durch einen Finsterling

*) Menachem bedeutet: Tröster.

aus Griechenland angefeindet wurde, in folgenden Worten an einen Freund:

1. Die Jugendfrisch' ist mir entschwunden,
Von Lähmung Geisteskraft umwunden,
In Ketten Zung' und Mund gebunden
Durch ruhelos unstätes Leben.

2. Mein Freund, wir leben tief verachtet;
Der Geist, von Thorheit, Wahn umnachtet,
In doppeltem Exile schmachtet,
Erfüllt von Gram, von inn'rem Beben.

3. Ach, hätt' uns doch der Tod ereilt,
Als wir im Glücke noch geweilt,
Daß wir dem Spott nicht zuertheilt,
Der tiefen Schmach nicht preisgegeben!

4. In Edom sind nicht Lob und Ehren,
Dem span'schen Weisen, seinen Lehren;
Das Einzige, was sie ihm bescheeren,
Ist, daß sie Hohn gen ihn erheben.

5. Doch kommt ein griech'scher Heuschreck an,
Der wird mit Würde angethan,
Der stolzt einher auf hoher Bahn,
Als Riese stolz emporzuschweben.

6. Sieh' wie der Heuchler trüg'risch blickt,
Wie er sich krümmt, sich schmiegt und bückt,
Sieh, wie die Hände warm er drückt —
Die Hände derer, die was geben.

7. Nun hebt er sich, schimpft die Verehrten,
Die hohen Geister, die Verklärten,
Die leeren Tröpfe, die es hörten,
Stehn lachend, Beifall nickend, neben.

8. Ist das, ihr strahlend hellen Lichter,
Ist das, ihr Lehrer und ihr Dichter,
Ihr Meister, finstren Wahns Vernichter,
Ist das der Lohn für euer Streben?

9. Nun läßt er seine Stimm' erklingen,
Als sollt' sie zu den Wolken dringen,
Spricht gar gelehrt von Thalmud-Dingen,
Weiß wahrlich nicht von seinem Leben.

10. Frag' ihn, der auf des Ruhmes Giebel,
Frag' ihn nur einen Vers der Bibel —
Dem Kind bekannt aus seiner Fibel —
Er weiß ihn nicht, das kränkt mich eben!

11. So einen dummen groben Götzen
Zu ihrem Gott sich einzusetzen!
Sie füllen ihn mit Speisen, letzen
Ihn mit dem Safte edler Reben.

12. Ja nährt ihn gut, daß er nicht schmächtig,
Auch hüllt ihn in Gewänder prächtig,
Führt Jungfrau'n ihm in's Haus, so dächt' ich,
Wird eure Schuld er euch vergeben.

13. Nun dienet eurem fetten Horte,
Umschwirret betend seine Pforte!
Wir bleiben treu dem Gotteswort
Und treu dem ew'gen Geistesleben!

Sonstigen trüben Lebenserfahrungen gegenüber herrscht bei ihm leichter Sinn und heitere Laune vor.

1.

Himmelssphäre,
Sternenheere
Haben sich gen mich verschworen,
Da ich ward geboren;
Bringet drum mir Nichts Gewinn,
Was ich auch beginn'.
Wollt' mit Licht Geschäft ich treiben,
Bliebe ewig Sonnenschein;
Kauft' ich Leichenkleider ein,
Würden All' am Leben bleiben.

2.

Ich klopfe an des Fürsten Thor; —
„Ist im Begriffe, auszureiten.

Ich komme Abends wieder vor;
„Ist eben dran, sich auszukleiden."
Ich Aermster muß von dannen scheiden;
Bleib' nach wie vor bei meinen Leiden.

3.

In einer Stadt Mora fand er sehr schlechte Bedienung, und er vergleicht sie deßhalb mit Amora (Gomorrha):

Der Krug,
Der ist Trug,
Er ist leer, ohne Wein.
Und der Fisch
Ist kaum auf dem Tisch,
Da ist er schon weg und der Tisch ist — rein.
Und die Wirthin blind,
Sammt ihrem Gesind,
Hat kaum noch 'nen Schein.
Und die Leute am Ort,
Sie alle sind fort;
Wer etwa noch dort,
Wird auch nicht viel sein.
Bin ich nicht mehr da,
Dann setz' ich ein A
An den Namen, ein Ain.

Die Zeit Aben Esra's und die unmittelbar auf ihn folgende, die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts, war für die Bildung Spanien's und Magreb's (Nordafrika's) die Epoche einer fanatischen islamischen Reaction; die dortigen Juden mußten sich äußerlich dem Bekenntnisse des Islam fügen. Ein solcher erzwungener scheinbarer Uebertritt, solche sorgsame Verheimlichung der inneren Ueberzeugung, verbunden mit dem heftigen Wüthen der Gewalt gegen alle Leistungen früherer Bildung, ist nicht geeignet, Dichterblüthen hervorzulocken. In solchen Zeiten gestaltet sich bei Manchem auch der äußere Uebertritt zu wirklichem innerem Abfall. Auch Aben Esra wurde von diesem harten Ge-

schicke betroffen; sein talentvoller Sohn ging in die Reihe der Moslems über. Charisi giebt uns einige Nachricht von ihm; nachdem er nämlich den berühmten Vater besprochen, fährt er fort: „Auch sein Sohn Isaak schöpfte aus des Gesanges Quell, — und des Vaters Strahl glänzte auf des Sohnes Liedern hell; — doch da er die Länder gen Sonnenaufgang durchstrichen, — da ist ihm gerade der göttliche Lichtstrahl erblichen, — er warf von sich des Glaubens Prachtgewänder — und hüllte sich in Kleider fremder Länder." Ein solches widerwillige Lob muß auf einem festen Grunde ruhen; Isaak muß in dem Rufe eines guten Dichters gestanden haben, wenn Charisi selbst dem Apostaten nicht sein Lob verkümmern mag. Es war bis jetzt Nichts von Isaak's Gedichten bekannt; allein unsere Zeit gräbt Alles auf. Darf Ninive nicht ruhig im alten Grabe schlummern, so sollte auch Isaak ben Esra wieder aus dem Schattenreiche heraufbeschworen werden. Ein Gedicht zum Lobe eines Gönners findet sich von ihm in Oxford, und der Schatzgräber Dukes theilt einen einzelnen Vers daraus mit. In überschwänglicher Huldigung sagt er darin, es gereiche ihm zur Ehre, daß er loben dürfe, nicht dem Gönner, daß er gelobt werde:

Mein Lob ist mir, nicht dir, ein Schmuckgewinde,
Du legest mir um's Haupt die Ruhmesbinde.

Mit dem Ende dieses und dem Anfange des folgenden Jahrhunderts, des dreizehnten, traten die Epigonen auf, welche Charisi in der einleitend mitgetheilten Stelle beschreibt. Einer der bekannteren unter denselben ist Juda ben Isaak ben Schabthai, den Charisi bei seinem Aufenthalte in Barzelona gesehn: „Dort lebt der Arzt Juda ben Isaak, ein Quell von anmuthigen Wortgefügen, — zugleich ein Mann an Sitten gediegen." Seinen „Weiberfeind", der vor Kurzem zum zweiten Male in Original erschienen ist, hat Stein gewandt und lieblich wiedergegeben. Geringeren Werth hat sein 1214 abgefaßter „Kampf der Weisheit mit dem Reichthum." Es fehlt nicht an witzigen Pointen, der Ton neigt sich hie und da zum Frivolen

hin. Eingeleitet wird die makamenartige Darstellung mit folgendem Gedichte:

Die Wissenschaften — mannbar sind sie längst schon,
Und doch hat Keiner Lust, um sie zu freien.
Sind sie verwittwet oder gar geschieden?
Wollt ihr dem ew'gen Jungfernstand sie weihen?
Die niedern Mägde sind Gebieterinnen
Und drängen keck sich in die Vorderreihen.
Ihr wollt an Geld, an Sinnenlust, Gewaltthat,
Den buhlerischen Weibern, euch erfreuen,
Gebt trüglich vor, daß unfruchtbar die Weisheit,
Daß altersschwach die Wissenschaften seien!
Ich diene der Vernunft, ich mag nicht Schätze
Beherrschen, die nur kurzen Glanz verleihen.

Den Schluß bildet folgender

Urtheilsspruch.

„Wir waren versammelt in dichten Kreisen, — die Priester, die Alten, die Gelehrten und Weisen; — da erschienen vor unsern Reihen — die Vernunft und der Reichthum als zwei Parteien, — hochansehnliche Männer beide — mit zahlreichem Geleite! — So standen sie vor uns im Streite; — Ein Jeder glaubte in vollem Rechte zu sein — und sprach: Ich habe den guten Weg beschritten, die Wahrheit ist mein. — Wir Richter aber haben erkannt nach langem Verhandeln, — daß sie von nun an ungetrennt zusammen müssen wandeln. — Gründe: Die Vernunft kann des Reichthums nicht entbehren, — und den Reichthum muß die Vernunft belehren".

Der bedeutendste aus dieser Zeit ist jedoch Juda ben Salomo Al-Charisi selbst. Er hat als anmuthiger Dichter und feiner Kunstkenner einen weitverbreiteten Ruf erlangt. Er war ein liebenswürdiger Literat, begabt mit einem leichten Talente, doch fehlte ihm die philosophische Tiefe und der wissenschaftliche Ernst seiner großen Vorgänger in der Dichtkunst. Er handhabte mit überraschender Gewandtheit alle bereits gangbaren Kunstformen, ist aber oft nachlässig und feilt nicht viel. Die

Anerkennung, welcher frühere Meister sich bei ihren Zeitgenossen erfreuten, scheint ihm nicht zu Theil geworden zu sein; ein wanderndes Literatenthum entbehrt des Achtung gebietenden Ernstes, sein sonstiges Wissen war ein oberflächliches, es fehlte nicht an einer großen Anzahl von Dichtern, die mit ihm wetteiferten, mochten sie ihn auch nicht erreichen. Ueber diesen Mangel an Anerkennung klagt er daher oft, besonders schmerzt es ihn, daß ihm die klingende Anerkennung entgeht, von der er wohl irrig glaubt, daß sie seine großen Vorgänger gefunden:

Des Sanges Väter, Salomo und Juda,
Auch Moses, strahlten hell in Westens Landen,
Um hohen Preis verkaufend ihre Perlen,
Weil damals noch Hochherzigkeit vorhanden.
Ich Aermster bin erst jetzt geboren, da schon
Der Edelmuth dahin, Hochherz'ge schwanden.
Sie labten sich an Strömen voll Genüsse;
Ich dürst' auf dürren Fluren, die versanden.

Werthvoll sind seine Urtheile über die früheren Dichter, und Mehres daraus ist oben als treffende kurze Charakteristik benutzt. Nicht minder interessant sind seine Reiseberichte, und höchst ergötzlich, wie er den Werth von Ländern und Männern nach ihrer Freigebigkeit gegen ihn abschätzt. Hören wir einige dieser Urtheile!

„Iskendria (Alexandrien) ist der Eingang zum Morgenland, — da sind Männer von Einsicht und Verstand, — die viele Wohlthaten ausüben — und leere Hände zu füllen lieben. — ... Zur Zeit lebte auch Hillel dorten, — geehrt von den Seinen und an seines Ortes Pforten; — doch war seiner Milde Haus verschlossen, ohne Thüre, — und fragte man danach, da sprach er: ach, daß ich doch immer den Schlüssel verliere!" In Haleb findet er den berühmten Schüler und Freund des Maimoindes, Joseph Akhnin, den er nebst mehren Andern rühmend erhebt; gegen andere Männer jedoch hat er wieder sein altes Bedenken: „Da ist Menachem ben Sakkhai, eines Mannes Sohn, — der

der Herrlichkeit Blüthe war und der Herrschaft Kron'; — auch wäre er selbst aller guten Eigenschaften Schrein, — wüßt' er nur freigebig zu sein. — Zu den dortigen Großen Naim der Fürst auch gehört; — dem hat Gott stattlichen Reichthum beschert. — Er besitzt auch sonst Tugend und Fähigkeit, — doch hat er mit der Wohlthätigkeit einen bittern Streit; — nur dem eignen Mund und Bauch — gönnt er seiner Schätze Brauch, — doch festgeschlossen sind die Hände, — gilt's dem Bittenden zu reichen eine Spende." Die Bewohner von Kalneh läßt er im Allgemeinen als fromm gelten, allein an Einem fehlt's: „Die Leute sind fromm und gläubig, ich möcht' sie schon wohl leiden, — könnten sie nur die Flügel ausbreiten; — sie tragen aber die Hände alle in Scheiden, — ihre Geldkasten sind verschlossen und verriegelt, — siebenfach versiegelt. — Nur zwei haben mit Recht als freigebig den Namen; — mich dünkten sie die zwei Engel, die nach Sodom kamen."

Er läßt es auch an derben Späßen nicht fehlen, widmet seine Muse der Verspottung häßlicher Frauen und treibt allerlei muthwilligen Scherz. Als Muster mag sein mephistophelisch Lied vom Flohe dienen:

Der Floh.

Heilloser Floh, entweihst mein Lager,
Willst dich an meinem Blut erquicken,
Rubst Sabbath nicht und nicht am Festtag,
Dein Fest ist: Andere beißen, zwicken.
Nun sprechen meine weisen Freunde,
Ich dürft' am Sabbath dich nicht knicken.
Doch ich befolg' die andre Lehre:
Komm' nur zuvor des Mörders Tücken!

Auch diese Zeit der Epigonen schwand dahin und mit ihr die freie Lust an der Dichtung; die Dogmatik und der Streit um deren verschiedene Auffassung trat in den Vordergrund. Die Dichtkunst mußte in den Dienst der kämpfenden Theologie treten;

das liebliche Kind der friedlichen Muse mußte, angethan in Panzer und Harnisch, das Schwert führen. Es nützte der Dichtkunst nicht, daß sie mit ihrem begabten Pfleger David sprach: „ich kann darin nicht gehen, ich bin an solche Waffen nicht gewöhnt;" sie mußte dem Drange der Zeit gehorchen. Seitdem Moses ben Maimon (geb. 1135, gest. 1204) die zerstreuten philosophischen Anschauungen gesammelt und zu einem zusammenhängenden System zugespitzt hatte, waren die Geister in zwei Schaaren getheilt, und neben enthusiastischer Verehrung fehlte es nicht an heftigem Tadel und Verdammung. Während seines Lebens wagten es allerdings nur Wenige das entschieden tadelnde Wort auszusprechen. Zu diesen Wenigen gehörte Meïr ben Todros ha-Levi Abulaphia in Toledo (gest. 1244), ein vornehmer Mann, gelehrter Thalmudist, der Mystik zugeneigt und von hochfahrendem Stolze. So zeigt er sich in allen seinen Werken, und so schildert ihn auch Charisi: „An Gelehrsamkeit wüßt' ich ihm Keinen zu vergleichen, — doch muß sein Hochmuth zur Schande ihm gereichen." Besonders war es ein Punkt, der den thalmudisch strenggläubigen Zeitgenossen gegen Maimonides Bedenken erregte; das waren seine zweideutigen Aeußerungen über die leibliche Auferstehung der Todten. Man fand, daß die völlige Leugnung derselben in seinen Worten versteckt sei, ja selbst das offen Ausgesprochene klang verdächtig. Die Auferstehung der Todten wird nämlich nach dem gewöhnlichen Glauben mit dem Erscheinen des Messias und der zukünftigen Welt in Verbindung gebracht; die auferweckten Todten erfreuen sich dann in ihren Körpern eines ewigen Lebens. Maimonides hingegen versteht unter der zukünftigen Welt das reine jenseitige Geistesleben; die Messiaszeit jedoch, lehrt er, findet diesseits Statt, und mit ihr die Auferstehung der Todten, die Auferweckten aber sterben abermals nach einem langen und glücklichen Leben. Gegen dieses Sichabfinden ist Meïr ha-Levi mit Entschiedenheit eingenommen, und spöttisch ruft er aus:

Wenn die Auferstand'nen wieder müssen sterben,
Will um solches Loos ich nimmer mich bewerben;
Wenn die Grabesbande nochmals sie umfangen,
Bleib' ich lieber, wo ich einmal hingegangen.

Solcher Spott blieb ihm von den Verehrern des Maimonides nicht unvergolten:

„Warum sein Name: Meïr „leuchtend",
„Da er gering das Licht doch schätze?"
Nennt man ja Dämmerung auch Zwielicht;
Die Sprache liebt die Gegensätze.

Einen anderen gelehrten Gegner des Maimonides, den Arzt Juda Alfachar, einen gleichfalls sehr angesehenen Mann aus vornehmer Familie, welche die Zeitgenossen sogar mit dem Fürstentitel beehrten, setzt man mit Maimonides selbst in einen solchen Xenienkampf. Dem Alfachar wird folgendes Stachellied in den Mund gelegt:

Vergieb, Sohn Amram's *), acht' uns nicht als Sünder,
Daß so wie du auch heißt der Trugerfinder;
Wir nennen „Nabi" den Prophet der Wahrheit,
Doch auch des Baal's Lügengeistverkünder.

Darauf soll Maimonides erwidert haben:

Wenn die Geburt von edlem Ahn'
Den Kindern Fürstenrang gewährt:
Nenn' ich mein Maulthier Fürst fortan,
Weil einst „Chamor" als Fürst geehrt. **)

Diese nicht sehr feine dichterische Polemik ist sicher untergeschoben. Alfachar beweist selbst nach dem Tode des Maimonides bei aller Entschiedenheit des Tadels gegen seine Werke viel zu große Achtung für die Verdienste und den Charakter des Verfassers, als daß er bei dessen Lebzeiten hätte so ausfällig sein können, und Maimonides ließ sich wohl nicht zu solchen Ausbrüchen persönlicher Gereiztheit hinreißen. Der Kampf brach

*) Der Prophet Moses.

**) Chamor, ein Fürst der Chiviter (1. Mose, Cap. 34); Chamor aber heißt: Esel.

überhaupt in Spanien und der Provence erst nach dem Tode des Maimonides recht los, als dessen großes philosophisches Werk „Der Führer der Verirrten" sich in hebräischer Uebersetzung weithin verbreitete. Die Symbolisirungen biblischer Stellen, die bildliche Auffassung der prophetischen Erscheinungen waren namentlich den nordfranzösischen Lehrern nebst ihrem Anhange in der Provence und Spanien ein Greuel, während die Mehrzahl der Gebildeten in diesen beiden Ländern darin ächte Schrifterklärung und das Verfahren wahrer Weisheit anstaunten. Das Urtheil der Franzosen lautete:

Du, „Führer", schweig, verschließ den Mund,
So ward das Wort uns nimmer kund.
Verdammt, wer spricht, die Schrift sei Bild
Und ein Prophet — der Träume fund.

Die Provenzalen erwiderten darauf:

Du Thor, verschließ der Thorheit Schlund,
Betritt nicht diesen heil'gen Grund!
Ob Bild, ob Wahrheit, — ob Gesicht,
Ob nur ein Traum — dir wird's nicht kund.

Sind diese Kampflieder auch selten von besonderem poetischem Werthe, so spricht sich in ihnen doch die volle Gesinnung der Zeit, wie sie aus der Gelehrsamkeit in das Gemüth übergegangen und zum Dichten ermuntert hat, aus. Die poetische Verherrlichung des Maimonides streift nicht selten an's Ueberschwängliche; mögen einzelne Lobpreisungen als Beispiele dienen:

1.

Dem treuen Gottesboten gleichend,
Hat Moses das Gesetz gesichtet;
Zum Stabe diente ihm die Feder,
Womit die Wunder er verrichtet.

2.

Du hast an Deiner Harf', o weiser Meister,
Die Saiten künstlerischen Sinn's geschlungen;
Da kam der Thor, der nicht versteht zu spielen,
Und schlug darauf — da sind sie all' gesprungen.

3.

Ein Mensch und doch nicht Mensch,
Und wenn ein Mensch, von Engeln
Gezeuget, von der Mutter nur geboren,
Vielleicht ein reiner Geist,
Unmittelbar geschaffen
Von Gott, ohn' daß ein Mann ein Weib erkoren.

Das letzte Gedichtchen, das als Grabschrift bezeichnet wird, greift in's Maßlose hinein und überschreitet die Gränzen, welche dem Dichter und dem Juden gesteckt sind. Es konnten gegnerische Stimmen nicht ausbleiben, die bei aller Achtung für Maimonides ihren Unwillen äußern und ihre dogmatischen Bedenken in Verse einzwängen. Sie verschweigen ihre Skrupel nicht gegen Maimonides selbst, namentlich gegen die Ansichten, welche er in dem ersten der vierzehn Bücher seines großen talmudischen Werkes „Mischneh Thorah" (das den Namen „Madda," von der Erkenntniß Gottes, trägt) und in seinem philosophischen Werke „Moreh Nebuchim," Führer der Verirrten, äußert. Doch möchten sie gern manche Schuld von ihm selbst abwälzen und sie den Uebersetzern des letzteren, ursprünglich arabisch geschriebenen Werkes zuschieben, die durch ihre Uebersetzung das Werk unter die Masse verbreitet, auch vielleicht durch Mißverständniß den Sinn entstellt haben dürften. Die Uebersetzung Charisi's scheint in der Gegend des einen Dichters verbreiteter gewesen zu sein, als die Samuel Thibbon's (starb vor 1232), die unter uns bekannter ist, und er schüttet darum gegen den Ersteren seinen Ingrimm aus. Die Männer hingegen, welche um 1232 den Kampf gegen die Schriften des Maimonides unternommen, an ihrer Spitze Salomo ben Abraham aus Monpellier, werden ob ihres muthigen Feldzuges gepriesen und die Vorliebe für die Mystiker, Nachmanides und seine Gesinnungsgenossen, ausgesprochen:

1.

Weh über die Frechen,
Die wagen zu sprechen,
Die heilige Schrift sei Traumgesicht nur,
Es sei nicht gewesen,
Wie wir darin lesen,
Da sei man Geheimnissen auf der Spur.
Und gar bei dem Wunder
Macht's der Ketzer noch bunter,
Er glaubt nur, was die Erfahrung ihn lehrt.
Charisi, der ist auch
Mit schuld an dem Mißbrauch,
Der werde zum Schimpf und wie Koth weggekehrt.
Wo Jener verletzt,
Hat er's übersetzt
Mit seinem grübelnden, seichten Verstand. —
Er will es nicht glauben,
Auch den Glauben uns rauben,
Daß einstens die Sonne dem Gorion stand*).
Der Engel der Zeugung,
Der ist ihm 'ne Beugung
Von seiner Vernunft, drum eitel und Tand**).
Dämonische Wesen
Sind dennoch gewesen,
Joseph und Themalion, den Alten bekannt***).
Drum weise ihn weg,
Will er führen den Weg,
Und halte dich fern vom logischen Schluß!
Was den Worten der Frommen
Im „Madda" entnommen,
Das magst Du ergreifen, das bietet Genuß;

*) Thaanioth 19b und 20a wird erzählt, daß zu Gunsten des Nikodemos ben Gorion die Sonne wieder, nachdem sie bereits im Untergehen begriffen war, strahlend hervorgetreten sei, damit er sein Versprechen erfüllen konnte, die für die Wallfahrer gemietheten Brunnen noch an diesem Tage gefüllt zurückzuerstatten, indem er sonst eine große Summe Geldes hätte entrichten müssen.

**) Nach Niddah 16b ist ein besonderer Engel über die Zeugung gesetzt, Namens „Lailah," Nacht.

***) Von dem Dämon Joseph wird Erubin 43a vermuthet, daß er am Sabbathe eine Lehre weiterhin, als die erlaubte Sabbathgränze reicht, verbreitet habe. Den Dämon Ben-Themalion hat, nach Merlah 17b, Simon ben Jochai aus der Tochter eines Kaisers ausgetrieben.

Was mehr, ist vom Uebeln,
Zumal gar das Grübeln,
Ob Gott ist ein Körper, ob geistig, ob Bild.
Mir g'nügt, daß er ist,
Daß er lenket und mißt,
Verborgen sein Sitz, doch mein Schöpfer, mein Schild.
So mache dich auf
In eilendem Lauf,
Mein Frankreich, gen den ungläubigen Hauf!
Gen Beziers erglüh',
Mit Schwert überzieh
Die kecken Spötter mit frevelndem Mund.
So werde gerochen,
Was Jene verbrochen,
Und fester gelegt des Glaubens Grund!

In ruhigerer Haltung, beim Beginn keine Entscheidung wagend, sich aber dann doch zu entschiedenem Widerspruche aufraffend, ist ein anderes ähnliches Gedicht.

2.

Ich brüte ohne Unterlaß und sinne
Und weiß noch immer nicht, was ich beginne.
Ich forsch' den alten Lehren nach, auf daß ich
Die reine Wahrheit ihnen abgewinne,
Daß ich die Wunder gläubig anerkenne
Und des Naturgesetzes Zwang entrinne.
Ich habe Zeugen; meine Väter künden
Mir Gottes Werk voll Wunderkraft und Minne.
O „Führer," Du willst Wunderthat entfernen,
Wie willst Du alle Weissagung denn deuten?
Du lösest einen Ring aus meiner Kette,
Die Kette riß, die Perlen sich zerstreuten.
Das ist gewiß des Maimoniden Sinn nicht,
Das ist, was Uebersetzer sich erdenken;
Sie drücken dunkel sein arabisch Wort aus,
So kommt's, daß sie's verkehren und verrenken.
Ich möcht' den Urtext prüfen, sehen, ob er
Denn wirklich Prophetie zu Traum herabsetzt,

Wie er von Bil'ams Eselin die Rede,
Die Engel, Abraham erschienen, abschätzt.
Daß hohe Engel sich zu Staubgebornen
Gesellt, wer will's zu läugnen sich erkühnen?
Als Feuer bald und bald mit Menschenleibern
Sind sie dem wachen Blicke ja erschienen.
O großer Mann, wie tief bin ich bekümmert,
Daß Du vom alten Weg so abgewichen! —
Des Sünders Seele sollte andre Strafe
Nicht dulden, als daß sie nur ausgestrichen?
Kein Urtheil, kein Gericht, kein zehrend Feuer,
Nicht Schwefelströme, Sündern zur Vergeltung?
Das Alles Bilder nur, Versinnlichungen,
Der Sinnenlust zur Drohung, Schreckensmeldung?
Wohl, Freund, magst fromm Du sein im Herzensgrunde,
Jedoch wozu aus fremden Brunnen schöpfen?
Was soll Dir Platon und die andern Forscher,
Die Trug gebildet rein aus ihren Köpfen?
Für uns hat Bil'ams Eselin gesprochen,
Wie Rabbah's Gänse auch nicht Gleichniß waren.*)
Du wunderst Dich ob Semmel aus der Erde**),
Und denkst nicht an die Wunder der Vorfahren,
Des Meeres Spaltung, trocknen Fußes Durchgang,
Am Sinai die heil'ge Lehr' und Weisung;
Ist's minder wunderbar, kannst Du's begreifen?
Und in der Wüste einst die Mannaspeisung?
Ach kümmre Dich nicht drum, ob leiblich, menschlich
Sie Gott sich denken, ob „Gestalt," ob „Strahlen,"
Ist Alles gleich, sind fromme Männer, wenn auch
Sie Gott nach Form, nach Maß und Zahl ausmalen. —
Des Tempels Räucherwerk sollt' übl: Dünste
Zerstreu'n? Wie kläglich! — Sag'! hast Du's verkündet,
Warum verboten Kleiderstoffe-Mischung,
Der Schwagereh' Erlaubniß uns ergründet? —

*) „Rabba bar bar Chanah erzählte: Einst zogen wir durch die Wüste, da sahen wir Gänse, denen die Flügel abfielen wegen der Schwere ihres Fettes, und Ströme Oels flossen heraus; da fragte ich sie: ist an euch ein Antheil (für die Frommen) in jener Welt? Da hob eine den Flügel auf, die andere den Schenkel." (Baba bathra 73 b.)

**) Einst saß R. Gamaliel und lehrte: „In der Zukunft wird das Land Israel Semmel und seidene Kleider wachsen lassen." (Schabbath 30 b.)

Der Opfer Sühnekraft bleibt Dir verborgen,
Was Du darin ergrübelt, ungenügend;
Des Heiligen Gebot ist's, ihre Weihe
Drum ahnungsvollen Geistern nie versiegend. —
So, weiser Mann, hast Viele Du verführet
Der sonst Du so Vortreffliches geschrieben
Sie rühmen sich durch Dich der Geistesklarheit,
Sieh, wie des Glaubens reines Licht sie trüben!
Daß Todte durch Prophetenwort belebet,
Verspotten sie, nur Scheintod däucht es ihnen;
Selbst das Gebet dünkt ihnen eitel Thorheit —
Daß sie vor Gott nicht ihre Sünde sühnen.
Da stellte Salomo sich kühn entgegen,
Verstand es, für den Bund das Schwert zu zücken;
Ja doch, es blieb ein Freund noch unserm Gotte,
Ein Mann, mit dem die Gläubigen sich schmücken.
Uns bleibt die ungebrochne Gottestafel,
Wir spotten „Führer's" Heimlichkeitsgeflüster;
Wir haben Nachman's Sohn, Esra, Asriel,
Sie, meine hellen Sterne, meine Priester,
Sie wissen Zahl und Maß für ihren Schöpfer.
Doch halten mit dem Wort aus Scheu sie inne.
Und ich — ich forsch' ohn' Unterlaß und sinne
Und weiß noch immer nicht, was ich beginne.

Dieses Gedicht eines sehr geachteten Dichters machte großes Aufsehn, und es fehlte nicht an Gegengedichten, die jedoch noch weniger poetischen Werth haben. Lassen wir daher dieselben, und beschließen wir die Rundschau über diese Gattung von Gedichten mit einem solchen wider den eben gepriesenen Moses Nachmanides (geb. 1194, gest. um 1268).

Moses, dem großen Maimoniden,
Ward Wahrheitslehre Eigenthum,
Der Weisheit Fülle ihm beschieden,
Ich denk', wie keinem mehr hienieden.

Ein Garten seine Bücher, drinnen
Des Lebens Baum und der Erkenntniß,
Von Wohlgerüchen duftet's dort,
Drin prangen alle selt'nen Blüthen.

Da kommt nun jener Nachmanide,
Fängt Streit an mit dem treuen Knechte,
Will gegen den Vertrauten Gottes
Zum heißen Kampf sich Waffen schmieden,

Wirft eitle Fragen auf und suchet
Am reinen Heiligthum Gebrechen;
Ich möcht' für seine Phantasieen
Nicht einen halben Dreier bieten.

Ward einst — so lehrt die alte Fabel —
Der Dornbusch bei der schlanken Ceder
Für seinen Sohn um ihre Tochter; —
Die Ceder spricht: Laß mich in Frieden! *)

Auch gen den Unvergleichlichen,
Den großen, weisen Aben Esra,
Begann versteckt im Trüben er
Sein hämisch leidenschaftlich Wüthen.

Er neidet ihm die Schrifterklärung,
Will sich in gleicher Art hervorthun, —
Ist eitel Trug und leeres Blendwerk,
Ein abergläubisch finstres Brüten.

Er wirret Alles drüber, drunter,
Geheimnißt tolles Kunterbunter
Und weiß, ein stolzer Kirchenfürst,
Von Gott gar wunderbare Mythen.

Nicht dachten Meïr, and're Lehrer
An's All, an Gottes Töchterlein,
Wie er gedichtet; nein, sie waren
Nicht der Versinst'rung Satelliten. **)

Bald stiehlt er Aben Esra gar
Die eignen Worte und verdreht sie
Und spottet, wie der Boten David's
Einst thaten freche Ammoniten. ***)

*) 2. Kön. 14, 9.

**) Zu dem V. 1. Mos. 24, 1: Gott segnete den Abraham mit Allem, ist unter andern Deutungen des Midrasch auch die, daß Abraham eine Tochter gehabt, die den Namen „mit Allem" gehabt. Nachmanides z. St. will, daß „All" eine göttliche Eigenschaft sei, die auch als Tochter oder Braut bezeichnet werde.

***) Sie schoren ihnen den halben Bart ab und zerschnitten ihnen die Hälfte der Kleider. 2. Sam. 10, 4.

Er, jedes Wissens baar, bekrittelt,
Beschimpft der Weisheit Väter, Meister,
Die Männer, deren große Geister
Von Weltgeist's Feuerstrahl erglühten.

Häuft Fragen sinnlos, breit Gewäsche,
Sucht den gemeinen Mann, der arglos,
Zu fangen, wie das arme Fischlein,
Das Netz und Angel nicht gemieden.

Drum läßt der Eifer mich nicht ruhen,
Ich muß die Wahrheit laut verkünden.
Ertön', mein Wort, gleich einem Glöcklein,
Dring' hin zu allen Israeliten!

Ich darf nicht zagend schweigen, gilt es
Die Ehre zweier Gotterwählten,
Des weisen Abraham ben Esra
Sowie des großen Maimoniden.

Eine andere Art von Streitgedichten bildete sich zwischen den zum Christenthume Uebertretenden, deren Zahl sich in Spanien besonders mit dem Beginne des 14. Jahrhunderts mehrte, und ihren früheren dem Judenthume treugebliebenen Freunden. So war Abner aus Burgos im reifen Alter abgefallen und nahm als Alphons von Valladolid eine angesehene Stellung ein. Er schrieb eine antijüdische Schrift in hebräischer Sprache, der er den Titel „Minchath Kenaoth," die Eifergabe, beilegte und schickte dieselbe seinem ehemaligen Freunde Isaak Polkar zu. Dieser, entrüstet darüber, schrieb ihm, mit Beziehung darauf, daß die des Ehebruchs verdächtige Frau eine „Eifergabe" aus Gerstenmehl darzubringen hat und sie dann durch bittere Wasser geprüft wird (4. Mose 5, 15), Folgendes:

Unkeuscher Buhlereien
Verdächt'ge Seele,
Du bringst die Eifergabe
Von Gerstenmehle.
Ich prüfe dich; die Wasser,
Die bitt'ren, trinke,

Auf daß dein Leib anschwelle,
Der Fuß dir hinke.

Abner spottet seines Zorns, indem er erwidert:

Vermag des Löwen Brüllen
Dich zu erschüttern:
Dann, Memme, denk' des jüngsten
Gerichts mit Zittern!

Doch verachtend entgegnet Polkar:

Löwenbrüllen, Dräuen, Schelten
Däucht mir Schafgeblöke nur;
Würmer, die sich Löwen dünken,
Flieh'n vor meiner Tritte Spur.
Nein, ich zage nicht, ich kenne,
Was die Weisheit hat entdeckt;
Doch was Du zu finden wähntest,
Hat mir Lachen nur erweckt.

Doch scheint Abner einen Freund gefunden zu haben, der sich gleichfalls in Versen seiner annahm und dabei sich des kühlen Namenwitzes bediente, daß Abner „Vater des Lichts," Polkar aber „kalte Bohne" bedeutet:

Der wahre Weise forscht mit Muth
So Tag wie Nacht, ohn' daß er ruht,
Bis daß er an des Glaubens Gluth
Sich wärmt wie Abner, geistesrein.

Der Thor jedoch, faul ausgestreckt
Im Zelt, was hat er ausgeheckt?
Er röstet Bohnen und beleckt
Sie bei der Lampe mattem Schein.

Auch ein anderer auf dem Gebiete der polemischen Literatur rühriger Gelehrter, Salomo ben Ruben Bonafed, hat ein Epigramm polemischer Beziehung:

Trefflich sind des Bundes Lehren,
Alle will ich sie verehren,
Eine doch, die nehm' ich aus:
„Sollst die Jungfrau nicht entehren!"

Bonafed war überhaupt mit Streitgedichten rasch bei der Hand, und er wirft seine satyrischen Pfeile nach allen Seiten hin; zwei seiner Epigramme mögen diese Ueberschau der spanischen Schule beschließen.

1.

Zuweilen find't der Thor in seiner Dummheit,
Was nimmermehr dem Weisen offenbar ward;
So hat den Engel Bileam nicht gesehen,
Den doch alsbald die Eselin gewahr ward.

2. Rasches Avancement.

X sah ich gestern noch als Schüler, heute
Stolzirt als Rabbi her er durch den Saal plump.
Die Schule hat ihn rasch gefördert; Morgens
War er Gemeiner, Abends General — Lump.

Die italienische Schule.

Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts bildete sich mit dem Aufschwunge der Wissenschaften, unter der Gunst kunstliebender Fürsten auch die „lingua volgare," die italienische Volkssprache zur Schriftsprache aus, und bald traten heitere Novellen, oft schlüpfrigen und burlesken Inhalts hervor. Die Juden sind wie an der ernsten Entfaltung der Wissenschaft so auch an der heitern Dichtung mit betheiligt. Sie dichten in hebräischer Sprache, aber in italienischem Geiste; sie verlassen nicht die aus Spanien und der Provence überkommene Form der Makame, Gabirol, Juda ha-Levi und Charisi sind ihre Muster, aber sie nehmen auch Sonett und Terzine auf. Zwei Dichter sind es namentlich, die am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts diesen Charakter scharf ausprägen. Kalonymos ben Kalonymos ben Meïr (geb. 1287), von Geburt ein Provenzale, ein fleißiger Uebersetzer wissenschaftlicher Werke, schreibt 1328 einen „Prüfungsstein," einen Zeitspiegel, in welchem er die Sitten seiner Zeit geißelt. Das Buch beginnt und schließt mit ernsten Bußbetrachtungen, Ermahnungen an die eigene Seele, Lobpreis der Größe Gottes, Darstellung der Nichtigkeit der Welt, der Trüglichkeit ihrer Güter und den Verkehrtheiten des menschlichen Herzens. Fast aber erscheint Anfang und Ende blos als die ernste Einfassung zu der scharfen Satyre, welche den innern Kern des Buches bildet. Er macht den Uebergang von der Verdammung, welche er einleitend über sich selbst ausspricht, zur

Beschwerde darüber, daß er als Mann mit so vielen Lasten und Pflichten geboren worden, und fährt dann fort:

Ich wäre wahrlich besser bedacht, — hätte der Schöpfer ein Weib aus mir gemacht. — Da hätte ich rasch an Einsicht gewonnen, — hätte mit meinen Freundinnen am Rocken gesponnen, — wir hätten uns unterhalten, wenn's hell oder dunkel, — von Tagesneuigkeiten und allerlei Stadtgemunkel. — Vielleicht wäre ich gar noch weiser geworden, wie wär' ich beglückt! — könnte vielleicht kunstvoll weben, wäre geschickt, — Blumen zu sticken, Engelsköpfe, allerhand schöne Hirngespinste — in bunten Figuren, edle Nadelkünste. — Zuweilen würde man mich auch schauen, — wie es so Brauch ist bei den Frauen, — zwischen dem Heerde verkrochen, — wo die Töpfe kochen, — Holz spalten und Kohlen schüren, — die Speisen kosten und rühren. — An Festtagen jedoch ginge ich in kostbarem Kleide, — geschmückt mit Geschmeide, — spiele und singe, — tanze und springe. — Wenn ich erst werde zur Reife gelangen, — kommt schon ein Jüngling gegangen, — nimmt mich, liebt mich, giebt mir güldene Spangen, — Ketten und Ringe, die glänzen und prangen.

In diesem Tone beschreibt er dann das eheliche Leben und schließt mit komischem Ernste:

Himmlischer Vater, — du warst ja den Vorfahren ein wunderbarer Berather, — ließest den Ofen in Ur-Chaldäa erkalten*), — und den männlichen Keim sich zu Dinah im Mutterleibe gestalten**), — machtest den Stab zur Schlange, aussätzig die reine Hand, — das rothe Meer trocken, des Jordan's Grund zu festem Land — und ließest des Felsen Kieseln — Quellen Wassers entrieseln: — ach, wolltest Du mich doch jetzt noch zum Weiblein umwandeln, — wie würdest Du gütig gegen mich

*) Nach der Sage wurde Abraham in Ur-Chaldäa in den Feuerofen geworfen, aber von Gott gerettet.

**) Nach der Sage war das siebente Kind der Leah im Mutterleibe gleichfalls ein männliches; allein Leah wußte, daß Jakob zwölf Söhne haben werde, und da auch jede der Mägde schon zwei Söhne hatte, wollte sie nicht, daß ihre Schwester Rahel hintanstehen und nur einen Sohn haben sollte. Sie betete daher zu Gott, und das Kind verwandelte sich in ein Mägdlein, ihre Tochter Dinah.

handeln! — Wie wollt' ich eine Hausherrin sein, herablassend und huldvoll, — gegen meine Leute geduldvoll! — Doch was soll das Reden und das Meinen, — das Trauern und das Weinen? — Gott hat's einmal so über mich verhängt als einen untilgbaren Fehler, — so will ich denn auch nicht gegen mich sein ein unnützer Quäler; — über das Unabwendbare zu jammern ist kläglich, — auch eitle Tröstungen unerträglich. — Das Beste ist drum, daß ich's trage — bis an's Ende meiner Tage, — und wie mich gelehrt die Weisen, — will ich Gott für das Leid auch preisen, — und spreche demüthig und sacht: — Gelobt sei Gott, der mich nicht zum Weibe gemacht!

Und nun geht er über zur Anklage wider seine Zeitgenossen. Er schildert zuerst, wie sie die Feste nur mit Speisen und Gelagen feiern, Gebet und Gottesdienst durch Stolz verunstalten, sich zum Amte des Vorbeters drängen und Streit und Zank anstiften, wie sie geldgierig und ahnenstolz, sich mit geringem Wissen blähen, heuchlerisch ihre Gläubigkeit rühmen, aber an Aeußerlichkeit ein Genüge findend, der Herzensveredelung entbehren:

Hat Mancher Thefillin am Arme, mit dem er gewaltsam raubt, — und wiederum an dem von List aussätzigen Haupt, — legt die Mesusah an die Pfosten der Thür', — und vor ihr lauert die Sünde mit unersättlicher Gier, — hat an des Kleides Saum die Zizith zum Schmucke gewebt, — und am selben Saum das Blut der Armen klebt.

Nicht minder unterliegen Philosophen, Aerzte und Astrologen seinem Tadel, sowie Grammatiker und Dichter, und mit ächtem Humor schildert er besonders den letztern:

Die Hände voll Hefte mit Gedichten, voll Bücher mit Reimen — (er hat viel für Oel des Nachts ausgeben müssen, bis er sie konnt' nach Wunsch zusammenleimen!), — steht er auf freier Straße und liest laut sie vor, — denkt alle Welt mit seiner Kunst zu entzücken, der eitle Thor! — Während er ihnen so die Ohren vollschreit, — wendet er sich um von Zeit zu

Zeit — und ruft ihnen zu: wartet nur, später — werdet ihr erst recht staunen über die Produkte meiner Feder. — Nun schmunzelt er, will sich bei ihnen bedanken, — daß sie eindringen in die Tiefe seiner Gedanken. — Aber ach, Alles ist still, erhebt sich keine Beifallsstimme; — nun wird er wild und spricht in seinem Grimme: — „ich habe euch für Männer — gehalten, für feine Kenner, — Liebhaber des Aechten, — Verächter des Schlechten, — aber ich habe mich in euch geirrt, ihr seid dumm, — bleibt ungerührt bei meinem Meistergesang und stumm." — So ist das Verfahren jener Dichter von Profession: — Nichts als Hochmuth, Eitelkeit und Ostentation!

Auch über die Thalmudisten schwingt er seine Geißel, über die Männer, die sich auf Hofgunst etwas zu Gute thun, auf ihre Körperkraft oder ihre Schönheit.

Mancher brüstet sich ob der Schönheit seiner Gestalt, die ohne Gleichen, — die Keiner könne erreichen; — er denkt, sein Anblick müsse Alle hinreißen, — sie müßten drum „Excellenz" ihn heißen, — sein Gesicht so schön, sein Anstand so würdig, — mache ihn Königen ebenbürtig. — Er freut sich über seinen langen Schatten, — besieht sich im Spiegel ohne Ermatten, — kräuselt die Locken recht lang, — studirt einen zierlichen Gang, — ihm gefällt's, wenn sein Wuchs hoch wie eine Bohnenstang'. — Ein eingebildeter Narr, der in seines Hochmuths Tollwuth — glaubt, er sei von Jerusalem's Vollblut.

So meint er denn, es sei besser, von solchem Geschlechte sich ganz zurückzuziehen und in ernster Betrachtung sein Leben hinzubringen.

Von drolliger Laune ist auch sein „Purim-Traktat", in welchem er die Methode des Thalmuds vollständig nachahmend, mit gravitätischem Ernste die Pflicht des Weintrinkens am Purim behandelt. Der Humor liegt jedoch hier hauptsächlich in der Nachbildung und verträgt keine Uebertragung; Rabbi Schlauch (Chabakbuk), Rabbi Lügner (Schakran, Khasban) u. A. sind die Heroen dieses Traktates. „Heil dir, — so schließt er — du

Purimtraktat! Du hast begonnen mit Thorheit und geendet mit Gold*). Heil denen, die als Thoren befunden werden am Purim; sie erfreuen sich des besondern Liebesbeweises**), daß der Purimtraktat mit ihnen begonnen. Heil denen, die ohne Bewußtsein sind am Purim, das ist ein Glück für sie und für die Welt***)."

Schärfer noch prägt den italienischen Charakter aus der Römer Immanuel (geb. um 1272); er ist von einem Humor, dessen Keckheit in der jüdischen Literatur sich nicht wiederfindet. Ein gelehrter Schrifterklärer, Verfasser philosophisch grammatischer Werke, ist er zugleich Dichter im Geiste seines ältern Zeitgenossen Dante und des jüngern Boccaccio. Im höhern Alter, gegen 1328, sammelte er seine Lieder, aber der jugendliche Uebermuth hatte ihn zu dieser Zeit noch nicht verlassen. Es fehlt bei ihm allerdings nicht an ernsten Liedern, aber seine Stärke besteht in Scherz und Spott. Von einem komischen Effekte ist sogleich am Beginne seiner Makamen sein Selbstlob; die spanischen Dichter verkünden Dies mit der ganzen Grandezza des Hidalgo, bei Immanuel erscheint es in lustigen Sprüngen des Policinello. Aller Schranken spottet er im Lobe der schönen und Verspottung der häßlichen Frauen, und die Verhöhnung des „Hörnerträgers" hält sich durchaus nicht innerhalb der Gränzen des Anstandes. Aber auch sonst bietet er des Drolligen nicht wenig, und soweit er das Schicklichkeitsgefühl nicht verletzt, mag dieser weise Rabbi mit dem Satyr-Antlitze vor dem Publikum erscheinen.

Er will einen langen Menschen beschreiben und sagt von ihm: —

Der Mensch ist so lang wie das Waw in Waisatha†) — und wie der Galgen des Haman, Sohnes des Hamdatha, —

*) Traktat Khelim schließt: Heil dir, Traktat Khelim, daß du begonnen mit Reinem und damit auch geendet hast.

**) Aboth, 3, 14.: Eines besondern Liebesbeweises erfreut sich der Mensch, daß er in Gottes Ebenbilde geschaffen worden u. s. w.

***) Thalmud. Spruch: Wenn die Frevler schlafen, ist's für sie und für die Welt ein Glück.

†) In dem Worte „Waisatha" (Esther 9, 9) soll das Waw lang gezogen werden.

so lang wie der Frauen Reden — und des Versöhnungstages Nöthen, — wie die Werke Samuel's des Thibboniden — und die des Saadias *), er ruhe in Frieden!

Von einem Menschen, der ihm widerwärtig, sagt er:

Ich hasse ihn so tüchtig, — wie der Liebende die Frau, die züchtig, — wie die Frau grämlich auf den Verschnittenen schaut — und die Jungfrau auf den, dessen Haar ergraut, — wie die Häßliche den Spiegel meidet. — und wie der Tochter der Lust der Enthaltsame ist verleidet.

Für den Bibelkenner sind noch ergötzlicher seine dreisten Späße, mit denen er angeblich in einer Gesellschaft Unwissender auftritt und von ihnen mißverstandene Bibelverse in geistreichen Unsinn umgestaltet.

Seinen Höhepunkt jedoch erreicht Immanuel in seiner, dem Dante nachgebildeten Höllen- und Paradiesesfahrt. In der Hölle sieht er — wohl nicht ohne Ironie — auch die Männer, die er als Philosophen hoch verehrt, die aber des Glaubens entbehrten.

Dort siecht Aristoteles, bleich und entstellt, — weil er geglaubt an die Ewigkeit der Welt, — dort wird es an Galen, dem großen Arzte, gerochen, — daß er vorwitzig gegen Moses gesprochen. — Dort hat's Alfarabi zu beklagen, — daß er sich erdreistet zu sagen, — die Vereinigung des Menschengeistes mit dem Geiste Gottes — sei alter Weiber Geschwätz und werth des Spottes, — die Seelen, die dahingeschieden, — kehrten wieder in neue Leiber hienieden. — Dort jammert Platon im Winkel — über seinen Dünkel, — daß er seine Worte als Prophezeiung gehegt — und den Ideen Wirklichkeit beigelegt, — dort Hippokrates, der Keinem wollte gönnen, — daß er seine Weisheit solle kennen. — Dort wird Avicenna verlacht, — der es sich ausgedacht, — es könne wohl auf Erden — ein Mensch ohne menschlichen Vater erzeuget werden.

*) Zwei berühmte Schriftsteller, deren Werke dem Immanuel langweilig erschienen.

Die Anwesenheit Anderer in der Hölle erklärt ihm der Führer folgendermaßen:

Sie wollten von der Bibel blos wissen die thalmudische Ableitung, — den hebräischen Text und des Thargums Deutung — und verschmähten jede vernünftige Anleitung; — die Weisheit erschien ihnen niedrig, — die Beschäftigung damit widrig, — die Lehre vom Denken, — sagten sie, wollen wir dir schenken, — sie ist eitel, — kommt davon Nichts in den Beutel. — Sie wollten's nicht wissen, daß der Weisheitsleiter Spitze zu Gott hinreicht — für Jeden, der mit Eifer sie besteigt. — Sie glaubten, nur wer die Ehe bricht oder raubt, — thue, was unerlaubt, — und vergaßen, daß es an der Seele ist Diebstahl, — wenn man ihre edleren Kräfte versenkt in Trübsal. — Weil sie nun die Weisheitsleiter nicht bestiegen, — müssen sie hier in diesen Fesseln liegen.

Im Paradiese gewahrt er natürlich alle Frommen, die ihm auch bald bekannt sind; aber siehe da, auch unbekannte Gestalten schaut er, und sein Führer giebt ihm über deren Berechtigung, hier zu verweilen, Auskunft:

Dort sah ich Männer mit einem Strahlenkranz, — vor dem des Mondes Licht erbleicht und der Sonne Glanz. — Wer sind die Männer hier in der Engel Land? — fragte ich, da ich keinen von ihnen kannt'. — Das sind, sprach mein Führer, die Frommen anderer Nationen; — sie gelangten durch ihre Weisheit zu den Siegeskronen. — Sie hatten darüber nachgedacht, — wer sie aus dem Nichts in's Dasein gebracht, — und der Inhalt ihres Strebens — war, was denn der Zweck ihres Lebens? — Als sie sich nun bemühten, darüber der Väter Glauben zu erkunden, — hatten sie nichts Befriedigendes gefunden. — Ueberhaupt fanden sie jeden Glauben damit beschäftigt — aufzusuchen, was seine Stützen kräftigt, — sich aufzublähen — und andere zu schmähen. — Da hielten sie nicht fest bei einer Partei, — sondern wählten aus der Glauben allerlei — die unbestrittenen Lehren, — die Alle verehren, —

das ergriffen sie und übten sie gern, — doch das von Allen Verworfene hielten sie fern. — Ueber Gott aber sprachen sie: Jeder will einen andern Namen erheben; — wie sollten wir es wagen, ihm einen Namen zu geben? — Wie sein Name sei, bleibt sich gleich, — wir verehren in ihm den Schöpfer, der weise, verborgen und gnadenreich, — der erbarmend sorgt für seine Heerde, — mit seiner Herrlichkeit auch uns wieder heimführt von dieser Erde.

Dem ächten Immanuel begegnen wir wieder, wenn er seinen Eintritt in die Region der Propheten und heiligen Sänger beschreibt:

Da erscholl es immer weiter und weiter: — Immanuel ist da, der Freudenbereiter! — Da eilte David, mich grüßend, herbei — mit Harfe und Schalmeien; — Alles strahlte von seinem Glanz, — ihn umgaben Heman, Asaf, Jeduthun und Korah's Söhne, ein heiliger Sängerkranz. — „Sei mir gegrüßt, Du Lieber, Getreuer, — Du hast ja erst von meinen Perlen hinweggezogen den Schleier; — jungfräulich verschlossen waren meine Dichterworte, — Deine Erklärung eröffnete zu ihnen die Pforte." — Und er sandte nach allen Commentatoren der Psalmen, — damit man sehe, wer denn errungen die Palmen. — Da kamen Alle, nach denen er ausgesandt, — mit ihren Commentaren herangerannt, — David Kimchi an ihrer Spitze, — und verbeugten sich alle tief vor des Königs David Sitze. — Da gab er ihnen Allen den 68sten Psalm auf. — Was stieg da für ein Qualm auf! — „Seid alle Stümper", sprach David, „unnütz Gesindel, — hier ist (und dabei küßt' er mich auf's Haupt) mein Myrrhenbündel, — der hat mein Geheimniß enthüllt, — hat's begonnen und erfüllt." — Da erklärte ich auf David's Geheiß ausführlich — den Psalm, und als sie hörten die Erklärung, wie sie fein und zierlich, — da verstummten sie unwillkürlich — und ehrten mich über die Maßen, fast ungebührlich. — Da kam Ezechiel, als ich mich mit diesen noch unterhielt, — und schrie, wie ein Löwe brüllt: — „Wer will mich von hier wegtreiben? — Ich muß bei diesem herrlichen Er-

klärer bleiben!" — Dann wandte er sich freundlich zu mir: — „Grüß' Gott, wie geht es Dir?" — „Es geht mir (sprach ich) ganz erträglich — und freut mich unsäglich, — daß ich lebendigen Leibes schaue, was ich bisher gehalten für unmöglich!" — „Ach," sprach er darauf, „ich fühle mich sehr geehrt, — daß Du mein Buch erklärt; — alle meine Erklärer waren krank und konnten nicht gesunden, — Du allein hast den heilenden Balsam gefunden." — Da kam auch schon Jeremiah, — zur Linken Elisa, zur Rechten Eliah, — hinter ihnen noch Baruch ben Neriah, — schüttelte mir die Hand und sprach mit herzlichem Tone: — „Du bist mir ein Siegel auf Herz und Hand, auf dem Haupt eine Krone; — hat mich ja Keiner bisher verstanden, — bis Du mit Deinem Commentare bist aufgestanden." — „Willkommen," sprach Jesaias, der unterdessen herangetreten, — „gehörst ja mit zu den Propheten, — hast an mir einen beredten Vertheidiger — gegen jeden Beleidiger, — Du bist der ewigen Seligkeit werth, — weil Du mein Buch so gut erklärt." — Da kam auch Salomo der König — und mit ihm andere Schriftverfasser nicht wenig, — Die, schon von der Ferne mich erkennend, hießen mich willkommen — und haben sich gar freundlich gegen mich benommen. — Ich aber, ganz glücklich, — erwiderte den Gruß, wie es ziemlich und schicklich. — Nun führten sie mich noch höher hinauf in die Räume der obern Edenwelt — bis zu Mose's, des Gottesmannes, Zelt. — Aber da ward ich geblendet — von den Strahlen, die sein Antlitz aussendet. — Doch er verschleierte sich demüthig — und sprach zu mir gütig: — „Bist ein seltner Mensch! ein Mensch mit einer Seele, die beschmutzt, — und hast doch Deine Fähigkeiten zur Erklärung der prophetischen Schriften benutzt! — Nicht weil Dein Herz gerade und Dein Wandel gerecht, — sondern weil Deine Schrifterklärung einfach und ächt, — bleibst Du bewahrt vor der Hölle Pein — und gehst in's ewige Leben ein."

Von nun an wurden die Zeiten immer trüber, die Anschauung immer enger. Die Lust am Gesange verlor sich; was noch gedichtet wurde, entbehrte entweder eines geläuterten Geschmacks oder war dürftige Nachahmung. Klagt ja schon Kalonymos: „Mich haben nicht angeregt die Kenner der Dichtkunst, denn durch unserer Leiden Menge — sind geschwunden aus den Häusern die Gesänge — und durch die Angst sind die Federn geworden ledern und das Schreibzeug zum Reibzeug, und der Ueberrest ist wie verwest, zum Opfer untauglich.“ — Natürlich würdigte man auch die alten Leistungen nicht hinreichend, sie wurden, mit Ausnahme der streng religiösen Lieder, welche in die verschiedenen Liturgieen Eingang gefunden, fast vergessen. Es ist merkwürdig, daß, als die Werke dann durch den Druck vervielfältigt wurden, diese Gunst nur den Dichtwerken leichterer und frivolerer Gattung widerfuhr. Juda ben Schabthai's, Juda Charisi's, Kalonymos' und Immanuel's Gesänge erschienen bald in stattlichen Ausgaben und erlebten mehre Auflagen; Gabirol und Moses ben Esra, Juda ha-Levi und Abraham aben Esra mußten bis zur neuesten Zeit harren, daß ihre nicht dem liturgischen Gebrauche geweihten Lieder wieder bekannt wurden, und noch Vieles von ihnen muß erst aus seltenen Handschriften aufgesucht werden. In der Gegenwart bietet uns jedoch jeder Tag einen tiefern Einblick in die reichhaltige geistige Werkstätte unserer Vorfahren, und während man früher unsere Ahnen nur mit dem Studium der religiösen Gebote, mit der praktischen Theologie beschäftigt glaubte, entdecken wir eine neue geistige Welt in ihrem schriftstellerischen Wirken, sehen wir sie mit Liebe und Meisterschaft Stoffe der verschiedensten Art verarbeiten. Denn nur eine Zeit, die selbst die Kräfte des Geistes allseitig zu entfalten bemüht ist, die den ganzen Reichthum menschlicher Bildung aus sich hervorarbeiten will, weiß auch die Vorzeit erst ganz zu würdigen und deren vergrabene Schätze aufzufinden. So gehe denn auch weiter Achtung für die Vergangenheit mit freier, selbstständiger Entwickelung der Gegenwart Hand in Hand!

Druck von Oskar Leiner in Leipzig.

S. 63.

גם לא ממעוררים העירוני מבעלי מלאכת השיר כי בעונותינו ומרוב הצרות, זאת המלאכה כבר אבדה ממגורות, וחתחתים כתתו העטים לאתים וקסתות מחתות תרעסנה, מתו בני הצחות והמליצה וישחו' כל בנות השיר והנותר פגול הוא לא ירצה לקרבן אשה:

(אבן בוחן בסופו)

מלכם ומשיחם כן עבדוני, עודם מדברים עמי והנה יחזקאל הנביא, שאגה לו כלביא, ויאמר עשר ידות לי בזה המפרש, ומי הוא זה ואיזה הוא אשר אותי מזה המעמד יגרש, ויאמר אלי ברוך יי' אשר הביאך הלום, ועתה השלום לך השלום, ואען ואומר שלום ת"ל והודאה, אשר הגיעני אל זה המעלה הנשאה, לראות בעוד בחיים חייתי אשר עין לא ראה, ויאמר מה מאוד כבדתני בפי' ספרי, ובמה שכתבת בראש הספר ובסופו המצאת למחלת המפרשים צרי ... עוד זה מדבר והנה ירמיהו, משמאלו אלישע ומימינו אליהו, ואחריהם ברוך בן נריהו, ויושט ירמיהו אלי ידו, ויאמר ברוך שחלק לך מכבודו, ויאצל עליך מהודו, חי אני כי עטרה לראשי ענדתיך, וחותם על לבי ועל זרועי נתתיך, בפירושיך אשר פירשת בטרם אצרך בבטן ידעתיך, ובטרם תצא מרחם הקדשתיך, לאו מפרשי הזמן להשיג פירושו, ואתה גלית ענפו ושרשו, והאכלת הרעבים אל דבר אמת צופו ודבשו, עוד זה מדבר והנה ישעיהו הנביא בא, ויאמר אלי שלום לך המפרש אשר בתוך הנביאים נבא, ובסיבת פירושיך קנית חיי העולם הבא, כמה עלז לבי בפרשך ספרי, ואכלת צופי ויערי, ואריח בשמי ומורי, הי' דברי בעיני המפרשים לאין, עד שקמת והיו בפירושיך מחמד כל עין, ולכן אין לתמוה אם נזכיר דודיך מיין, וחי אני אני אהיה לך למליך ולמושיע, וכל לשון תקום אתך למשפט ארשיע, ובחצרות ביתי עם הנשמות הטהורות תרגיע ... עודנו מדבר והנה המלך שלמה, על טוב יזכר שמו, ולהקת הנביאים מחברי המקרא עמו, וברואותם אותי למרחוק הכירוני, ונמלא פיהם שחוק ובשם יי' ברכוני, ... אז השתחויתי אליהם במוסר ובענוה כאשר יאות, וברכתי בשם יי' צבאות, ויקחוני ויעלוני במעלות העדן הגבוהים, ויביאוני אל אהל משה איש האלהים, אז כראותי כי קרן עור פניו החלו עיני להיות כהים, ואומרה אין זה כי אם בית אלהים, אז נתן משה על פניו מסוה, והייתי בעיניו כגן רוה, אינני חסר לנפשי מכל אשר יתאוה, ויאמר אלי משה איש האלהים אשריך נשוי פשוי פשע כסוי חטאה, מי שמע כזאת או מי ראה, איש כמוך בעל נפש נגאלה ומוראה, יפרש כהיום ספרי נבואה, לא בצדקתך וביושר לבבך אתה בא לרשת חיי עולם, רק בצדקת פירושיך המבארים כל נעלם, תבא אלי קבר בכלח, ופדית נפשך מני שחת וחיתך מעבור בשלח (שם שם):

מגנות, לא אמרו נעמוד על אמונתנו, כי היא קבלה בידינו מאבותינו, אך בחרו מכל האמונות הדעות אשר צדקו, ועליהם אנשי החכמה לא נחלקו, ובם אחזו ובם דבקו, וכל הדברים אשר כל האומות יגנו, אליהם עורף ולא פניס פנו, ובענין האלהים ית׳ אמרו לקרוא לו שם לבבנו יחרד ויפחד, כי כל עם ועם יקראנו בשם מיוחד, ואנו אומרים יהיה שמו מה שיהיה, אנחנו מאמינים אל הנמצא הראשון האמיתי והמחיה, אשר היה הווה ויהיה, אשר ברא העולם בעת שגזרה חכמתו, הנעלם ממנו לחוזק הראותו, אשר לא ייעף ולא ייגע ואין חקר לתבונתו, החומל על יצוריו, והמטריפם כרועה ירעה עדריו, אשר יקראנו אליו בסופנו, וכבודו יאספנו (שם שם):

וקול נשמע עד למרחוק, לאמר בא עמנואל הנה ועת לשחוק, וישמע דוד כי באתי הלום, וירך לקראתי ויקדמני לשלום, והכנור ונבל עשור בידו, והארך האירה מכבודו, ועמו אסף והימן וידותון בנבלים ובכנורות, ובני קרח מחצרים בחצוצרות, ויאמר דוד אלי ברוך הבא בשם ה׳, האתה הוא המעביר חלודה מעל פני פנינו, ויחבקני וינשקני, וכאשר ידבק האזור על מתני איש כן ידבקני, ויאמר אלי אתה כבדתני במה שפירשת ספר תהלות, והראית בפירושיך מעלותיו המהוללות, ובארת מליצותיו אשר היו עד כה בתולות, ואיש לא ידעם, חי אני כי אחרי אשר דעת לנפשך ינעם, כבד אכבדך מאד בדיבור ובמעשה, וכל אשר תאמר אלי אעשה, וישלח דוד ביד איש מן העומדים שם, לקרוא לכל המפרשים אשר פירשו ספר תהלות ולהביא פירושם, ויבאו כלם במצות דוד המלך ודוד קמחי בראשם, ובבואם כרעו לפני דוד המלך וקדמוהו לשלומים, וישתחוו ארצה שבע פעמים, ויאמר דוד אל המפרשים העומדים לפניו, יאמר כל אחד מכם מזמור יקום אלהים ויפוצו אויביו וינוסו משנאיו מפניו, ויגלה מצפוניו ועניניו, כאשר תראינה עיניו, אז קמו ואחז כל אחד מהם דרכו, זה אומר בכה וזה אומר בכה, ויאמר דוד זה אומר זה פירושי וזה חידושי, ואין בכם מנחם משיב נפשי, אז קם דוד ונשקני בראשי, ויאמר זה הוא צרור המור, זה חשף סוד זה המזמור, ולא נשאר בו רמז וסוד, מקירות הסיפון ועד היסוד, שהוא לא גילהו, הוא החל לבארו והוא כלהו, ויצוני לאמור לפני כולם פי׳ המזמור וכן עשיתי, לא העלמתי דבר ולא כיסיתי, כשמעם פירושי ומעלתם, חשבו לאל מילתם, אז צוה דוד אל המפרשים לכבדיני ויכבדוני, וכאלו הייתי

עומדים במקומם, שם אפלטון ראש למבינים, יען אשר אמר כי ליחשים ולמיניים, יש חוך[1]) לשכל מציאות, וחשב דבריו דברי נביאות, ושם אפוקרט יען אשר היה כילי מחכמתו, והעלים ספרי רפואתו, שם אבן סינא היה ללעג ושחוק, יען אשר אמר כי הולד אדם לא מאדם אפשר לזמן רחוק: (שם מחברות כ"ח והיא מחברת התופת והעדן)

לא רצו לדעת מן הפרשה רק המדרש, ועברי ומפורש, וכל דבר שכלי כים נגרש, היה להם שכל ומזימה וערמה, ולא פנו אל דבר חכמה, ואם ישמעו דבר חכמה יבזוהו, ואם יאחזוהו יגמוהו, יחשבו החכמה זלות ונבלות, והעסק בה הוללות וסכלות, יאמרו כי חכמת ההגיון, הבל וריק וכדי בזיון, ומן הלומדים חכמות הפילוספים, המתוקים מדבש ונופת צופים, ובעלי השכל צרופים, יאמרו כי מלוח עלי שיח קוטפים ... לא ידעו כי החכמה סולם מוצב ארצה וראשה מגיע אל אל עולם ... חשבו כי האיש לא ימעול מעל, רק בשכבו עם בעולת בעל, או בעבדו את הבעל, או יגנב ממון אחרים, או יספיק בילדי נכרים, או יעבוד אלהים אחרים, שכחו כי גנבת דעות נכריות, ואדומיות צדוניות חתיות, בסבת אשר לא ידעו החכמות האמיתיות, גדולה מגנבת הממוניות, ולגזול מחלק השכלי מחלקי הנפש המושכלות, והחכמות המהוללות, גדול מכל גניבות וגזילות ... ולכן אלה אשר היה להם לעלות משם בסולם החכמה ולא עלו, מהיכל המלך ה' צבאות גלה יגלו, ובשחת זו נלכדה רגלם ונפלו (שם שם):

ראיתי אנשים מלאים הוד והדר, וליפים שמש וירח קדר, נתנו להם מהלכים, בעולם המלאכים, ולא הכרתי איש מהם, ואשאלה האיש הדובר בי לדעת אודותיהם, ויאמר אלי אלה הם חסידי אומות עולם, אשר גברו בחכמתם ושכלם, ועלו במדרגת סולם החכמה כפי יכלתם, ולא היו כאבותם, דור סורר ומורה, חקרו בשכלם מי היוצר ומי הבורא, אשר בחסדו המציאם, ומאין אל יש הוציאם, ואל העולם הזה הביאם, ומה התכלית אשר בעבורו בראם, וכאשר שאלו אבותיהם, והתבוננו בתשובותיהם, וידעו כי ערומים הם, בזו אל אמונתם, וכונו לחקור אמונת זולתם, וכאשר חקרו כל האמונות, ומצאו כל אחת מהם לחזק יסודותיה ידיה אמונות, ואמונת זולתם

1) שם חוש.

אל העומדים לפניו פנו אלי והשמו הלא תבינו כמה מעליא הא שמעתא, ויאהלו פניו ויאמר ברוכים אתם ליי', כי הבינותם עומק עניני, ואם החרש יחרישו מפה ופה, מראה ראה ידבר אלימו באפו, ראו קראתי אליכם לבקר בין טוב לרע תבדילו ותפרישון, ואתם תחרישון, טעיתי במחשבתי וחזקתי על שכלכם, מלאכת חופי ונקבי לא תבינו וחכמת מה לכם, כן מנהג האיש הזה ושיעתו אין להם אומנות אלא הוא, ועם כל זה נאותם וגאונם רחבה ונשבה אבירי לב ניניהו: ·

* * *

ויש שיתפאר ביופי תמונתו, אין כמוהו בעיניו באנשי מדינתו, מדעתו כל רואיו יתמהו, ולבי עדיו לגאון שתהו, יאמר שאין כמוהו יפה המראה והמצב. לפני מלכים יתיצב, ישמח לאורך צלו ויסתכל בבואה שלו, מסלסל בשערו, וממשמש בעקבו, ואם גבהה קומתו למעלה מעשרים לא יפסל כסוכה וכמבוי, ומסכלות האיש הזה ודפיו, יחשוב שכל שלמות לא ידמה אליו ביפיו, בעיניו לא יחסר כל כאלו הוא שלם, משום דאשתייר משפירי דירושליים:

(אבן בוחן לר' קלונימוס)

S. 58—62.

אורך פלוני אורך וי"ו ויזתא, אורך המן בן המדתא ... אורך ספורי הנשים ... אורך יום הכפורים ... אורך חבורי שמואל אבן תבון ... אורך ספרי רבינו סעדיה:

(מחברת עמנואל מחברת ה')

פלוני שנאתי ... שנאת הכעורה אל המראה ... שנאת האשה לסרים ... שנאת החושק למתאמנת ... שנאת בנות החן לבני המירים ... שנאת העלמות לאנשי השיבה (שם שם):

שם אריסטוטלים בוש ונכלם, על אשר האמין קדמות עולם, שם גליאנוס ראש הרופאים, על אשר שלא יד לשונו לדבר במשה אדון הנביאים, שם אבונצר יומו רד, יען אמר כי התאחדות השכל האנושי עם השכל הנפרד, הוא מהבלי הזקנות, ועל[1]) אשר האמין גלגל הנפשות האנושות, הנכרתות מקרב עמם, ואמר כי יחליפום אנשים

1) בדפוס ברישא וקוסטנטינא [ד' ברלין לא נמצא בידי] וכ ל.

מספרות זו עם זו פעם באור פעם באפילות, דברי הימים והבלי הטפלות, ואולי כי חכמתי ביותר מהטוייה ואמרתי אשרי, לדעת מעשה פשתים שריקות ואורגים חורי, שפתי כוס ופטורי ציצים כרובים ותימורות וכל הני מילי מעלייתא, צבע רקמתים ומחטא דתלמיותא, ולעתים מזומנות, כדרך הנשים כמשפט הבנות, בתוך האפר אשכבה בין שפתים, מקום שפיתת הקדרות בין תנור וכירים, חוטבה עצים וחותה בגחלים, וטועמת מיני תבשילים, ולמועדים ורגלים, המס על אפי, העגולים ואת התוף בידי מנענעים וצלצלים, ולקץ ימים בהגיע פרקי ומזלי, בחור וטוב יעלה בגורלי, יאהבני אישי ישיבני בקתדרא יעדה עדי זהב על מעילי, הנטיפות והשירות וגם כל חולי .... אבינו שבשמים, שעשית נסים לאבותינו באש ובמים, והפכת אור כשדים לבל תשרף בחימה, והפכת דינה במעי אמה, והפכת המטה נחש לעיני אלפי רבבן, והפכת היד הטהורה לבן, והפכת ים סוף ליבשה, וקרקע הירדן ארץ נגובה וקשה, ההופכי הצור אגם מים, חלמיש למעינו מים, מי יתן ותהפכני מזכר לנקבה, אלו זכיתי לכך כמה הנהתני טובה, גברת הבית הייתי וחניתי לביתי מצבא, ומה אדבר ומה אומר, למה אבכה ולמה אתמרמר, אם אבי שבשמים גזר עלי, ונתן בי מום קבוע אי אפשר להסירו מעלי, והדאגה במה שאי אפשר כאב אנוש ותבל, ולא יועילו בה תנחומין של הבל, אמרתי אשא ואסבול, עד אגוע ואבול, ואחר שכך למדתי מפי השמועה, שמברכין על הטובה ועל הרעה, אברך בקול נמוך בשפה חלושה, ברוך אתה יי' שלא עשני אשה:

* * *

יש זרוע רשעת תפילין בזרועו, וקרקפתא דמנא תפילין בראשו נגעו, ויש שמניח מזוזה בפתחו ולפתח חטאת רובץ, מרבה לא לו ועל יד קובץ, ויש שמניח ציצית בכנפות עדי עדיים, ובכנפיו נמצא דם נפשות אביונים נקיים:

* * *

תמיד ידיו מלאות ממליצות נאות אגודות פיתקין, שבכל הלילות כמה הוציא בשמן עד אשר אותם כרצונו התקין, בחוץ ירוס ברחובות קריה, ואל על יקראם לפרסם מליצתו להראות העמים והשרים את יפיה, ... ובעת קראו באזני אנשים יהודים יאמר בכל שעתא ושעתא,

לקול שחל ושאגתו חלוש לב   למרחוק אחותהו רעדה
שתי אזניו תצלנו בשמעו   ומה יעש בבוא יום הפקודה:

* * *

שאגת ליש   אי צעקת איש   כנהום תיש   נחשב אצלי
אכן שחל   בדמות זחל   ירגש גם יר־   עש מקולי
כי כל נעלם   רזי עולם   לא נתעלם   מעין שכלי
לא חרדתי   אך עלזתי   כל השומ־   ע יצחק לי:

(אריענט 1840 לב"ל 16 דף 249 והבא וע' שם 1846 לב"ל 51 דף 808 ונמצאו שם שבושים הרבה נלאיתי להעתיקם)

S. 52.

משכיל לפי שכלו   יבקור בכל לילו
וחם באש דת לו   יגבור כמו אבנר
אכן[1]) אנוש סכל   ירבוץ בתוך היכל
יקלה וגם יאכל   פולין לאור הנר:

(דברי חכמים דף פ"ה)

S. 52.

מצות וחוקים על שני לוחות   הכין ובם כל מחמד הובר
כולם נכוחים מלבד מצות   ולנערה לא תעשה דבר:

(אריענט 1845 לב"ל 44 דף 697)

S. 53.

לעתים הכסיל יבין בסכלו[2])   אשר משכיל בשכלו לא יבינו
הלא מלאך אלהים בא לבלעם   ונעלם לו ונגלה לאתונו:

* * *

עולל אשר היה תמול תלמיד   איך מחרתו רב בקהל רב
מה נפלאתה[3]) לי ישיבת עיר   בוקר היות תלמיד וערב רב:

(שם 1843 לב"ל 50 דף 796)

S. 55—57.

אלו ברחני, אומן שעשאני, אשה הגונה, היום הייתי חכמת לב ובעלת בינה, בידיה טוו אני ורעותי מחזיקות בפלך מוזרות בלבנה,

---

1) בר"ח ובן. 2) באר' בשכלו. 3) באר' נפלאתי.

וירא כי לא יכול[1]) ויהפך הכל
ובסוד דרש בכל רומם כמו הגמון
אין כאשר גזר טעם רבי מאיר
אף כי אחרים לא רמזו בסוד צלמין
דעתו אשר גנב הפך ביוכבר
לסתור דברו גם זנח אבי שלמון[2])
לא די אבל חרף הפליג שחוק כאשר
אל מלאכי[3]) דוד עשו בני עמון
אם הוא שחוק פיהו מלא וחרפה[4])
נחנו נמלאהו מספר הדר רימון
סכל בכל חכמה השיג אבות חכמות
על מין מפורסמות מושכות לבב המון
ובמופתים יקרי מפו ומשכל
פועל עלי שכלם ירדו כטל חרמון
הקשה כלא מבין קושיות לאין מספר
למשוך לבב כסיל כדג אלי אגמון
ואני ברוב קנאה לשני בחירי אל
חכמה להשיב לו חופש כמו מטמון
ודבר אמת אניד לא אחשך גרון
אקרא ואשמיע קולי כמו פעמון
אל נא פני כל איש אשא וכל כופר
לא אחמוד על זה כסף וכל ממון:
(החלוץ ב' דף 162)

S. 51—52.

מנחתך שטתה ומעלה מעל כי נטמאה תחת ידי הבעל
לכן תקנא בה בנפשך אם כבת נכרי [חשבתה] ובעולת בעל
אולם לנסותי שלחתה לי [במי] מרים בדקתיה וכום הרעל
בטנה ראה צבתה ירכה נפלה כי מחשבת שוא לבבי געל:
* * *

1) נשחת המשקל. 2) ע' ראב"ע בראשית מ"ו כ"ז ורמב"ן שם וראב"ע סוף רות. 3) בהחלוץ במעות מל-. 4) גם פה נשחת המשקל ואולי צ"ל וחרפהו או נחרפהו.

אל ימשכוני בעלי המחלקות אל יחזיקו בי ואל יפצרו
אפוד בקרבנו ואיך נשא באוב לוחות בידינו ולא נשברו
לנו בנו נחמן למגדל עוז ואם לא צהלו קולם ולא דהרו
עזרא ועזריאל ויתר אוהבי דעות הליצוני ולא שקרו
הם כהני המה יאירון מזבחי הם כוכבי נשפי ולא קדרו
הם יודעים ספר וספור עם ספר אכן לספר היקר נזהרו
הם יודעים א יוצרם שעור אבל מלין ליראת כופרים עצרו
ואני משולם בן שלמה אעצור מלין וידי מכתב נשמרו
אחכם וסוף דבר עלי המעשים יהגו מזימותי ולא נגמרו:

(שם דף ע"ה והבאים ובעומר השכחה קי"ט ב' מובאה ההתחלה גם ב' בתים בשם הרב הגאון רבי משולם ז"ל ובכתב ההתנצלות לר' ידעיה בדרשי מזכר בית בשם החכם המשורר אן בידאש . ונמצא זכר ר' משולם בן שלמה בדיואן ר' אברהם בדרשי כפי עדות הר"ר צונץ על משוררי פרובינצא דף 463 והוא חבר ס' עומר מן כפי עדות הנ"ל שם דף 473 וכנראה הוא המשורר הנכבד ר' משולם בן שלמה דפיירה וע' נחל קדומים דף 34)

S. 49—51.

תורת אמת אמון אצל גביר משה
חכמה בנו מימון מלא כמו רימון
תוך גן ספריו עץ דעת ועץ חיים
מור ואהלים עם קנה וקנמון
איך זה בנו נחמן היה מתחרה את
עבד לאל נאמן בית וגם ארמון
הטיל בקושיות שוא מומים בקדשיו
אין כל אשר חשב שוה חצי ערמון
חוח אלי ארז שלח נתון בתו
לבנו לאשה כן יאמר משל קדמון
גם את יחיד הדור חכם אבן עזרא
קנאה מסותרה קנא בשממון
חשב בחידושיו לעשות כפירושיו
אל יאמן בשוא נתעה ובישימון

איכה באווות דרבה יאמרו משל ודעתי כי לבך נוצרו
אבי התחמה על גלסקאות ולא תזכור זמנים שכבר עברו
אם יש פליאה מפליאות ים אשר גזרי תהומות בערי נגזרו
תן לבך אל מעמד סיני אשר בו רעשו הרים והתפוררו
וזכור קדושי נפלאות המן אשר אכלו אבותינו ולא חסרו
לא תקצר[1]) עוז ולא ימנעו מאל מזימותיו ולא יומרו
אל תאנף באומרים גשמות ואם לאל תמונת האנוש[2]) ציירו
האומרים כבוד והחושבים דמות דעות חלוקים הם ולא כפרו
כמה חכמים אמרו שעור והם העובדים צורם ופיו לא מרו
על הקטורת דעתך ישב ודע כי הטעמים ממך נעדרו
פן תחשב כי מפני חלב ודם ולהעביר הזהמה הקטרו
עמד בסוד כלאי בגדים לבך הוגד לך מה זאת אשר נאסרו
ספר נבון דבר ומה טעם נשי אחים לאחים אחריו הותרו
על הזבחים יש טעמים עמך איכה בדמם זובחים כופרו
מצות גזרות הם ומלך יסדם על כן עלי היודעים שפרו
רבים באין מדע במדע תמכו יתהללו בשמו ויתפארו:

* * *

קנין ומשפטים ויחר מכתבי הרב עליהם רחמי נכמרו
ספרי קדושה הם ועל דרך אמת הם באמת [נשנו וגם][3]) נסדרו
מוכתר ביראת חטא ומי הכריחך לכתוב דברים מבלי יחורו:

* * *

עצה עמוקה העמיקו סוררים היא הבאר על פעמיהם כרו
ארץ עלילה שם לפנים קננה מינות ושמה כופרים דגרו
מהם במקצתם מתי מספר בלב עכור וחכמי הזמן עכרו
אמרו במתים הנביאים החיו[4]) בטול דפקים הם ולא נפגרו:

* * *

על התפלה מצאו עלה ולא יתפללו לאל ולא יעתרו
לולי שלמה הגביר [הגביר][5])
ברית כמעט שכחי לב ברית הפרו
אמרו לבן עמרם ועתה דברו על לב אבות עולם וויתבשרו
נשאר אהובי לאלהינו ובו כתר אמונה יודעיו הכתרו
יתהוללו אנשי עצתנו עלי מורה ופיהם בחשי יפערו

1) בר"ח נוסף י מ י ן נגד המשקל. 2) בר"ח האנושי. 3) כן הוספתי מסברא.
4) בר"ח חחיו הנביאים. 5) כן הוספתי כפי הענין והמשקל.

עצות בנפשי על דבר המופתים כי הפלאים מלבבי זרו
כי הפלאים רעיוני כחשו בהם ואחרי הטבעים תרו
לא האמנתי לדברים עד אשר התלבנו אצלי והתבררו
לא תאמן לבי עדי התחזקו עלי תשובותי והתגברו
אבוא בעדים נאמנים על דבר[1]) מופת ואותי אגרות עזרו
אביא מגילותי ושטרי יולדי שהם גבורות גואלי ספרו
מורה נבוכים כל נבואות[2]) עמך מדין ומלחמה בך יתגרו
חדש אמרים ספרך לא נכתבו כהם בהגדות ולא נזכרו
ומרחקים האות והמופת ואל מיטב פליאות מעשים תארו
איך נתקו חבלי אמונתי ואיך קשרי ספרי לא ביד הותרו
אבן יקרה לקחו מן החלי כמעט ואבני החלי נפזרו
לא כן יסוד הרב וחלילה אבל המעתיקים מדרכיו סרו
בלשון ערב נכתב והמה שבשו מכתב אדוננו ולא בארו
דרשו בספר מכתבי ידיו ראו אם הנבואות לחלום נפתרו
חקרו ספריו לחוות מה נאמר בדבר אתון בלעם ומה נדברו
וראו בוירא במלאכים אשר נראו לאברהם והתנכרו
אבי הלא ידע לבבך כי בני אלים בקרב היצור יסחרו
מהם פעמים נעשו צורות כעין תרשיש ומראיהם מאד נהדרו
מהם אשר צלם אנושי נעשה להם והמה לאנוש נכרו
רוח אלהים הם אבל יתגשמו ילכו בתבנית איש ויצטירו
הם הם בני אלים בהקיץ דבקו בהם בני אדם והתחברו
אט לי גדול הדור וכתר לי ועיר כי לא נתיבות ספרך ספרו
האין לנפשות חוטאים עונש לבד כי אבדו להם ולא נזכרו
אין דין ואין עונש ליום הבא ואיך לי אמרו כי מוקדים נבערו
לי אמרו שם נחלי זפת ושם נפשות שכחי הגמול יחרו
אולי משלים הם ואין דבר אבל בהם גדרות[3]) לאנוש גדרו
אולי משלים הם לחזק בעלי נפש אשר בתאוה יתחרו:

* * *

אלוף נעורי מי יגלה מחשבות אמון בקרב לבך נסתרו
הרף גביר למשוך נחלים מבאר לא חצבו אבות ולא חפרו
מה לך לאפלאטון וחכמי מחקר היולדים און ועמל הרו
לנו דבר אתון דברים של אמת מה לספרים מחוה אמרו

---

1) בד"ח דברי. 2) בד"ח לנבואותי. 3) בד"ח גדרו בהם.

אדם ולא אדם ואם אדם היית ממלאכי רום אמך הרתה
או אומרה לאל בלא אשה ואיש מלאך בלא אשה ואיש בראת:
(ר"ח דף פ"ו)

S. 46.

אנשי מינות אומרים לגנות אין התורה רק חזיון
אין המכתב כאשר נכתב כי יש סודות בגליון
חשב כיפר כי הספר פעם משל פעם דמיון
דבר שלי על הפליא לא האמין רק בנסיון
על החריזי אשפך רגזי יהיה לעג ולבזיון
הוא המעתיק רעה המתיק כתב ספרו ברעות רעיון
אמר בשחוק מלב רחוק תעמד חמה אל בן גריון
ובהגדות פרש חדות שלא קבל מאבטליון
נתן מוקש אל דור עקש לא יוכל על זאת נקיון
יקח בשנה כתב שטנה בדבר מלאך החריון
לנו עדים על השדים יוסף שדא בן תמליון
לשר מאיר חרב וגביר סלון ממאיר עד כליון
על כל שוגה מורה הוגה על ידנק[1]) כקיקיון
הרף מורה מן המורה המנע מן ההגיון
אך התורע אל המדע משם תשכיל דעת עליון
דברי סופרים בו נוכרים בהם החוק מאין רפיון
ובסוד גשמות אם הוא בדמות לדעת זאת אין לך רשיון
אך האמן ואמור אמן כי יש מנהיג יושב חביון
ידע לבי צור משגבי מלך עשה לי אפריון
שוכן סיני ובמשכני ושכינתו שכן ציון
עורה עמי אל עם חרמי עורי צרפת לבשי שריון
על בדרש העיר חמה נבעיר על מקצתם יקר פדיון
אז יברר לב עם סורר אז יאמן בחזיון:

(שם דף ע"ח גם באריענט 1840 לב"ל 24 דף 379 וגם ראיתיו בכ"י מינכן דיש שינוי נוסחאות ביניהם):

S. 47—49.

יהגו מזימותי ולא נגמרו כי אחקור סודות ולא נחקרו
כי אחקור סודות ואעמוד על
יסוד[2]) תורות אשר מדור לדור נמסרו

1) כן בר"ח ובאר': ועל י' על ק' ובכי"מ: יעל י' על ק' וכולם חסרי הדבנה. ואולי צ"ל: יעל כעל יונה קיקיון וגם זה. איננו שוה לי. 2) בר"ח סוד.

S. 43.

וכי אמר היה יהיו אך ימותו אחרי עמדם, אל תבוא נפשי בסודם, כי האמנם אם לכוד ילכדוני עוד חבלי שאול במוקשם, למה לי חייס טוב לי עוד אני שם: (רמ"ה באגרתו ללוניל ובפי' לסנהדרין יד רמה דף נ"ב ע"ג)

S. 43.

שאלוני ידידי איך יכונה בשם מאיר והוא הולך חשכים
השיבותים כבר קראו חכמים ללילה אור והוא מן ההפכים:
(אריענט 1840 לב"ל 24 דף 380)

כפר בנו עמרם והעבר מעל כי שם אויל כשמך בפינו יעל
הנה בתורת א' נביא אל נביא כן נקראה נביא נביא הבעל:
* * *
אחר אשר כל איש בעד הוריו נקרא שמו נשיא ופורץ פרץ
פרדי בשם נשיא אכנה כי היה חמור אביו נשיא הארץ:
(אריענט 1843 לב"ל 47 דף 349)

S. 44.

מורה נבוכים החרש פיך בלום הן הדברים לא שמענום עד הלום
ישאו עונם אומרים כי הכתב משל והנביא אשר אתו חלום:
* * *
פתי במתג סום[1]) עדי סכלך בלום של נעלך עול[2]) ואל תקרב הלום
משל להבין אין לך שכל ואיך תוכל להבין[3]) אם במראה או חלום:
(דברי חכמים דף פ')

S. 44—45.

משה במקום ציר נאמן הוא על קו יושר העמיד דתות
גם עטו שם במקום מטה ויעש בו את האותות:
(אריענט 1841 לב"ל 2 דף 27 וד"ח שם)

אמתמורה אמת קרך ככנור יתריו על יסוד חכמה קשורים
ובא פתי ולא ידע לנגן ונגן בו ושחת היתרים:
(ד"ח שם גם אריענט לב"ל 47 דף 748 ובכ"י מינכן במעט שינוי לשון)

---

1) בד"ח דום. 2) בד"ח של. 3) בד"ח נוסף נבואה נגד המשקל.

חלוקה, והדבר ערוך בפי כל נביא וחוזה, שצריכין זה לזה, לפי שאין לכל אחד ואחד לבדו כדי לזה וכדי לזה (שם):

S. 40.

אבות השיר שלמה עם יהודה ומשה זרחה שמשם במערב
הכי מצאו בדורותם נדיבים ומכרו את פניניהם בהון רב
ונבראתי אני עת אבדו כלו נדיבי לב ובא שמשם וערב
והמה מצאו נחלי עדנים ומצאתי אני חורב ושרב:
(אריענט 1851 דף 377 ודרך טובים דף III)

S. 40—41.

ותחלתם עיר אסכנדריה, ובה אנשי שכל וחושיה, מרביס צדקות, וממלאים ידים רקות ... ושם היה רבי הלל הנכבד בבני עמו, ובשער מקומו, רק היה בית נדבתו סגור בלי פתח, ואם ישאלוהו לפתחו יאמר כי אבד המפתח ... ומהם השר רבי מנחם בן זכי היה אביו כתר המשרה וציך התפארה, והבן בו כל מדה טובה, לו היתה בו נדבה, ומהם השר הנכבד רבי נעים, הוא מגדולי קהלתו, והון ועושר בביתו, ובו כל מדה חשובה, אבל בינו ובין הנדבה איבה, לא יתנדב בהונו, כי אם לפיהו ולבטנו, אך לכל שואל ידו סגורה, מהתנדב באגורה ... ומשם הלכתי לכלנה ושם קהלה טובה כלם חסידים ויראי שמים, אלו היו פורשי כנפים, אבל כולם סגורי ידים, והונם עצור בכבל ובנחושתים, ותחת בריח ודלתים ... ושם היה רבי שמחה ורבי חלפתא, אשר כל מדה טובה בהם היתה, ושניהם יראי שמים ונדיבי ידים, כשני כרובים פורשי כנפים, ונדבתם היתה לבני כלנה מגדל עוז וחומה, ויבואו שני המלאכים סדומה: (תחכמוני שער מ"ו)

S. 41.

לבי לפרעוש חלל יצועי לרוות בדמי כל תענוגו
מועד ושבת לא יעצור כי להפוך לאבל חדשו וחגו
אמרו חבירי הם החכמים אסור ביום השבת להרגו
ואומרה הם אמרו תחלה הבא להרגך השכם להרגו:
(שם שער נ')

S. 42.

ומנשיאי הלויס רבי מאיר הלוי אין בחכמה מי יערכנו, רק הוא גאה וגאותו תשפילנו (שם שער מ"ו):

S. 38.

ויצחק בנו גס הוא ממקור הסיר שחב, על סיר הבן מזיו הלחב, לך בבולו למרעות מזרח, וכבוד ה' עליו לח[1]) זרח, והסיר מעליו מעילי הדת היקרים, ופשט את בגדיו ולבש בגדים לחרים: (תחכמוני שער ג')

S. 38.

יהלך להתפאר אבל לא לפארך ואת תחבש פאריו:
(נחל קדומים דף 16)

S. 38.

וסס הרופא ר' יהודה ב"ר יצחק מעין המלוות, ובעל מדות נמרצות: (תחכמוני שער מ"ו)

S. 39.

אהה כי התבונות היקרות כבר בגרו והביאו שערות
ואין דורש ואין להן מבקש כאלו על בעלים הן אסורות
המאזן הן בתולות או גרושות בגט או אלמנות חיות צרורות
אשר כל השפחות השנואות גבירות הן וגם צרות לשרות
וקמו אוהבי בצע וחמס ועל אנשי אמת כתבו מרורות
ואמרו בוערים כי התבונות כבר זקנו והחכמות עקרות:
* * *
פתאים לבבם שיתו לשכלי והקשיבו אמרי הטהורות
וטוב להיות עבדים לתבונות ואל נא תהיו שרי עשרות:
(מלחמת החכמה והעושר)

S. 39.

פסק דין עמדו במוסד דין לפני, חכמי וגבוני, כסני וחקני, ויבאו בני מלחים להתיצב על יי', הסכל והטומר גדולי הדור שניהם, והמקנה והכבודה לפניהם, בעת ילחו נלבים, שניהם כלחד טובים, ושניהם לוחזים בדרך הטובה לפי מחשבותם, ותכוותם המולחות לותם, זה לומר לני מלחתיה וזה לומר לני מלחתיה, זה לומר כלה שלי וזה לחר כלה שלי, נרחה מן הדין בלי ספיקה, שלין להם דין

1) מלת לא הוסיף הר"ר שד"ל מתוך כ"י וגם אני ראיתי כן בהוך כ"י אשר בבית נבאת הר"ר אליקים כרמולי.

מרעיו בו שמחו וידכם לו פתחו
ומחנית שלחו ומלאו מזרקים
נאום בו תאמינו נדיבותיו בינו
ומטה הכינו ומלבושים נקים
תנו לו שם ילדה לאשה בת חמדה
בנו לו בית מידה עשו שם אתיקים
ומאבל עם משקה תנו אל רב שקה
אשר לא ינקה כמו שר המשקים

* * *

ובאלוה שמן לבבכם יאמן
אבל עם אל אמן בפניו הם יורקים

* * *

ועבדו וה האל ולתת חן יואל
ועתה ישראל שמע אל החוקים:

(שם שם דף 138 והבאים)

S. 36.

גלגל ומזלות במעמדם נטו במהלכם למולדתי
אם יהיו נרות סחורתי לא יאסוף שמש עדי מותי
אינע להצליח ולא אוכל כי עותוני כוכבי שמי
אם אהיה סוחר בתכריכין לא יגוען אישים בכל ימי:

(אריענט 1843 לב"ל 42, ד"ח דף פ"ה ופ"ו)

S. 36—37.

אשכים לבית השר אומרים כבר רכב
אבוא לעת ערב אומרים כבר שכב
או יעלה מרכב או יעלה משכב
אויה לאיש עני נולד בלי כוכב:

(אריענט שם שם)

S. 37.

הקנקן ריקן בלי יין והגבינה גנובה בלי זין
והגברת יעורת בלי עין חגרת ונשברת צעדה עלי עין
ואנשי המקום אחי קין ומותר האדם אשר בו אין
אם אין אני דר שם אשום בראשה העין:

(שם 1850 לב"ל 43 דף 686 ונכתב עליו: להראב"ע ז"ל בהגיע לעיר מוריה)

S. 35.

נדוד חסיר אוני והבדיל רעיוני
ושם פי ולשוני אסורים באויקים
* *
אנחנו עם דלות וקלות עם סכלות
בגלות תוך גלות בכל עת מעתיקים
ביד אל לו מתנו בעת שישבנו
במרחב כי שבנו לחוצים ודחוקים
ובאדים אין הדר לכל חכם הוא דר
באדמת בן קדר ועלינו שורקים
ואלו בא חגב יוני בם שוגב
ורכב על כל גב ונחשב כענקים
* *
ועינו ענתה בו עלי רוע לבו
בקרבו שם ארבו ועושה תמרוקים
בהשתחויתו לכל רואה אותו
מלא כל קומתו ומשפיל חמוקים
וחרף בן תירה וכל יודעי מקרא
לואת אנשי תורה מכוסים בשקים
ואיך יקרא מינים לבנים נאמנים
חסידים וגאונים וכל שומעיו שותקים
* *
ואמר לתועים אני מלא דעים
במועד וזרעים ונשים ונזקים
וצעקותיו רבות ונגעו עד עבות
ולא ידע אבות ובמה מדליקים
כלימת הממרה צעיר ימים יורה
בטהרות הוא קורא וטועה בפסוקים
וראשית פרשה עלי פיהו קשה
אשר היא נדרשה בפי התינוקים
* *
בני אל עזבוהו הכי אין כמוהו
ובמה נחשב הוא במי אתם עוסקים
* *

ושמים לפי רגע וארץ
ויחד אחזה צורות משונות
ואפריש הרחוקים מקרובים
ובי חכמו בני מדות ועלו
ובל רגל ובל כנף אהלך
נאם אזן לעין החרש נא
ולא תראה לבר מה יש לנכח
ואם מסך לנגד את כעור
ודח אל אאזין יומם וליל
וכל שרים ונוגנים בי יביעון
נאם לשון לעין גם לאזן
אני נמשל למלך דר בארמון
והחיים והמות בידי
אני יחיד בלי ריע כמוכם
אני מליץ בצדק בין לבבות
ואהפוך מאכל להיות לעור
הקיצותי ובקרבי קרבים
וקול נתנו שחקים מה תריבון
לכו אל רב מנחם המנחם
ואשרי עין אנוש רואה הדרו
וכל לשון תספר מהלליו
ועינו ראתה פלאות אלהיו
לשונו תענה מענה תעודה
ועינו שם עלי עשיר ואביון
ואזנו משמוע שוא אטומה
ואם שער לכל מבין בחכמה
וידיו יולו גשמי נדבות
תפלתי לשומע תפלות
היות הרב ורב משה יחידו
ועל בית אדוני עם יהודה

אשורמו בלי צעד אשורים
ואם רבו בלי חלקי שברים
ואבדיל הלבנים משחורים
למזלות וכוכבים ספורים
ובי תבון מלאכת כל גברים.
ומה תוכל ולך צורך לאורים
וממשלתי בכל ששה עברים
ואשמע אחרי קירות והרים
ובלילה שעריך סגורים[1])
ואכיר הנקיבות מזכרים.
חשבתם להיות בנו לשרים
ואתם כעבדים לי מסורים
ובי טעם מתוקים ממרורים
ואנכי לבדי איש דברים
ואודיע בחכמתי סתרים
לשינים ויגור גורים.
ומחנות זה וזה כלם אזורים
לכו נא בחרו משפט ישרים
נפשים עד ישיבם לפנרים
ואזן תאזין מפיו אמרים
ונלאו להכילם הספרים
ואזניו ישמעו בת קול כהורים
בפיו ששה סדרים הם סדורים
כמו רועה יבקר העדרים
ומדברו ופיו חיי בשרים
לפניו נפתחו מאה שערים
עדי במקום חררים שם נהרים
וכל חפצי וחפץ כל ברורים
כעין עד עמוד גואל שמורים
וישראל ובנימין חברים:

(כרם חמד ד' דף 143 והבא)

---

1) כן הגיה הר"ר יש"ר ז"ל ובכ"י סתומים.

עוד תעדי בעדי שני ותוף תקחי תלכי במחול וצהלי במחוליך:
ירום לבבי בעת צורי לאור לך ויר- גיה לחשכך ויאירו אפליך:

(הקינה הידועה)

S. 31.

ולא כשירי ר' אברהם בן עזרא בהירים בשחקים ··· ושירי החכם ר' אברהם בן עזרא עזרה בצרות, וגשמי נדבות בזמן בצרות, וכל פיוטיו נוראים ועניניו נפלאים, כהם לא ראו הרואים, גם הוא חבר סדר ליום הכפורים עניניו בכור שכל יצוקים, ועל הלבבות חקוקים: (תחכמוני שער ג')

S. 32.

בראשית כל רעיון ואחרית כל הגיון
מבורך אל עליון אלהי הרוחות
אשר חסדו הטה עלי דרי מטה
ושת לפה מבטא וחכמה בטוחות
והכין משכילים לישר מעגלים
לחבר סוד מילים להשיב כל שיחות
ואברהם זקן כעוף נודד מקן
יסוד דקדוק תקן ובאר על לוחות
ומחברתו תנעם לכל משכילי עם
בנתנו טוב טעם לנעות גם נחות
וסוד אותות נראות ופעם נחבאות
ולמה הן באות קמוצות ופתוחות
קרב תלמיד הנה לכל תשאל מענה
ותהיינה עיני לבבך נפקחות
אחוז אורח סוקל ולדעת משקל
לכל כבד או קל קרא ספר צחות:

(הקדמה לס' צחות)

S. 33.

אני ישן ולבי ער והנה נתחי נצבו לריב כצרים
וקם עין עלי אזן ולשון והרחיב פה ונשא קול והרים
נאם עין אני רואה וחוזה מחפש מה בחדרי החדרים

משל למלך אשר בכה למשחה בנו צפה אשר יגוע כן את במליך:

חתת מעיל תחכם סיני לבושך בשק תעטה לבוש אלמנות תחליף שמליך:

אוריד דמעות עדי יהיו כנחל וי־ גיעו לקברות שני שרי אצילים: משה ואהרן בהור ההר ואשאל היש

חודש שלישי והקשר הרביעי להש־ תורה חדשה בכן שרפו גלילים: חית חמדתך וכל יופי כליליך; גדע ללוחות ועוד שנה באולתו לשרוף באש דת הזה תשלים כפליך:

אתמה לנפשי ואיך יערב לחכי אכול אחרי ראותי אשר אספו שלליך:

א תוך רחובה כנדחת ושרפו שלל עליון אשר תמאסי לבוא קהליך:

לא אדעה למצואדרך סלולה הכי היו אבלות נחיב יושר מסיליך:

ימתק בפי מדבש למסוך במשקה דמ־ עות ולרגלי היות כבול כבליך:

יערב לעיני שאוב מימי דמעי עדי כלו לכל מחזיק בכנף מעיליך:

אך יחרבו ברדתם על לחיי עבור כי נכמרו רחמי לנדוד בעליך:

לקח צרור כספו הלך בדרך למ־ רחוק ועמו הלא נסו צלליך:

ואני כשכול וגלמוד נשארתי לבד מהם כתורן בראש הר מגדליך:

לא אשמעה עוד לקול שרים ושרות עלי כי נתקו חבלי תופי חלילים:

אלבש ואחבם בשק כי לי מאר יקרו עצמו כחול ירביון נפשות חללים:

אתמה מאוד על מאור היום אשר יזרח א כל אבל יחשיך אלי ואליך:

זעקי בקול מר לצור על שברונך ועל חליך ולא יזכור אהבת כלוליך:

חגרילבוש שק עליהבערה אשר יצתה לחלק וספחה את תלוליך:

כימי ענותך ינחמך צור וישב שבות שבטי ישורון וירים את שפליך:

ואפריח במי ירדן נרדי ואצמיח בשילוח שלחי
אהלל את שמו מדי חיותי ואודנו עדי נצח נצחי:
(בהולת בת יהודה דף 62 וחבא)

S. 26.

חשבתני ארוני כום ושלך והרבית לפני תרנגולך
והכל נעוב לזר ורזה דרור המור כמו נתעב ומושלך
ועתה יכמרו נא רחמיך ומלא שאלת עבדך שאלך:
(דיואן שד"ל א' צ"ב)

S. 27—29.

שאלי שרופה באש לשלום
אבליך המתאוים שכן בחצר זבוליך:
השואפים על עפר ארץ
והכואבים המשתוממים עלי מוקד גלילך
הולכים חשכים ואין נוגה וקוים
לאור יומם עליהם אשר יזרח ועליך:
ושלום אנוש נאנח בוכה בלב
נשבר תמיד מקונן עלי צירי חבליך:
ויתאונן כתנים ובנות יענה ויקרא מספד מר בגלליך:
איכה נתונה באש אוכלה
תאוכל באש בשר ולא נכיו זרים בנחליך:
עד אן עדינה תהי שוכנה ברוב
השקט ופני פרחי הלא כסו חרוליך:
חשב ברוב נאוה לשפיט בני
אל בכל המשפטים יחביא בפלילך:
עור תגזרי לשרוף דת אש
וחקים ול- כן אשרי שישלם לך גמוליך:
צורי בלפיד ואש הלבעבור
זה נת- נך בעביר כי[1]) תלהטאש בשוליך:
סיני העל כן בך בחר אלהים ימ-
להיות למופת לדת כי תחמעט
ות- רד מכבודה והן אמשול משליך:

1) בדפוסים נוסף באחריתך נגד המשקל ולמותר.

האומרים אך דבר לשון לרמות ימיהם ליום קדשי
אדום מקדם ליום ראשון ערב מאחור ליום ששי
תעתוע קדר ודישון איך בעלי האמת ישיא
ירמו עדים לעריים והמתים אל החיים:
ומה לשכני המבקשים לעלות לכסא ממלכה
מנוחת אלהים ואנשים ושם צוה את הברכה
תחלה למקראי קדשים מימי בראשית נמשכה
פרי מצותו עץ חיים בצילו נחיה בגוים:
דגולה לשמך מכהנת ושמך בידה למשענת
היתה בחיקך מקננת ועל שלחנך מרננת
שבעה במן מעדנת ועוד הותירה צנצנת
מידעת זאת באיים ויצא לה שם בגוים:
חוסף אל ידך שנית לחדש מלוכה קדמונית
להולכת קדורנית פזורה שמאלית וימנית
ותבוש ערבית ויונית והשב כהונה אהרונית
יתקדש במחנה לויים שמך המחולל בגוים

(מחזור ויטרי כ"י אלמנצי לליל שבת סי' קנ"ח)

S. 25.

הציקתני תשוקתי לאל חי לשחר את מקום כסאות משיחי
עדי כי לא נטשתני לנשק בני ביתי ואת רעי ואחי
ולא אבכה עלי פרדם נטעתיו והשקיתיו והצליחו צמחי
ולא אזכור יהודה ועוראל שני פרחי יקר מבחר פרחי
ואת יצחק אשר כבן חשבתיו יבול שמשי וטוב גרש ירחי
וכמעט אשכחה בית התפלה אשר היו במדרשיו מנוחי
ואשכה תענוגי שבתותי והדר מועדי וכביד פסחי
ואתן את כבודי לאחרים ואעזוב לפסילים את שבחי
המירותי בצל שיחים הדרי ובמסוכת סבך חוסן בריחי
ונפשי שבעה ראשי בשמים וריח נעצוץ שמרי רקחי
וחדלתי הלוך על כף ועל סף [1] ונתתי בלב ימים ארחי
עדי אמצא הדום רגלי אלהי ושמה אשפכה נפשי ושיחי
ואסתיפף בהר קדשו ואקביל לפתחי שערי שחק פתחי

1) כן הגיה הר"ר שי"ר בכ"ח ז' דף 267 ובבתולת אף.

אם אעבד בהם אשבע נדודים
כלם בעיני הם ימים אחדים
מאהבתי בך יום שעשועי:

אצא ביום ראשון לעשות מלאכה
לערוך ליום שבת המערכה
כי האלהים שם שם הברכה
אתה לבד חלקי מכל יגיעי:

מאור ליום קדשי מאור קדושי
שמש וכוכבים קנאו לשמשי
מה לי ליום שני או לשלישי
יסתיר מאורותיו יום הרביעי:

אשמע מבשר טוב מיום חמישי
כי מחרת יהיה נופש לנפשי
בוקר לעבדותי ערב לחפשי
קרוי אלי שלחן מלכי ורועי:

אמצא ביום ששי נפשי שמחה
כי קרבה אלי עת המנוחה
אם נע ונד אלך למצא רוחה
ערב ואשכח כל נודי ונועי:

מה נעמה לי עת בין השמשות
לראות פני שבת פנים חדשות
בואו בתפוחים הרבו אשישות
זה יום מנוחי זה דודי ורעי:

(דיואן שד"ל ב' ב' פ"ט גם במחזור ויטרי כ"י אלמנצי סי' ק"פ לליל שבת; ובחרתי בנוסחאות הדיואן ומחזור ויטרי מוסיף עוד בית בסופו וג' כי אחריס הוסיפוהו, גם נדפס כבר השיר בסדר תפלות וכו' לאנשי שינגלי בשחרית לשבת חופה וגם שם נוסף הבית השביעי כמו במחזור ויטרי ועוד בית שמיני גם בסדר אמרי נועם נמצא חלק מן השיר הזה וגם החלק הזה מקוטע לחצאין ומשובש וגם שם הבית השביעי והשמיני)

S.24.

יקר יום שבת תגדיל בברית שלום וחיים
וקדשתו ויהי מבדיל בין ישראל לגוים:

S. 21.

ומר על אדום וקדר זה יחלש או זה יחלוש תמיד עמי פוקה :
(פרחון ערך א')

S. 22.

הלנופלים תקומה מבור עני הטבעו ואם יש תרומה ליורדי בור ודומה :

יום חרב דבירי אל תביא בו רננה
כי נהפך הדרי לקלון ושירי לקינה
ויחשך מאורי ותשכון עליו ענגה

גם סהר וחמה בקצה זבול נשקעו וכוכבי עש ובימה ירדו לתחתית אדמה :

היש אחרית ותבלה לשיב שבות גלותי
ואם תהיה תעלה לי מכאב מחלתי
ובני ריק ועולה ירשו גבול נחלתי

ומנחת ותימא תוך אהלי ירגעו ואהיה לשמה בידי נביות ושמה :

ועד אנה אלהים לי תחרש עוד ותחזה
ובניך תמהים נפלו כצפור במוקשי
צר תוהים ורוהים בידי אדונים קשה

קום ועשה נקמה בהם ויבנעו בני דומה וחומה תהיה ללא רוחמה :

דלה מביר ינונם עם קצפך נשאו
כי לבם ועינם מול כסאך ישאו
והוצא את המונם מבית כלא החבאו

ובלם ביד דמה אל ביהך יסעו מהימן וקדמה מבין קדר וקדמה :

הוסף יד ידועה לקנות שארית יוסף
וצולעה ותועה לצבי ארצות תאסף
וכל נפש בדעה אל עבדך תכסף

ובפחד ואימה לך יום יום יכרעו כל ברך וקומה ותברכך כל נשמה :

(מחזור ספרד לשבת מזון גס דיומן שד"ל ב' ב' י"ח ומחזור קלבריזי כ"י , ומני בחרתי כמעט בוסחת הדיומן וט' פרחון ערך טבע)

S. 23.

על אהבתך אשתה גביעי שלום לך שלום יום השביעי
ששת ימי מעשה לך כעבדים

S. 20.

בהבצר מזמה מנבונים כבן נון את והיא נגדך יריחו
ואיכה לא יהי השיר מלאכתך וכל יודה אשר אתה משיחו:
(ריואן שר"ל א' ע"א וע' בתולת בת יהודה דף 19 ונחל קדומים דף 14)

S. 20.

חדל כמעט ודע כי אב המון לי למגדל עוז ושירי בו נשואים
גביר לולי נדיבותיו אזי לא חרוזי מהלל היו ברואים
בבן איש איך אדמהו ואהיה כאיש ימשיל תהומות לגבאים
תמול היו בני בינה חכמים והיום נשארו נגרו פתאים
בני גלעד צרי ידיו יקוו ויודו לו שבאים עם סבאים
כאלו מנדיבות אצבעותיו שנות חיים בתוך כפיו מצואים
הבן שבטו הדיחהו בחזיון ולמד מפליאות בין פלאים
ואין מעצור לרעתו מפליאות ואין לאמור הגם זה בנביאים
למען חוברו[1] מתום ויושר והרשיא משרה חסר רשאים
ולבש הזמן בו מחלצות גיל כעבד יחליף בגדי כלאים
יקדם מעשיו טרם דבריו וגשם יעלה טרם נשיאים
גביר לו מששו ידיו סלעים נתנם כעינות לצמאים:

(סס ס' קנ"ד והסיר מתחיל: עמוד כמעט צבי צבאות צבאים, ומנמנ ג"כ חלק ממנו בהטתקות הר"ר יה"ם)

S. 21.

נוחל ומנחיל דת פלילים מורע האצילים
המתנדבים בעם:
מליו כאור נגהו ודרכיו מאד גבהו
מלכת בדרך העם:
עומד לחזק הברק ויושב על כסא צדק
לשפט את העם:
* * *
עניו שפל רוח ודכא חכמת לשונו הרכה
תפלטני מריבי עם:
יום קרב הוא בערי יריב וביום תפלה הוא יקריב
את קרבן העם:
(שם ב' ב' קי"ג)

1) בן הגיהה"ר שר"ל ובכ"י חיברו.

S. 19.

ומי חשוק אשר תפנה[1] בכל עת אלי פניו ותראה בו דברים
בנסעו ממך יפיק רצונך ולא יועיל בשבתו בחדרים:
(שם דף 12)

S. 19.

לא נקראתי רק נקראתי ובמספרכם לא אמצא
אם אפקד לא אפקד או אמצא לא ארצה:

(אריענט 1850 לב"ל 50 דף 799 ונכתב עליו: אמר כשנקרא להמצא באלהארמה. גם בדיואן שד"ל א' ר"ך ונכתב עליו בל' ערבי: וקאל וקד אגפל ען אל אחצר פי ולימה ר"ל אמר כאשר שכח לבוא אלסעודה)

S. 19.

מות אהבה הסתר פשעים תוך
סגור הלב וחייה גלות תוכחת:

(בית משיר מתחיל האין צרי אל מחלה נצחת והוא בדיואן הר"ר שד"ל א' קפ"ז וגם בהעתקות הר"ר יה"ש):

S. 20.

אמת הם כל דברי בך ואינם כדברי שיר ולא דבר משלים:
(נחל קדומים דף 16)

S. 20.

מה לי לרוות פני ארץ בדמעתי...
נסע ונתן בבין[2] גזרי לבבי מסי- לתו ובין שממות ביתי מסילתי:
(אריענט 1851 דף 380)

S. 20.

יום אתנה יחידתי כפרו אדעה אמת כי צלחה סחורתי:
(נחל קדומים דף 19 הערה 28)

---

1) ובדברי חפץ נוסף: אליו והוא למותר נגד המשקל. 2) באריענט בין נגד המשקל.

S. 18.

לחי כרצפת אש ברצפת שש נרקם סביביו מור כרקמת שש
יוסף בלבי אש בקרבו לי כי יחמול פעם ויבגוד שש:

(שם חלק א' שמ"ב)

S. 18.

חידה כמו אור תענה דעת ולראש כסיל עולה ונוגעת
עזות בפיה וחלקלקות בם חלקה פיה וקורעת
תור נערות השיר בהגיע חן חן תהי מוצאת ופוגעת:

(הג' הבתים האלה בסוף חידה אחת אשר נכתב עליה בל' ערבי: ולה יצף רמאנא מלגזא ר"ל ולו בתארו את הרמון בדרך חידה ותחלת החידה הזאת: תבה דמות קובה מתולעת והיא נמצאת בהעתקות ה"רר יה"ש מן איזה שירים נמצאים בבהכ"נ אשר בקלעא גם בדיואן שד"ל חלק א' שפ"ו. ואדמה בנפשי כי הג' הבתים האלה אינם נמשכים אל החידה על הרמון כ"א הם שיר בפ"ע בו יפאר המשורר את עצם ותכונת החידה וא"כ איננו מקרה כי גם הדלת של הבית הא' יוצא בהברת החרוז כאשר הוא חוק לשירים יוצאים בחרוז א' על פני כולם ובתיהם נחלקים לדלת וסוגר כי בכל הבתים רק לסוגר יש חרוז רק בבית הראשון גם דלתו בחרוז יסגר. ודע כי בדיואן שד"ל כתוב בדלת הא' זאת במקום אור וא"כ היא נמשכת עם החידה על הרמון, ויהי מה ענין הבתים האלה הוא כפי תרגומי)

S. 18.

ומה עור אשר עינו בראשו ובו צורך לכל דרי נשיה
אשר ייגע ימי חייו להלביש מתי ארץ והוא ערום ועריה:

(שם א' פ"ו ונרשם עליו: וקאל מלגזא פי אלאברה ר"ל ויאמר בדרך חידה על המחט, וע' דברי חפץ דף 12)

S. 19.

בלי מכיל לאין תכלית וקצה והוא קטן בידך תאחזהו
ורחוק ממך לתפוש אשר בו ואם עין בעין תחזהו:

(דברי חפץ דף 11)

לו להשיב קט מנומי
יחזהו אולי חלומי:
הצבי אפדהו בנפשי
מות בני איש עלי ישי
הוא פקיד גן עדני ואשי
מלחייו עדן בשמי
כאשר מעיניו[1]) סמי:
הן בחיצי עיניו יונה
לב עמיתו[2]) יכה וישנה
השמחים לאיד[3]) אענה
אם ידידי נהפך לקמי
עול אהביו משרה לשכמי:
בחמודות עולם אפדה
ליל אשר עשה את[4]) דדי
בו צבי חן תחתי[5]) ארדה
משפתיו צוף יין כרמי
ואנשק לחי אדומי:
מבדולח פיו השקני
דם ענבים בשפת שני
עד אשר קץ ויענני
כם אלי כם אלי כמי
נסקיך אלכמר בפומי[6]):

(שם חלק ב׳ ב׳ כ״ד ומשקל השיר בכל הבתים: תנועה ויתד ג׳ תנועות יתד ותנועה. והנה פה מלבד כי המשורר הגיע פעם את הנה ועוד חסר הרבה פעמים שוא היתד האחרון)

S. 18.

ליל גלתה אלי צביה נערה חמת לחייה וצמת שערה
צהוב כעין אודם בכסותו עלי רקת בדולח לח תמונת תארה
דמתה כשמש בעלותה תאדים את ענגי נשף בלהב זהרה:
(שם חלק א׳ ש״כ)

1) כ״י: מעיני. 2) כ״י עמיתיהו. 3) כ״י לאידי. 4) כ״י עשיתי. 5) מלת תחתי הוספתי מסברא ולהר״ר שד״ל דעה אחרת בזה. 6) הבתים השנים האחרונים האלה הם בל׳ ערבי וכנראה מתוך שיר מורגל בזמן ההוא ופירושם עד אנה אנשקך יין בפי וע׳ ספרי על הדיואן דף 135.

מי[1]) יפי העלו ארי
והשקו את שדי:

ליל אשר למרום עלית
ואחות לבנה שבית
עש כסיל וכימה ראית
אך להתחבר עמדי
חמדו היותם לי עדי
מזבול ישלחו עדי[2])
פתילים לצמידי:

ליל אחבקך נשף השקי
ופרי שפתיך מתקי
אקרא לך נחלת חלקי
הנך[3]) מאד יפה דודי
אנך אלהים אל ידי
רק לך אתנה דודי
ותלין בין[4]) שדי:

(דיואן ר' יהודה הלוי כ"י שד"ל חלק ב' ב' נ"ז והשיר הוא מן הנקראים בפי משוררי הערבייס: מושח פי' שירי אזור על כי החרוז הראשון ישוב תמיד אחרי נפסק באמצע על ידי חרוזים אחרים וע' ספרי על הדיואן דף 133. ומשקל השיר הזה בשני הבתים הראשונים של האזור וכן בג' הבתים האמצעים: ב' יתדות וד' תנועות ובבית הג' של האזור: תנועה ויתד תנועה ויתד וב' תנועות, ובבית הד': יתד וד' תנועות. וכבר ידעת כי דוחק המשקל יסית את המשוררים לפעמים להניח הנע ולהניע הנח, וגם בשיר הזה תמצא כמוהו)

S. 17.

שאלו מעפרי שלומי
יענה מה בצע בדמי
דברו נא אליו חלקות
ימאסה בצע מעשקות
לו לעיני הנעתקות

1) כ"י מה. 2) כ"י ידי. 3) כ"י הנה. 4) כ"י בבין.

והאש יאריב גופה ותשחק ודמעתה עלי לחיה שפוכה
ואם למות תהי נוטה בהתיז אנוש ראשה תחי מאין ארוכה
ולא שרנו לפנינו בריאה בעת אחת משחקת ובוכה:
(שם ע' שם)

S. 16.

רעית צבי אל תנודי
כי מאד חשקתיך מעודי
את רצוני ומחמדי
ודי לי רצונך די:

זה שלום צבי חן רקוח
לא עלי[1]) ידי ציר שלוח
גם אני עלי כנפי רוח
אמסכה במור עובר סודי
אכתבה אהבי לידידי
מר דרור יטפו ידי
ובלחיון עדי:

דוד יצודדני מהיכל
כי לשון בשמיו[2]) בי רכל
ואני אפתה גם אוכל
יחשוב ידיד[3]) שהוא צודי
והלא לבבו[4]) מצדי
בית אסוריו במרבדי
ותחת לרבידי:

לעלות ולרעות בגנים
רד צבי וללקוט שושנים
ואחוז בחמר סנסנים
אשכלות כפרים[5]) בעין גדי
נאצל עליהם מהודי

1) כן הגיה הר"ר שד"ל ובכ"י על. 2) כ"י בשמי ויהי' פי' בי לשוני הלכה רכיל לגלות סודי כי ריחה הטוב הולך למרחקים ומתוכו הכיר דודי את מקום מסתרי ואני בחרתי להגיה ולפרש כי הוא קנה אותי בלשון בשמיו (מלשון רוכל) ופתני בדבריו הנעימים אך אני אגבר עליו. 3) כן הגיה הר"ר שד"ל ובכ"י: ידידי. 4) כ"י לבבי. 5) כ"י כופר.

ועל גרגרות מעלתו ענק חן ירימון עלי כל סגנים ופחות
גביר יהלך על אדמה ועל ראש כסיל נתכנו לו כחפצו מנוחות
ירוצץ כברק עשה תום וצדק בעת מהלכי כל גבירים טפחות
וטובות בידיו ודלתות חסדיו לכל גר ואזרח ימותיו פתוחות.
ומציל למטים להרג בהונו ומשיב נפשות למות לקוחות
נעימות לשואל במתן ימינו ולו גיל בפניו ושובע שמחות
קחה לך תשורה בדולח אמרים ומה טוב מנחות כמו זאת שלוחות
ושירה בנויה באבני תהלות ובלתה כתפל בנויות וטוחות
ובינות אהבים וספון ארזים בגן אל והם רעננות ולחות
והא לך גברת לשירות ילדום בני שיר וכלן לנגדה שפחות
אמת את ושמש תאומים בעולם ולכם תהי זאת לבדה לאחות:

(שם ע' כ"ח דף 69)

S. 14.

ידיו כעץ חיים ועץ דעת בפיו פניו פני חמה בלי שוקעת
רואים מעט שניו ורוב שכלו ולא ראו לפניו תום בלי מגרעת
הן יאמרו כי יחזו גפן יקר אי נמצאה כזאת ואי נטעת
לו את אבותיו ידעו אז יאמרו היא מעלה מאב לבן נוסעת:

(שם ע' הר"ר ליב דוקעס בספרו צור ראבביניסען שפרוכקונדע דף 68, גם הר"ר צבי הירש חן טוב במכתב עתי אנגלי לשנת 1849 נו' 44)

S. 14.

יגאו בעמר בין עמרי לקטו ובהון מעט מבית נכותי בזו:

(שם ע' אריענט לשנת 1851 דף 374 והוא בכ"י שד"ל סי' ס"א השיר מתחיל: עיני זממי לי נכחות חזו)

S. 15.

הקיצוני סעיפי לעבור על מלון הורי וכל אנשי שלומי
שאלתימו ואין מקשיב ומשיב הבגדו בי עדי אבי ואמי
בלי לשון קראוני אליהם והראוני לצידיהם מקומי:

(שם ע' כ"ח ד' דף 89)

S. 15.

אחות שמש בליל אופל ערוכה ואיך שמש תנוצץ בחשכה
ולה קומה כתימורה אמור או חנית זהב לפנינו מעוכה

אימות רצועות בשמעו אולי יקבל התראת רצועים
ויאמר לא אעשה בעבור הארבעים :

* * *

..ופעלת שכיר בלי להלין אתך על מטתך
אם תשכב לא תפחד ושכבת וערבה שנתך :

* * *

העלל פן תעלילו במדה במשקל ובמשורה כי אני הוא הבורא עלילה
המסיתים להיות בכיסך אבן ואבן אמור תאמר להם חלילה
לא אוכל לעבר את פי יי אלהי לעשות קטנה או גדולה :

* * *

חמדת שנה שביעית כל נושה ישמיט ולא יגוש בעמי ובאחי
והיה כל הנשוך וראה אותו וחי :

(אזהרות לר' יצחק בן ראובן)

S. 13.

עמדה עלי משבר והמליטה אבל
וכר אשר לא תהיה חובקת
חבלי שאול סבו פעמיה והיא
נוטה אלי דודה ומתרפקת
זכרה ברית נוער ואט אל שערי
קבר תהי יד אהבה דופקת
ושמור אמונתי להומות אחרי
אם נוסעה מהן ומתפרקת
וכתוב אלי דודי הכי אש הנדוד
היתה בנפשו בעדי נשקת
הגר אשר נסגר בבור גרות וכף
מצוק עלי ירך נדוד סופקת
יתאב שתות כוסות ערבים לו
וכוס
אסון לכמוה תהי נמתקת:

(דיואן ר' משה בן עזרא כ"י שד"ל סי' קע"ז, ע' כ"ח ד' דף 92 והבא, ובראשו: ונעית אליה בקשתילה בנת אכיה תופית בקרטבה פי תשרי סנת תתע"ה פראתאהא בהדה אלמרתיה וכאתב בהא אכאה וקאל, ר"ל הגיעה אליו השמועה בקשתיליא כי מתה בת אחיו בקרטבה בתשרי שנת תתע"ה ויקונן עליה בקינה הזאת ערוכה אל אחיו והיא מתחלת: עין אשר מהבכי נמקת)

S. 13—14.

תנוציץ לשירות ומלות נכוחות...
נתונים במכתב אלהים לאב כל
המונים וגוים לנשאם כלוחות
ושמתים ככותר עלי ראש חסדיו
וטוריו מלאים באבני שבחות

S. 10.

ולא כשירי בן ראובן מצבא רוח עשוקים .... ושירי רבי יצחק בן ראובן, וסודם מי חכם ויבן, כי הפליא לעשות מליצות נאות, והביא במלוא חרחיו זכרון כל המצות, וישימם בפסוקים דבקים, כאלו הם ברוח הקדש חקוקים: (תחכמוני שער ג')

S. 10—12.

גיל נא ברעדה ואימה ופחד מנורא ואיום
גמור לדעת מקרא שבכתב ושבעל פה להמציאך בהם פדיום
גדרתיך בחתון בנותי שתיהן כאחת לתיום
בשתים תתחתן בי היום:

* * *

להתירא ולכבד אב ואם לבד אם יפתוך לעזוב את שמי ושם נכריה לעבוד
לכבודי ולמוראי הזהר והשב תשיבנו פן תאבד אבוד
אמרתי כבד אכבדך והנה מנעך יי מכבוד:

* * *

דבר תדבר בם בשעת שכיבה בעת תפקיד רוחך בידי כי יפרד מעליך
תנה אותו על ידי ואני אשיבנו אליך:

* * *

בחונים יושבי גרן עגלה סנהדרי גדולה וקטנה בדיני נפשות ומכות וממוני חילך
ברו לכם המשפט כי לאלהים הוא ובעת יבאו שנים וישבו למולך
בלבושו האחד כלי מילת והאחד קרעים אמור תאמר לו בפלולך
ועתה הורד עדיך מעליך ואדעה מה אעשה לך:

* * *

סורו זרים ממאכל תרומה וגם זר הבא לשמש הוכח תוכיח למולו
עדות ראה נא במקל אהרן המונח לפני משמרתו בהלולו
עמי בעצו ישאל ומקלו יגיד לו:

* * *

איש או אישה כי יעשו מכל חטאת האדם להוכיח בהתראות ובהעדאת עדים

S. 8—9.

ויקס אחריהם דור המשוררים הנעמנים, ונקרא זמנם זמן הנצנים, כי היה הדור כמו קוצים והם כשושנים, והוא דור המשוררים הנפלאים, הקרואים חבל נביאים, אשר היה מהם הלוי רבי יהודה, חור התורה ועדי התעודה, ושאר משוררי דורו ילוה אליהם השלום, ואף על פי שלא הגיע אחד מהם בשירו למעלות רבי שלמה, ולא השיג לחוקף נאמו, ומתק טעמו, אך היו להם מלים נפלאים, וחרוזים נוראים, ועל פיהם נראו נוראות השירים הערבים, כאלו לקוחים מפרי כרובים, או מלשון החוזים[1]) גנובים, ותנח עליהם הרוח והמה בכתובים, ויתנבאו ולא יספו, ולשמוע נוראות שירם נדיבי עמים נאספו: ויסא משלו ויאמר

אצילים לבשו בגדי חמודות כשמש זרחו בשמי תעודות
לשירם נבהלו אנשי לבבות ועטה הזמן בגדי חרדות
וקשרי בין לשירם העמידו ובלבבם אדנים לו וידות
והם היו בעם האל יחידים וכן היו מליצותם יחידות
ופה אל פה נבואה דברה בם בחזיון שיר במראה לא בחידות:

ואחר הדור ההוא נסתתמו מקורי השירים בלשון הערבים ומליצת השיר שולח במשמניה רזון, גם נביאיה לא מצאו חזון, וכל הבאים אחרי הדור ההוא יגעו לחקור מקור השירים, וחצבו בורות נשברים, ומימיהם מרים, ומאחר אשר נאסף שלמה היושב על כסאו, ויגוע וימת אברהם נשאו, ויהודה שר צבאו, ומשה נביאו, נסתם חזון השיר ומוצאו, ונסתלק הכבוד ההוא ומוראו, ולא יסף עוד מלאך ה׳ להראה, כי לא קם אחריהם, מי יחבר כשיריהם, והנה אנחנו אלה פה היום מלקטים שכחת שבליהם, ומזנבים נחשליהם, ויום ולילה נרוך במעגליהם, וניגע ולא נגע אליהם, כי כל אחד ממנו יהגה ריק, וחרב סכלות יריק: (תחכמוני שער י״ח)

1) כצ״ל ובדפוס: חרוזים.

ציצים ופרחים

משדי ספרד ואיטליא נלקחים:

לייפציג
בדפוס המשובח של ליאופולד שנוים.
תרט"ז

Israelitische Volks-Bibliothek.

IV.

Erzählungen

für

die reifere Jugend und ihre Kreise

von

Wilhelm Frey.

Leipzig,
Oskar Leiner.
1857.

Vorwort.

Wenn es wahr ist, daß in den jugendlichen Kreisen jüdischer Familien viel, sehr viel gelesen wird, so muß lebhaft bedauert werden, daß unsern Knaben und Mädchen nur sehr Weniges geboten werden kann, dazu geeignet, auch das Interesse an ihrem Volke und dessen Geschichte zu wecken und allmälig zu steigern. Wir besitzen eine Menge der verschiedensten Jugendschriften: anspruchlose und unterhaltende, theuere und langweilige, solche, die eine bestimmte religiöse Färbung in sich tragen und andere, die gar keine ausgesprochene Richtung verfolgen und die — nebenbei gesagt — füglich in das Bereich der „Weltliteratur" gehören. Warum soll es unter den jüdischen Schriftstellern so wenige geben, die auch für unsere Jugend auf diesem Felde Etwas schaffen wollten? An Stoffen fehlt es wahrlich nicht! Die nachbiblische Geschichte, das Mittelalter, unser soziales Leben der Gegenwart mit seinen heitern und trüben Erscheinungen, böte genug Momente, die recht passende Grundlagen für erheiternde und belehrende Erzählungen abgeben könnten und im Stande wären, das volle Interesse auch des für das Judenthum gleichgiltigsten Knaben oder Mädchens in Anspruch zu nehmen. Biblische Stoffe eignen sich, unseres Erachtens, weniger zur novellistischen Behandlung, denn Erzählungen für die Jugend

sollen spannend gehalten sein, und das ist bei erwähnten Themen kaum möglich, da die Grundzüge der Jugend im Vornhinein schon bekannt sind, und man es nicht wagen darf, die einzelnen Thatsachen in ein romantisches Kleid zu hüllen. Der entscheidende Grund für unsere Behauptung aber ist, daß es einem modernen Novellisten kaum gelingen dürfte, die einfache, naive und dadurch erhabene Erzählweise der Bibel zu erreichen.

Ich wünsche, daß dieser Versuch kein mißglückter genannt werde, wenigstens war es redlich gemeint. Denjenigen, die der Meinung sind, daß Jugendnovellen im kindlichsten Tone, in „ihrer Sprache" erzählt sein müßten, halte ich die Ansicht bescheiden entgegen, daß wir uns nur soweit zu der Jugend niederbeugen sollen, als es nöthig ist, sie zu uns heraufzuziehen, und daß es nicht in der Absicht des Schriftstellers liegen kann, dem Knaben oder Mädchen Gefühle und Empfindungen mundgerecht zu machen, sondern dem jugendlichen Leser eine Brücke zur ernsten Lektüre zu bauen.

Und Euch, meine bekannten und unbekannten Freunde und Freundinnen, schicke ich diese Blätter zum Gruße. Wenn die darin enthaltenen Erzählungen Euch Freude machen, so werde ich nicht lange müßig sein und neue senden.

Wien, im Sommer 1856.

Wilhelm Frey.

Inhalt.

Seite.

1. Mein Sohn! 1

2. Das bunte Haus. 35

3. Klara. 68

4. Die Freunde. 128

Mein Sohn.

I.

„Dich zu erschau'n weckt mich mein Geist.
„Der Seelen Aug' mir deine Wunder weist.
„Es mahnt mich zu verkünden deine Stärke,
„Seh' ich den Himmel, deiner Hände Werke."
„Der freud'ge, rüst'ge Waller zieht über Berg und Thal,
„Ihm scheinet, ihn erwärmet der lieben Sonne Strahl,
„Der Schooß der grünen Erde empfängt mit rechter Lust
„Sein müdes Haupt am Abend, er ruht an Mutterbrust."

Es war ungefähr ein Dezennium vor der zweiten Zerstörung Jerusalems. Schon ahnte ganz Judäa das nahe Unglück, schon fühlten die Meisten im Volke in dunklen Schauern das fürchterliche Ungemach und Elend, das wenige Jahre später über Israels Haupt sich ergoß. Noch war aber Jerusalem, noch strömten zu den Festzeiten Tausende von Pilgern nach der heiligen Stadt, nach dem gottgeweihten Tempel, um die Früchte ihres Fleißes mit dankerfülltem Herzen am Altare niederzulegen; noch prangten die Wiesen und Aecker in saftigem Grün und strotzenden Früchten, noch lachten die goldenen Auen in wunderherrlicher Pracht und die Palmen, die schlanken, strebten mit ihren Kronen stolz gen Himmel hinan und die muntern Heerden sprangen in ausgelass'ner Freude auf den bunten Teppichen herum und die rüstigen Arbeiter und die Winzer schwangen noch wacker ihre Sensen und Sicheln und die Hirten ließen ihren frohen Gesang weit in die Thäler dringen: — der Tempel war noch nicht eingeäschert, die Saaten noch nicht vernichtet unter den Tritten der Pferde und Elephanten, die Palmen noch nicht gefällt, um die Scheiterhaufen dran anzuzünden, die Schafe noch nicht von den hun-

gernden Horden der Römer ergriffen, und die Arbeiter und die Winzer und die Hirten lebten alle noch, sie waren noch nicht niedergemetzelt von den bluttriefenden Händen des „gnädigen" Titus. . .

Meine lieben Leser folgen mir in eine Gegend, die sich kennzeichnet durch die Verheißung Gottes: Es ist ein Land, wo Milch und Honig fließet. Ein Thal, ringsumher hügeliges Wellenland, von schlanken Weinranken bepflanzt, in der Niederung reizende Weizenfelder. Am Abhange eines größern Hügels lag eine grüne Wiese ausgebreitet, am linken Saume derselben rieselte ein silberklares Bächlein über kleines Gerölle und stürzte plätschernd in eine tiefe Schlucht; und nachdem die Tropfen ausgeschäumt und ausgetobet und sich erholt haben von dem plötzlichen, jähen Sturze, setzen sie ihren Weg ruhig fort. In übermüthiger Munterkeit sprangen schneewollige Lämmer auf den Matten herum, setzten bald über das Bächlein, bald standen sie dabei und stillten ihren Durst. Die Thierchen hatten ein freies Leben, sie konnten springen, wohin sie wollten, — der Hirt bekümmerte sich wenig um sie. Elieser, dies war sein Name, saß unter einer schattigen Akazie und las. Auf seinen Knien ruhte eine beschriebene Pergamentrolle, zu seiner Linken und Rechten lagen Papierstreifen, auf denen verschiedene Zeichnungen von Himmelskörpern zu sehen waren. Unverwandt war der Blick des Jünglings auf die Rolle geheftet, und nur zuweilen erhob er das Haupt und betrachtete mit einem sinnigen Ausdrucke das Firmament; doch nicht lange war es dem Neugierigen vergönnt, den Blick in das feurig schwarze, blitzende Auge zu tauchen, alsbald kehrte es wieder zu einer Pergamentrolle zurück und vertiefte sich mit wo möglich noch größerem Eifer in deren Inhalt. . .

Die Sonne stand noch am Horizonte, schon sandte sie aber die letzten Strahlen herüber, freundlich und erhebend wie immer. Da trat aus dem Gebüsche hinter dem Akazienbaume ein Mädchen. Langsam und bedächtig schlich es dem

Baume zu, unter welchem Elieser saß, und als es dicht bei demselben stand, schlug es mit seiner zarten Hand auf die Schulter des Jünglings. Erschrocken fuhr Elieser auf und richtete sein gelocktes Haupt nach rückwärts. Du bist's, Dinah? sprach er überrascht. Hast mich wieder ein Mal gestört; das thust du doch so gerne. Das Mädchen lachte in kindlicher Freude.

Wie schön, wie herrlich ist das, daß es mir wieder nach langer, langer Zeit gelungen ist, sprach Dinah, die Hand Eliesers erfassend.

Geh, erwiederte der Jüngling, halb lächelnd, halb trotzig, indem er seine Hand aus der schwesterlichen loszumachen suchte, was hast du davon, wenn du mir eine Minute raubst?

Eine Minute? wiederholte das Mädchen schalkhaft, von einer Minute hätte ich freilich Nichts, ich will dir heute den ganzen Abend rauben. Mit diesen Worten setzte sich Dinah zu ihrem Bruder auf den Rasen und zog ein kleines, zinnernes Gefäß aus der Tasche.

Hier habe ich dir einen Trunk frischer Milch mitgebracht, fuhr Dinah in herzlichem Tone fort. Sieh, ich denke immer an dich, und du denkst nur an deine Schriften und Bücher. Ist das schön von dir?

Ich danke dir, Dinah, sagte Elieser, indem er die Schwester mit einem Blicke voll Innigkeit und herzlichen Wohlwollens anblickte, ich danke dir, Dinah. Ich weiß, daß du mich lieb hast, ich liebe dich ja auch nicht minder; du weißt das sehr gut, wenn du auch anders sprichst. Dinah schwieg.

Doch sieh, Schwester, fuhr der Jüngling fort, kannst du mir's verargen, wenn ich so sehr mit dem kostbaren Augenblicke geize, der mir zu meiner Lieblingsbeschäftigung gegönnt ist? Hier, auf diesem grünen Felde, in Gottes weiter, herrlicher Natur, kann ich die Wunder anstaunen, so der Herr vollbracht, ich kann den Lauf der Sonne betrachten, ich sehe wie die Sterne schwinden und wie sie sich wieder am Firma-

mente zeigen, und dann, wenn ich mich satt geschaut an all' diesen Herrlichkeiten, wenn mein Auge übergeht vom Glanz der Sonne, dann vertiefe ich mich in diese Schriften, ich lese die wunderbare Geschichte unseres Volkes, ich erheitere mein Gemüth an den prächtigen Liedern unseres Sängers und suche Trost in den Jammerthränen der heiligen Propheten. Dies ist der einzige Ort, wo ich ungestraft den Spuren des Allmächtigen nachgehen, der einzige Ort, wo ich ungestraft meinen Geist erhellen kann, ohne von dem Vater zurecht gewiesen und bedroht zu werden. Hier kann ich Thränen der Freude weinen, göttliche Thränen, in meiner Kammer aber Thränen des Schmerzes und der bittersten Entsagung.

Dinah schien gerührt ob der Worte des Bruders, und mit weicher, schwankender Stimme sprach sie: Und wer ist es, der dir diese Thränen des Schmerzes aus den Augen preßt? — — Du selber! —

Ich? sagte Elieser rasch und eine leichte Röthe erglänzte in seinem Gesichte. Ich?

Ja, du! Du selber! wiederholte das Mädchen ernst. Warum gibst du dem Willen unseres Vaters nicht nach? Der Vater liebt uns so zärtlich wie nur ein Vater seine Kinder lieben kann, und wenn er zuweilen hart gegen dich ist, so geschieht es nur darum, weil du seine Pläne zerstörst und vereitelst. Warum thust du das?

Weil ich muß! antwortete der Jüngling in einem entschiedenen Tone. Der Vater will, ich soll ein Landmann werden — — ich kann es nicht, der Vater will, ich soll ewig hinter dem Pfluge einhergehen, ich kann es nicht. Befiehl dem Granatenbaume, daß er zur Erntezeit dir Datteln bringe. Befiehl dem herben Apfel, daß er aus seinem Fleische den süßen Saft der Beeren träufle! Befiehl es nur, die Natur, die Natur, aus der die Gottheit spricht, wird sich deinem Willen nicht fügen, nie und nimmermehr. Ich fühle den Beruf in mir, ein Lehrer unseres Volkes zu werden, ein innerer, un-

widerstehlicher Drang treibt mich unaufhörlich zu den Quellen des Geistes und der heiligen Lehre: ich folge diesem Rufe, ich kann nicht anders.

O, wenn der Vater solche Worte hörte?! sprach Dinah sichtlich bewegt.

Ich werde sie laut und offen sprechen, erwiederte der Jüngling.

Der Vater wird dich verstoßen, Bruder! warnte das Mädchen in ängstlichem Tone.

Ich werde, wenn es sein muß, das Elternhaus meiden, flüsterte Elieser dumpf vor sich hin.

Gott! rief Dinah. Was sprachst du da?

Ich werde mich von euch entfernen, ich werde weit in die Welt hinaus wandern, und wenn ich auch hungernd vor den Thüren betteln muß, so werde ich dafür meinen Durst nach Wissen und Erkenntniß stillen können.

O, sprich doch nicht also, bat Dinah, du erschreckst mich nur. Der Vater wird mir zürnen, fuhr Elieser in seinem Eifer fort, er wird mir vielleicht fluchen — und der Jüngling weinte und bedeckte das Antlitz mit beiden Händen — er wird —

Schweig! Schweig! flehte das Mädchen. Ich bitte dich, schweige!

Nach Jahren doch, wenn ich meinem Drange gefolgt, wenn ich erleuchtet bin durch das Wort unserer Weisen, dann, dann, o, Dinah, dann kehre ich zu euch zurück, der Vater wird seinem Sohne nicht mehr grollen! — —

Dinah trocknete ihre Thränen und sah einige Augenblicke lang starr in die Luft, dann, wie von einem neuen Gedanken erhellt, ergriff sie nochmals des Bruders Rechte: Elieser, sprach sie, versprich mir, Nichts ohne mein Vorwissen zu unternehmen. Ja?

Das versprech ich dir! erwiederte der Jüngling, indem er die Hand der Schwester innig faßte und einen heißen Kuß auf ihre Lippen drückte.

Plötzlich fuhren die Geschwister erschreckt zusammen, ein

herzzerreißender Schrei war zu ihren Ohren gedrungen und fast gleichzeitig riefen sie: Ein Adler!

Wirklich sahen sie in ihrer Nähe einen mächtigen Adler sich in die Luft schwingen und zwischen seinen Füßen konnten sie deutlich ein kleines Lamm bemerken, welches nach kurzen Zwischenräumen ächzende Schmerzenslaute von sich gab. Das ist eines unserer Schafe, sprach Dinah mitleidsvoll; wir wollen schnell hineilen, o die armen Thierchen!

Und kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als sie rasch davon eilte, der Stelle zu, von wo der Raubvogel emporgestiegen war. Elieser zauderte auch nicht, er hatte aber vorher ein für ihn noch wichtigeres Geschäft zu vollbringen. Behutsam nahm er die zerstreuten Blätter und Rollen zusammen und steckte sie in eine Höhlung des Akazienbaumes. Noch war er nicht fertig damit, als Dinah eiligst zurückkam und in wehmüthigem Tone sprach: Mein allerliebstes Lämmchen ist dahin, wie wehe thut mir das.

Und die übrige Heerde ist beisammen? fragte Elieser ängstlich.

Ich weiß es nicht, ich forschte nur nach meinem Lamme, und ich sah es nicht.

Jetzt war an Elieser die Reihe zu eilen, er lief aus allen Kräften nach jener Stelle. Ein freudiges Gefühl belebte seine Brust, als er die Lämmer beisammen fand, als er aber näher kam und sah, wie sich die Thierchen in einem Knäuel zusammendrängten und zitternd bei jedem Fußtritte erschraken, da fühlte auch Elieser Mitleid und er flüsterte vor sich hin:

Hätte ich die Heerde bewacht, so wäre mir freilich dieses nicht begegnet. O, der Vater, der Vater wird toben. — — Er überzählte die Lämmer, und siehe da, es fehlte noch eines. Er und Dinah, die mittlerweile dem Bruder gefolgt war, ließen ihre Blicke ängstlich herum schweifen und suchten in jedem Gebüsche, sie riefen und wandten alle möglichen Lockmittel an, doch umsonst.

Wer malt das Entsetzen, als die Geschwister an dem Rande des oben gedachten Abgrundes standen und von hier aus in der Tiefe das vermißte Lamm zerschmettert liegen sahen.

Bruder und Schwester sahen sich gegenseitig mit einem langen Blicke an.

Daran bist du Schuld, sprach Dinah, jetzt ernst und vorwurfsvoll.

Ich weiß es, erwiederte Elieser, das Auge zu Boden schlagend, ich weiß es. Mache mir keine Vorwürfe, ich bin selber Schuld und ich habe mein Gewissen selbst zu beschwichtigen.

Was wird der Vater sagen? meinte Dinah.

Wenn er seine Schafe lieber hat, als mich, so wird er böse mit mir sein, sehr böse, antwortete der Jüngling stolz. Ich werde aufrichtig gestehen, daß nur durch meine Unachtsamkeit dieser Unfall begegnen konnte, und ich hoffe, der Vater wird mir verzeihen.

Die Sonne war schon hinter den Bergen verschwunden, und die Dämmerung verbreitete ihre sanften Schatten über die Gefilde.

Elieser nahm seinen Hirtenstab und trieb die Schafe zusammen und nach der Richtung seines Vaterhauses. Dinah ging stillschweigend neben dem Bruder, und erst als sie schon zu Hause und die Heerde geborgen war, als sie mit einander der elterlichen Wohnung sich näherten, flüsterte Dinah: Bruder, mir bangt, mir bangt für dich. — —

Der Vater Eliesers war ein sehr reicher Landmann. In seinen Ställen standen unzählige Schafe und zahlreiches Rindvieh; blühende Gärten, reiche Weinberge, gesegnete Saatfelder und holzreiche Waldungen waren sein. Hyrkan, so hieß der Vater von Elieser und Dinah, war aber auch ein rüstiger, thätiger Mann. Vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Untergange wachte er über die Arbeiter, ordnete an, befahl und scheute sich nicht, den Pflug und den Spaten selbst zu handhaben.

Hyrkan war also mit irdischen Glücksgütern reichlich gesegnet, aber auch himmlische waren ihm verliehen: er war berechtigt, auf seine zwei Kinder, Elieser und Dinah, die schönsten Hoffnungen zu setzen. Doch der Mann schien selten froh zu sein, und nur zu oft war seine Stirn von düstern Wolken umschattet, und wenn dann das treue Weib bekümmert zu ihrem Gatten sprach: Du bist umsonst verdrießlich und sicherlich versündigst du dich noch an der Vorsehung, dann gab er entweder gar keine Antwort oder eine solche, auf die Judith, die Gattin, nichts zu erwiedern wagte.

Und was war denn wirklich die Ursache von den finstern Stunden Hyrkans?

Meine freundlichen Leser dürften es schon errathen haben: des Vaters sehnlichster Wunsch war es, daß sein Sohn sich frühzeitig mit den Geschäften des Landmannes vertraut mache, um einst das große Erbe mit tüchtigem Sinn verwalten zu können. Elieser aber hatte keine Lust, nicht die geringste Neigung, ein Landmann zu werden: seine Gedanken strebten nach einer ganz andern Richtung hin, sein Herz hing nicht an der Scholle, es war weit größeren Gedanken und Gefühlen geöffnet. In seinen ersten Kinderjahren schon lauschte er mit Begeisterung, wenn man von der Vergangenheit seines Volkes erzählte, und wenn er von den großen Gesetzeslehrern Hillel und Schamai hörte, wenn er vernahm, wie diese Männer für das Volk und die Lehre gestrebt und gelebt, dann war sein Inneres voll, er dachte nur, er träumte nur von diesen Männern, und in dem jugendlichen Geiste schlugen diese Vorbilder tiefe Wurzeln, und oft im Scherze sprach er zu seiner Mutter: Ich möchte auch ein solcher Mann werden, wünschtest du das nicht auch?

Was der Knabe mit kindlicher Einfalt gewünscht, das Verlangen, das er in der jugendlichen, für alles Große und Schöne empfänglichen Brust gehegt und gepflegt, dieses Verlangen machte sich mit den Jahren immer mehr geltend, der

Jüngling wollte das halten, was der Knabe sich im Stillen gelobt, und der Entschluß war gefaßt, sich in die Lehre einzureihen. Der Vater war dagegen, er stemmte sich mit der ganzen Gewalt, die Eltern über ihre Kinder haben, gegen diese immer mehr hervortretende Neigung, er strafte den Sohn, wenn er ob seiner Studien die ländlichen Beschäftigungen vernachläßigte, er hatte dem reifenden Jünglinge schon mehremale mit dem Fluche gedroht, vergebens — eben das Hinderniß, welches sich dem Drange des Jünglings in den Weg legte, dieses Hinderniß war es eben, welches ihn noch eifriger machte. Elieser scheute nicht Strafen, nicht Drohungen, das Aergste nicht, wenn er einen Augenblick zur Befriedigung seiner heißen Gier erhaschen konnte, und des Nachts, wenn Alles schlief, wenn seine Eltern und Dinah schon entschlummert waren, da stand der Jüngling auf und raubte eine Stunde der nächtlichen Ruhe, um sie dem nimmer rastenden Geistesdrange zu schenken. Sehen wir es doch oft an uns selber, in den kleinlichsten Fällen, daß wir das zu erreichen suchen, was uns am fernsten liegt, und darnach streben, was zu erzielen augenscheinlich kaum in unserer Macht liegt.

Dinah war die einzige Seele, der sich der Bruder in einsamen Stunden sorglos anvertraute, und das Mädchen liebte ihren Bruder zu sehr, als daß sie hätte theilnahmlos bleiben können für seine innersten Gefühle und Wünsche. Sie hätte es gerne gesehen, wenn Elieser dem Verlangen des Vaters nachgegeben hätte; anderseits aber that es ihr wehe, wenn sie denken mußte, daß Elieser einem Berufe sich widmen sollte, dem er abgeneigt war, und daß er dadurch sein innerstes Gemüth verläugnen mußte. Das Mädchen schwankte stets, oft rieth sie dem Bruder zu dem Einen, oft bestärkte sie ihn in seinem Entschluß; wie es aber immer sein mochte, das Wünschen und Sehnen war schon zum Entschluße gereift, und in diesem Punkte gab der Jüngling nur seinem eigenen Selbst Gehör. Als Hyrkan von dem kleinen Unfall hörte, welcher der

Heerde begegnet war, gerieth er außer sich vor Zorn und Wuth. Nicht daß ihn der Verlust von zwei Schafen geschmerzt hätte — Hyrkan war zu reich, um solch einen unbedeutenden Schaden zu fühlen — er fand aber in dem heutigen Ereigniß, durch die Unachtsamkeit Elieſers herbeigeführt, einen neuen Stützpunkt für seine Vermuthungen und fand auch Gelegenheit, seinem freilich gerechten Zorn Luft zu machen. Und je mehr das Weib, je mehr es Dinah versuchte, den ergrimmten Vater zu besänftigen, desto heller loderte die Zornesflamme empor.

Und als der erste Sturm sich gelegt hatte, da setzte sich Hyrkan in eine Ecke, finster und verstört, und kein Wort trat über seine Lippen, und als Dinah kosend sich dem Vater näherte, um ihn freundlich zu stimmen, ergriff er mit einem wehmüthigen Lächeln ihre Hand und sagte: Warum bist du nicht Elieſer, und warum ist Elieſer nicht ein Mädchen? Ich wäre dann glücklicher. Was nützen mir alle meine Güter? Ich habe gestrebt und geschafft Tag und Nacht, Gott hat meiner Hände Arbeit gesegnet und jetzt, da ich froh dem Tode entgegensehen konnte, da doch ihr, meine Kinder, versorgt seid, jetzt muß ich den schrecklichen Gedanken ertragen, daß alle meine schönen Güter in fremde Hände wandern, und daß ihr vielleicht einst am Bettelstabe einherwanken werdet.

Dinah wagte keine Einsprache zu thun, sie verstand den Vater wohl und wußte, daß sie mit ihren Gründen, mit denen sie gewöhnlich des Vaters Vorurtheile gegen Elieſers Neigungen bekämpfte, diesmal nicht ausreiche. Eine lautlose Stille entstand auf Hyrkans bittere Klagen.

Plötzlich erhob sich der Vater von seinem Sitze und sprach, als wäre er von einem neuen Gedanken beseelt:

Elieſer, tritt her zu mir!

Der Jüngling näherte sich schüchtern dem Vater. Dieſer reichte dem Sohne seine Rechte.

Sieh, Elieser, sprach Hyrkan in weichem Tone, ich will dir Alles vergeben, womit du mich durch deinen Eigensinn schon gekränkt, Alles will ich vergessen, jeden Schmerz, jeden Kummer, den du mir so oft schon bereitet, und der mir manche Stunde Schlafs geraubt, ich will dich noch heißer lieben, als ich dich bisher geliebt, kein Wunsch, dessen Erfüllung in meiner Macht liegt, soll dir unerfüllt bleiben, — versprich mir nur das Eine, folge meinem Willen.

Elieser schwieg und senkte das Auge zu Boden.

Sprich es laut, Elieser, vor Gott und vor den Deinen, erfülle meinen Wunsch und du machst mich glücklich, machst deinen Vater glücklich.

Elieser konnte keinen Laut von sich geben, das Herz pochte bewegt, er glaubte, der Boden wanke unter ihm. Das waren Worte, wie er sie aus seines Vaters Munde noch nie gehört und in einem Tone, der noch nie zu seinen Ohren gedrungen. Er wagte es nicht, ein verneinendes Wort auszusprechen, ein Wort, mit dem er seinem Vater alle Hoffnung geraubt und ihn dadurch unglücklich gemacht hätte, — er konnte es aber auch nicht über sich bringen, dem Vater ein heiliges Versprechen zu geben, denn dadurch hätte er sein ganzes bisheriges Fühlen und Denken zur Lüge gestempelt.

Du sprichst nicht? sagte Hyrkan ungeduldig.

Vater, rief jetzt Elieser, ich bin dein Kind. Du hast das Recht, über mich zu verfügen, dir steht es zu, meinen künftigen Lebensberuf zu bestimmen, Gott hat die Eltern dazu eingesetzt, und ich muß dir auch gehorchen, ich muß deinem Willen, deinen Befehlen mich beugen. Ich werde ein Landmann werden, ich werde reich, aber nicht glücklich sein, nein, Vater, nicht glücklich!

Besteht also dein Glück in der Gelehrsamkeit? sprach Hyrkan gereizt. Ich glaube, so lange du für Nichts zu sorgen hast. Wenn dann aber der Hunger an deiner Thüre pocht? Wie dann? Auch dann noch glücklich?

Ja! erwiederte Elieser entschieden.

Gut denn, versetzte Hyrkan. Folge deiner Neigung, lerne so viel du willst, nimm die Nacht zu Hülfe, wenn dir der Tag nicht ausreicht; du kannst auch unter meinem Dache wohnen, du kannst von meinem Tische essen, nur nicht vor mir, meide mich, Elieser, dieses Opfer wirst du mir wohl zu bringen im Stande sein.

Aus diesen letzten Worten sprach nur zu deutlich der bittere Schmerz des Vaters, als daß sie auf die Angehörigen nicht die schmerzlichste Wirkung hervorgebracht hätten.

O, laß' ihn doch, Vater, sprach jetzt Dinah, die mit ihrer Mutter der Scene als stille Zeugin beigewohnt hatte. Laß' ihm seinen Willen! Er hat — —

Auch du? fiel Hyrkan seiner Tochter in's Wort. Wer hat dich zum Fürsprecher erwählt? Du bist wie dein Bruder, und Beide habt ihr es darauf abgesehen, mich in's Grab zu bringen.

Der Vater schleuderte die noch immer in seiner Rechten ruhende Hand des Sohnes in wildem Unmuthe von sich und verließ ungestüm das Zimmer.

Elieser wälzte sich unruhig auf seinem Lager herum, die peinlichsten Gedanken und Empfindungen quälten sein Innerstes und brachten endlich einen Entschluß zur Reife, der schon längst seinen Keim entwickelt hatte — der Jüngling wollte das väterliche Haus verlassen. Und wenn er hin und wieder noch ein Mal schwankend wurde, da fielen ihm unwillkürlich die Worte des Vaters ein: Meide mich, du wirst mir wohl dieses Opfer zu bringen im Stande sein.

Als er alle seine Angehörigen im Schlafe wußte, stand er auf, kleidete sich an, nahm seinen Stab und schlich in das Schlafgemach seiner Eltern. Leise näherte er sich dem Lager seiner Mutter, legte seine Hand auf die ihre und sprach: Lebe wohl; wenn ich dir wehe gethan, so verzeihe mir.

Mit banger Scheu trat er zu des Vaters Bett. Elieser traute sich nicht, in das Antlitz des Schlafenden zu blicken, er wagte es nicht, dessen Hand zu berühren und mit innerlichem Beben sprach er die Worte:

Lebe wohl, guter Vater! Ich habe dich gekränkt, du wirst mir deinen Segen nicht spenden, o fluche mir auch nicht! Und du lieber Gott, erhalte mir ihn, auf daß ich mich seiner würdig zeigen kann.

Nun ging er noch zu Dinah. Er drückte einen Kuß auf ihre Lippen, und eine heiße Thräne fiel auf die zarten Wangen. Ich konnte dir mein Versprechen nicht halten, du hättest mich nicht wandern lassen, sprach er, du mußt mir verzeihen und wirst mich noch immer lieb haben. Sei du dem Vater, was ich ihm nicht sein konnte, versüße den Eltern das Leben, bis daß ich wieder komme, und wir dann vereint des Vaters und der Mutter Segen theilhaftig werden können. . . . . .

Und als das Morgenroth das Thal begrüßte, wanderte Elieser rüstig über die Berge.

II.

„Im hohen Lehrsaal sitzt der Weise,
„Die Jünger lagern um ihn her
„In Andacht, still im weiten Kreise,
„Und Aller Blicke Ziel ist er."

„O, daß Jeder seine Eltern ehrte,
„Spricht der weise Rabbi, der Gelehrte,
„Zu den Schülern, die ihm nah'n."

Unverdrossen schritt der Jüngling auf dem eingeschlagenen Wege fort und mit wachsender Freude und Ungeduld sah er sich mit jeder Stunde dem Ziel seiner Wanderung näher gerückt, Jerusalem, dem Orte, nach dem sich all' sein Wünschen

und Sehnen gelenkt. Und als er am Abende des vierten Tages aus der Ferne die glänzenden Kuppeln und hochragenden Zinnen erblickte, da drohte ihm das Herz zu springen.

Schon war die Nacht über die Gegend hereingebrochen, als Elieser bei den Thoren Jerusalems sich befand. Lange Zeit stand er vor den Mauern der ehrwürdigen Stadt, in betender Anschauung versunken. Er sah sich jetzt am Ziele seines Strebens und bald wußte er sich in der Stätte, die ihm Ersatz bieten sollte für das Glück des elterlichen Hauses und wo das Herz Beschwichtigung für die Vorwürfe, die hie und da ihre Stimme erhoben, zu finden hoffen durfte.

Heute aber durchschritt er noch nicht die Thore, er hatte ja keinen Freund, nicht einmal einen entfernten Bekannten in Jerusalem; an wen sollte er sich so spät des Abends wenden, um ein Obdach zu finden? Geld besaß er keines, denn nicht nur, daß er keine Kleidungsstücke, außer denen die er am Leibe trug, mitgenommen, er hatte auch einige ersparte Münzen mit den stillen Worten zurückgelassen: Nichts gehört mir, als mein Leben, ich darf also auch Nichts mit mir nehmen. — Auf seiner viertägigen Reise hatte ihn die Gastfreundlichkeit Jener, bei denen er um dieselbe angesprochen, gesättiget, und zur nächtlichen Ruhe hatte er sich auf grünen Matten unter dem gestirnten Himmelszelte gebettet. —

Elieser kehrte nun wieder zurück, suchte sich außerhalb der Stadt ein stilles Plätzchen zwischen dichten Gebüschen, und nahm einen Stein zum Kissen .Es war dies ein hartes, rauhes Lager, und doch schlief's sich so sanft, so weich, als wenn es seidene Decken gewesen wären, auf denen er die Glieder ausgestreckt. O, dieses Glück, auf rauhem, nackten Pfuhle ruhig und friedlich zu schlafen, dieses Glück kennt nur die Armuth!

Wohlgemuth schritt unser Freund des andern Morgens durch die Thore der Stadt und bald sah er sich in ihrer Mitte. Mit schwellender Brust durchwanderte er die Straßen und jedes Haus, jeden Stein, den er betrat, hatte für das

offene Auge des Jünglings ein hohes Interesse, denn in diesem Hause vermuthete er einen forschenden Rabbi, auf jenem Steine glaubte er Blutspuren zu entdecken von der Zeit, wo Nebukadnezar das Schwert über Judäa geschwungen.

Zum Tempel! Zum Tempel! rief und drängte es beständig in seinem Innern, und er folgte diesem Rufe. Die Zukunft, die noch ganz kahl und freudlos vor ihm da lag, beschwerte jetzt noch nicht seinen Geist, der Hunger konnte die Kraft seines Herzens nicht brechen, er dachte jetzt an den Tempel und nur an ihn. Die riesigen Kuppeln ragten weit über alle Gebäude empor, und Elieser hatte Niemand, um ihn nach dem Weg zu fragen, er eilte bloß den Kuppeln und Zinnen entgegen.

Das war nicht Salomons Tempel, in dessen Mauern unser Jüngling betend stand, er gab aber diesem an Glanz und Pracht Nichts nach. Herodes der Große hatte das Gotteshaus mit aller Pracht aufführen lassen, und das Auge ward noch immer geblendet von dem Glanze der edeln Metalle und bewältigt von dem mächtigen Umfange der Säulen. Weißgekleidete Priester verrichteten die Opferdienste, und vieles Volk stand in tiefer Andacht vor dem Allerheiligsten. Elieser überwand die erste Scheu, die seinen Muth bis jetzt gefangen hielt, und näherte sich mehr dem Innern der weiten Tempelhalle, und sein Auge wurde auf eine Gruppe von mehreren Männern gelenkt, die ernsten Angesichts hinter einem Greise standen, der in verzückter Andacht, die gefaltenen Hände zum Himmel erhoben hielt. Ein silberweißer Bart floß von dem milden ernsten Antlitze herab und aus den tiefliegenden Höhlen blitzten zwei noch jugendfrische und feurige Augen. Eliesers Blick blieb unwillkürlich auf dieses Mannes Gestalt geheftet, er konnte das Auge nicht von ihm wenden. Ein lichter Strahl durchzuckte sein Herz — — war das vielleicht ein Rabban, einer jener Männer, zu dessen Füßen es ihn so unwiderstehlich hin gezogen hatte.

Elieser verrichtete jetzt sein Gebet. Nie hatte er andächtiger, nie mit mehr Inbrunst zu dem Herrn der Heerschaaren

gefleht als jetzt an diesem gottgeweihten Orte, wo heil'ge Schauer seinen Geist umgaben. Laß' mich Gnade finden in deinen Augen, flüsterte er, führe mich zur Quelle der Weisheit und der Gottesfurcht, Amen!

Da bemerkte der Jüngling, wie jener ehrfurchtgebietende Greis sich anschickte wegzugehen, und der Jüngling, auf den diese Erscheinung einen so tiefen, gewaltigen Eindruck gemacht hatte, entfernte sich aus dem Tempel, und alsbald kam der Greis, gefolgt von jenen Männern, die Elieser schon im Tempel in seiner Umgebung bemerkt hatte, und lenkte seine Schritte nach der untern Stadt. Mit banger Sehnsucht folgte Elieser dem Zuge. Gewiß, dachte er bei sich, ist das ein Gesetzeslehrer, und wer weiß, ich habe ihn im Gotteshause zum ersten Male gesehen, das kann ein günstiges Vorzeichen sein. Und als er bemerkte, daß jeder Vorübergehende den Greis ehrfurchtsvoll begrüßte, da fand sich Elieser in seinem Glauben bestärkt. Er blieb mehrere Schritte zurück und sprach zu einem Zimmermanne, der eben damit beschäftiget war, einen Balken zu behauen:

Ich bitte euch, sagt mir, wer jener Mann ist und wie er heißt?

Der Handwerker ließ das Beil in seiner Hand ruhen und maß den Fragenden mit einem langen Blicke, mit einem Blicke, in dem ein gut Theil Verachtung lag.

Bist du von jenseits des Meeres? fragte seinerseits der Zimmermann, daß du jenen Mann nicht kennst?

Ich bin nicht von jenseits des Meeres, erwiederte Elieser mit beleidigtem Stolze, aber fremd bin ich in Jerusalem.

Diesen Mann kennt jedes Kind in unserer Stadt und jeder Jude soll ihn kennen: Dieser Mann ist Jochanan ben Sakkai.

Jochanan?! wiederholte Elieser, Jochanan? O, ich habe mich nicht getäuscht. Und das Herz pochte ihm vor übergroßer Freude.

Wird er mich als seinen Schüler aufnehmen, fragte Elieser in banger Erwartung.

Ja, antwortete der Handwerker, wenn du rein und schuldlos bist. Wenn aber ein Makel an dir klebt, der von Menschenaugen gesehen werden kann, dann flehst du umsonst um seinen Umgang und um seine Lehre.

Elieser hatte diese letzten Worte kaum mehr hören können, denn bevor sie nur ausgesprochen waren, hatte er sich mit einem dankenden Gruße entfernt und war seinem Sterne, der ihm im Geiste schon so lange vorgeleuchtet, nachgeeilt. Doch er fand keine Spuren mehr von dem Zuge und mißmuthig schlich er in den Straßen herum. Vorhin erst hatte er den Muth gefühlt, den Rabbi anzusprechen, jetzt aber war ihm das Herz wieder gesunken und die Worte: Wenn du rein und tugendhaft bist, wollten ihm nicht aus dem Sinne und sinnend sprach er zu sich: Bin ich es?! —

Doch Elieser, der den Muth gehabt, sich ohne Schutz und Hülfe von dem elterlichen Hause zu entfernen und dadurch eine sorgenlose Zukunft einer ungewissen Preis gab, Elieser, der, um einem innern Drange nachzufolgen, die Liebe der Seinen zu verscherzen wagte, dieser Jüngling konnte sich nicht zu lange erdrückenden Gefühlen hingeben. Er fragte nach Jochanans Wohnung, und willig wurde sie ihm gezeigt.

Der Rabbi saß auf einem hohen Sitze im Vordergrunde eines weiten Saales, und um ihn herum lagerten die Jünger und lauschten auf seinen Vortrag mit unbeschreiblicher Begier. Und manchmal stand einer der Schüler auf und richtete eine Frage an den Lehrer, worauf dieser blitzenden Auges die entscheidende Antwort ertheilte. Elieser stand schüchtern an der Thüre. O, wie beneidete er alle diese Männer und Jünglinge, die ungestört den Worten des weisen Rabbi zuhören konnten. Sie müssen wohl Alle re[illegible] tugendhaft sein, sagte er zu sich selbst, und ich — —

Und als der Vortrag zu Ende war, erhob sich der Rabbi und alle Jünger mit ihm und ernsten Schrittes entfernte sich Jochanan von seinem Sitze und schritt der Thüre zu. Elieser erfaßte den günstigen Augenblick, der den Rabbi in seine Nähe brachte. Jetzt muß es geschehen, dachte er bei sich und alle Scheu und bange Furcht überwindend, sprach er zu dem Rabbi:

Ich hätte eine Bitte an Euch, Rabbi!

Sprich, Jüngling, erwiederte Jochanan ben Sakkai, und wenn es in meiner Macht steht, sie dir zu gewähren, so erfülle ich sie gern.

Nehmt mich als euren Schüler auf, sprach Elieser mit zitternder Stimme.

Der Rabbi betrachtete den Jüngling mit einem prüfenden Blicke und sprach:

Du bist noch jung, ich glaube zu jung, um die Lehre zu fassen, doch will ich dich nicht zurückweisen, das wäre ein Frevel; fern sei es von mir, auch nur einem Kinde sie zu verweigern. Folge mir.

Elieser reihte sich den Jüngern an, die dem Rabbi bis an die Thür das Geleite gaben. Dort entfernten sich Jene, nur Elieser ging auf einen Wink des Rabbi mit in dessen Wohnung.

Wie heißt du und wessen Kind bist du? fragte Rabbi Jochanan den Jüngling, als sie im Gemache sich befanden.

Ich heiße Elieser ben Hyrkanos, antwortete der Gefragte.

Und ist es nicht ein müßiger Einfall von dir, Jüngling, dem Gesetzesstudium dich zu widmen? Weißt du, was für einem Berufe du dein Leben widmest? Da darf dir kein Genuß zu theuer, kein Schlaf darf dir heilig sein, deine Vergnügungen, deine Ruhe mußt du der Lehre, Gott, weihen.

Elieser erzählte jetzt dem Rabbi, wie er schon längst den Wunsch gehegt, in die Lehre einzudringen, wie all' sein Sehnen und Trachten darauf hingezielt, im Lehrsaal zu sitzen und den weisen Reden des Gelehrten zu lauschen, wie er sich bis jetzt

die nächtlichen Stunden dem Schlafe abgedarbt, um sie der Lehre zu widmen, für die er beseelt war. Ich habe meine Heimath, meine theure Schwester, meine geliebten Eltern heimlich verlassen, um zu deinen Füßen zu lagern; ich muß vielleicht erfahren, daß mein Vater seinen Fluch auf mich gewälzt — denn ich habe seinem Willen zuwider gehandelt.

Und der Jüngling berichtete dem Rabbi, wie es der Wille seines Vaters gewesen sei, ihn zum Landmanne heranzuziehen, wie er ihn mit Drohungen und Bitten zu bewegen gesucht habe, und wie er, Elieser, endlich geflohen sei.

Da sprach der Rabbi mit feierlicher Miene:

Du willst der Lehrer deines Volkes werden, du willst die heiligen Satzungen und Gebote deines Gottes lehren und befolgst sie selber nicht? du befolgst sie nicht, die heiligen Gebote, unter denen da geschrieben steht: Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest in dem Erdenreiche, so dir Gott verheißen? Du befolgst sie nicht, die heiligen Worte, die Gott unter Blitz und Donner Israel verkündet? Wehe!

Elieser war vernichtet, er senkte seinen Blick zur Erde; und glühend heiß rollte ihm das Blut durch die Adern.

Geh', Jüngling, fuhr Rabbi Jochanan mit dem vorigen Ernste fort, kehre zurück zu deinen Eltern, versöhne deinen Vater, thue Buße und aufrichtige Reue. Gott schütze dich!

Elieser entfernte sich. Das Gefühl der Scham machte in ihm die bittere Enttäuschung vergessen, die er dort erfahren, wo er sein Ziel erreicht zu haben glaubte.

Gleich einem Schatten schlich er durch die Straßen, und wenn ein Vorübergehender ihn anblickte, so ward er verwirrt, denn er glaubte ja, alle Welt wisse von seinem Elende und seiner Schande. Kaum konnte er sich mehr auf den Füßen halten, die lange Fußreise hatte ihn matt, und der Hunger kraftlos gemacht. Wankend ging er nochmals zu dem Tempelberge hinan und oben angelangt, setzte er sich auf einen

bemooften Stein und weinte bitterlich. Zum ersten Male seit seiner nächtlichen Flucht dachte er mit wahrhaft reuigen Gefühlen an seine Heimath. Ich habe unrecht gehandelt, sagte er zu sich selbst, ich habe mich gegen meine Eltern und gegen Gott versündiget, es muß so sein, denn Rabbi Jochanan hat es gesagt. Der Entschluß nach Hause zu kehren und in den Armen des Vaters um Vergebung zu bitten, tauchte sogar in seinem Innern auf, aber bald ward er wieder unterdrückt. So saß Elieser auf diesem Steine, gequält von Hunger, Durst und von Mattigkeit, gefoltert von Reue, und unwillkürlich schloßen sich die Augen zu einem Schlummer.

Die Dämmerung war schon weit vorgeschritten, als er erwachte. Er fühlte sich etwas gestärkt und mit der Labung des Körpers war auch die Erstarkung der Seele wiedergekehrt. Wie, sprach er in seinem Innern, so viel habe ich schon ausgestanden und gelitten, und jetzt sollte ich mich durch eine bittere Erfahrung zurückschrecken lassen? Nein, nein, nimmermehr. Du, o Gott, hast mir das Herz entzündet mit deinen heiligen Flammen, du hast in mein Inneres den Trieb zur Erkenntniß gelegt, hast mir gezeigt, wie man glücklich und selig werden kann, und du, o Herr, du wirst diese Flamme nicht wieder ersticken, du wirst diesen heiligen hohen Trieb nicht unbefriedigt, wirst mich nicht lechzend und ewig ruhelos dahinschwinden lassen. Wohlan, auf! Ich will vor seiner Thüre lagern, ich will auf der hirten Schwelle schlafen und warten, bis mir ein Mitleidiger einen Bissen harten Brotes gibt, und endlich wird der Weise Mitleid mit mir fühlen und erfahren, daß es nicht Leichtsinn ist, nicht schnöder Undank. der mich veranlaßt, so zu handeln.

Der Jüngling entfernte sich von der Stelle, wo er so lange gesessen, und eilte Rabbi Jochanan Wohnung zu, und dort setzte er sich auf die Schwelle und hing seinen Gedanken nach. Schon war es finster, und immer seltener wurden die Menschen, und immer einsamer die Straßen. So müde Elieser

auch war, diesmal konnte er keinen Schlaf finden, und er hörte vom Wächter jede Stunde ausrufen. Schon war es gegen Mitternacht — da sah er einen Mann auf sich zu schreiten. Elieser erhob sich von der Schwelle und stand dem fremden Manne gegenüber, und es däuchte ihm, als hätte er dieses Antlitz schon einmal gesehen.

Was machst du jetzt zu dieser Stunde hier? fragte der Unbekannte, der auch seinerseits Elieser zu kennen schien.

Weiß ich's doch selber nicht, antwortete der Jüngling verlegen. Ich irre schon den ganzen Tag in Jerusalem herum, ohne irgend eine gastliche Aufnahme gefunden zu haben.

Das höre ich aus deinem Munde, von dir, erwiederte der Unbekannte. Du beklagst dich über ungastliche Aufnahme, während dir, einem Fremden, wie du dich selber nennst, die Gnade zu Theil ward, mit Rabbi Jochanan ganz allein zu sprechen.

Es ist wahr, sprach Elieser betroffen, der Himmel war mir günstig, den Mann, den ich gesucht, habe ich gefunden, der Mann, der die Bewunderung Tausender erregt, hat sich herabgelassen, mit einem armen, fremden Jüngling sich zu unterreden; dieser Mann aber, der mich so freundlich aufgenommen, hat mich eben so unfreundlich und ohne Trost zurückgewiesen, von sich gestoßen.

Was sprachst du da? sagte der Unbekannte, Rabbi Jochanan hat dich zurückgestoßen? Sieh, die Kunde von deiner Aufnahme in seinen engern Schülerkreis hat sich schon in der Stadt verbreitet, und alle einheimischen, frommen Jünglinge beneiden den Fremdling, der ihnen den Weg abgelaufen, und vorher Gunst gefunden in den Augen des weisen Mannes als einer von ihnen! Erkläre mir noch deine Worte.

Elieser erzählte dem Manne unverhohlen, was er heute erlebt und erzählte ihm auch die Ursache dieser Erlebnisse. Er verschwieg ihm nicht den kleinsten Umstand, denn es that ihm so wohl, einen Menschen, wiewohl einen fremden, gefunden zu haben, dem gegenüber er sich aussprechen konnte.

Du gehst mit mir, sprach endlich der Mann zu Elieser; als dieser mit seiner Erzählung geendet hatte. Ich bin selbst ein Schüler Jochanans und was ich weiß, will ich dir gern mittheilen.

Wenn in diesem Augenblicke ein Engel dem Jüngling erschienen wäre, und hätte ihm die höchste Seligkeit versprochen, der freudige Eindruck wäre nicht gewaltiger gewesen, als der durch die Worte des Mannes hervorgebrachte. Und der Jüngling konnte nur die Worte: Ich danke dir, Gott, du Allgütiger! aussprechen.

Ich bin ein armer Mann, fuhr der Mann fort, und ernähre mich von einem ärmlichen Gewerbe. Du bist ein rüstiger Jüngling und kannst also an meiner Seite durch deiner eigenen Hände Arbeit dein Brod verdienen. Und die Stunden, die wir unserm Leibe abkargen können, die bringen wir der Lehre zum Opfer.

Simon ben Jehuda ergriff Elieser bei der Hand und zog ihn mit sich fort; doch kaum war er einige Schritte gegangen, als er inne hielt und sprach:

Beinahe hätte ich über dieses zufällige Zusammentreffen mit dir, den Hauptzweck meines Ganges vergessen. Ich wollte zu Rabbi Jochanan, um mir seine Auslegung über eine Stelle zu erbitten.

Jetzt noch, zu dieser späten Stunde? fragte Elieser erstaunt.

Für den Forscher gibt es keine späte und keine frühe Stunde, jeder Augenblick ist kostbar. Ich lag schon im Bette, da fiel mir dieser Satz ein, und es trieb mich auf zu unserem Meister.

Und wenn der Rabbi schläft? warf Elieser ein.

Dann muß ich ihn wecken. Er würde mir Vorwürfe machen, wenn ich ihm erst morgen die Frage vorlegte, und würde sagen, daß er die Zeit, während welcher er geschlafen, dazu benutzt hätte, nachzudenken,

So geht denn, sprach Elieser, ich will auf Euch warten.

Simon stieß sanft an die Thüre, worauf sich diese öffnete,

und leise verschwand er in der Finsterniß. Bald kam er wieder zurück, und als ihn Elieser um den Erfolg seines nächtlichen Besuches fragte, sprach Simon:

Morgen im Lehrsaal wird der Rabbi über die Frage sprechen. Jetzt wollen wir nach Hause gehen.

Als Hyrkanos, dem Vater Eliesers, die Flucht seines Sohnes zur Gewißheit ward, da verwandelte sich der bisherige Unmuth über den vermeintlichen Eigensinn des Sohnes in wahren Zorn. Hyrkan war gut, ein zärtlicher Vater, aber heißen Blutes und jähzornig. Dadurch, daß er als reicher Landmann über viele Knechte und Mägde zu gebieten hatte und gewohnt war, dem unbedeutendsten seiner Befehle augenblicklich Folge geleistet zu sehen, dadurch eben trug er ein gewisses herrisches Wesen auch in seine Familie und konnte es nicht ertragen, wenn Jemand seinem Willen widersprach oder gar entgegen handelte, wie er es von seinem eigenen Sohne erfahren mußte. Mehrere Wochen hindurch sprach Hyrkan nur das Nothwendigste und verschloß den Grimm in sich.

Und wenn das Weib den Gatten mit ihren Thränen trösten wollte, wenn Dinah mit süßen Liebkosungen den Vater zu versöhnen suchte, so sagte er nur: Ihr seid an Allem Schuld, ihr hättet es können anders machen.

Eines Abends nahm er die Tochter bei der Hand und führte sie ins Freie und sprach: Dinah, sieh all' diese blühenden Felder, all' diese strotzenden Bäume und üppigen Reben, all' dieses gehört jetzt dir, — Elieser ist nicht mehr mein Sohn!

Wie? Vater! schrie Dinah entsetzt, du willst ihn verstoßen?

Er hat mich verlassen, ich kenne ihn nicht mehr! sprach Hyrkan mit gedämpfter Stimme. Ich lade auf ihn meinen väterlichen — Halt ein, Vater, rief das Mädchen und ihren Augen entquoll ein reicher Thränenstrom, halt ein! fluche ihm nicht, fluche meinem Bruder nicht, sonst will ich nicht mehr leben!

Der Vater war erschüttert von der Gewalt dieser unerwarteten Worte. Er schwieg einige Augenblicke, dann sagte er: Auch du? O, Gott, habe ich das um meine Kinder verdient? Und verstört und niedergeschlagen kehrte er in das Zimmer zurück.

III.

„Vor seinen pergamentnen Rollen
„Der junge Forscher stand, die vollen
„Tiefdunklen Locken wirr und kraus.
„Die müden Augen Schlaf begehrten,
„Der Lampe schwere Dochte lehrten:
„Dies ist der Arbeit ernstes Haus."

Simon ben Jehuda war ein einfacher Handwerksmann, er verfertigte Nadeln; durch dieses Gewerbe verschaffte er sich seinen Lebensunterhalt. Und wenn er sein tägliches Maß erreicht, wenn er durch seiner Hände Arbeit so viel verdient, als er gebraucht, so wurde die Feile niedergelegt, und Rolle und Schreibrohr zur Hand genommen, und geforscht und gedacht in Gott und über Gott. Damals wurde die heilige Wissenschaft der Gesetzeslehre nicht um des Brodes willen betrieben, sondern lediglich aus Lust und Liebe zur Sache selber, und andere, gemeinere Beschäftigungen mußten den Lebensunterhalt dem weniger Bemittelten verschaffen. So kam es denn nicht selten vor, daß die Hände der tiefsten Denker mit Schwielen bedeckt waren.

Elieser fühlte sich glücklich, daß er ein Obdach gefunden; jetzt, da er wenigstens in Jerusalem bleiben konnte und nicht durch äußere Bedürfnisse sich gedrängt fühlte, beschämt nach Hause zu kehren, jetzt lebte er ermuthigt auf, und er fing wieder an, an die Zukunft zu denken.

Schon am andern Morgen schickte sich der Jüngling an, bei der Arbeit seines Meisters, so gut als es eben ging, thätig

zu sein. Er wäre gerne schon an diesem Tage mit Jehuda in den Lehrsaal zu Rabbi Jochanan gegangen, allein eine gewisse Scheu hielt ihn davon ab; er wollte lieber aus dem Gedächtnisse des Weisen verschwinden, um dann später ungekannt als Schüler zu seinen Füßen lagern zu können. —

Als Simon von dem Lehrhause nach Hause kam, fragte Elieser begierig nach dem Gehörten, was Jochanan vorgetragen. Simon erzählte, daß heute ein heftiger Streit sich entsponnen über die Frage, die er gestern Abend noch seinem Meister vorgelegt, und daß diese Frage noch nicht entschieden sei. Unserm Elieser, der, was er wußte und kannte, nur einem dürftigen Unterrichte, vereinigt mit beharrlichem, eisernen Fleiße zu verdanken hatte, zudem in einem Alter stand, wo das Urtheil noch nicht die völlige Reife gewonnen, mußte die Frage, als er sie jetzt von seinem Wohlthäter hörte, eben so dunkel erscheinen, als sie bis jetzt dem Lehrer und den Jüngern noch ungelöst im Geiste lag. Da er bei seinen bisherigen Studien auf sich selbst hingewiesen war und Nächte opfern mußte, das zu erforschen, was Andere aus dem Munde des Lehrers in wenigen Augenblicken erfahren konnten, so fühlte sich auch Herz und Geist des strebsamen Jünglings zu dem hingezogen, was ihm anfangs dunkel erschien und nur durch fleißiges Denken erleuchtet werden konnte. Wenn also unser Freund in den ersten Tagen nicht zu den Vorträgen des berühmten Rabbi Jochanan ging, so bekam er doch durch die Vermittelung Simons hinreichenden Stoff zu Betrachtungen und zum Studium. Letzterer hielt es, und mit Recht, für eine Erfüllung des Gesetzes, wenn er dem Streben eines Menschen hilfreich entgegen kam, einem Streben, dem die höchsten und heiligsten Gefühle zu Grunde lagen. Wenn Menschen, denen es an irdischen Gütern nicht fehlt, durch welche sie ungestört und ungehindert ihren Wissenstrieb befriedigen können, ausgestattet mit geistigen Reichthümern vor uns treten, so erfüllt es uns mit

Freude, und es wird in jedem bessern Gemüthe der Wunsch rege, auch so zu werden. Groß und erhebend ist aber das Gefühl, wenn man in die Hütte der Armuth tritt, und da sieht, wie der Mann, der den Tag hindurch unter der Last der Arbeit und der Sorgen gekeucht, des Nachts bei der düstern Lampe sitzt und gewaltsam den Schlaf aus den matten Augen reibt, um sich in der Lehre von Gott und seinem Willen und seinen Gesetzen zu vertiefen, um die schnöden Fesseln der irdischen Dürftigkeit abzuschütteln und sich frei und wonnetrunken in höhere Sphäre zu schwingen. Und solch ein erhebendes Gefühl mußte einen Jeden beschleichen, der da sah, wie Simon ben Jehuda und sein Schützling in tiefer Nacht beim Ampellicht saßen und gegenseitig wetteiferten, der Eine im Empfangen, der Andere im Geben, sich an Eifer und Aufmerksamkeit zu übertreffen. Es war damals eine Zeit, wo sich Niemand schämte von seinem Nächsten zu lernen, und stand er auch im Alter und Rang unter ihm; und Simon zeigte immer eine dankende Freude, wenn Elieser Etwas sprach, was für ihn neu war, oder wenn er ihm eine Frage vorlegte, die ihm neuen Stoff zum Nachdenken, neue Anregung geben konnte. Elieser hatte gar viel zu fragen, und daher kam es denn auch, daß Simon täglich in den Lehrvorträgen neue Einwürfe und neue Bemerkungen zu machen hatte, so daß Jochanan ein Mal sagte: Simon ben Jehuda, der Geist des Herrn segnet dein Denken.

Jochanans Vorträge gewannen täglich mehr Zuhörer, und ganze Stunden vor Beginn derselben drängten sich die Wißbegierigen in den Lehrsaal, um einen günstigen Platz zu finden, wo ihnen ja kein Wörtchen aus dem Munde des berühmten Lehrers verloren gehen sollte. Nach mehreren Wochen wagte es auch Elieser endlich, sich unter die Menge zu stellen; seine Scheu vor dem strengen Rabbi war zwar noch nicht überwunden, doch glaubte er, daß er unter der Masse unbemerkt bliebe, und auch aus dem Gedächtnisse Jochanans

schon entschwunden sei. Und so besuchte er eine geraume Zeit hindurch jedesmal die Vorträge, und täglich fühlte er ein Wachsen und Erstarken seines Geistes. Oft, wenn er in der Mitte der lauschenden Menge saß und hörte, wie Andere um ihn herum Fragen stellten, Einwürfe machten, beneidete er diese, denn er hielt sich nicht für berechtigt, dem frommen Rabbi gegenüber seine Stimme laut zu erheben, und Simon war es dann, der seine Gedanken vorbringen mußte, die alle Jünger und Jochanan nicht selten mit Staunen und Bewunderung erfüllten.

Elieser fühlte sich jetzt glücklich, insofern, als er seinem Herzenswunsche Genüge thun konnte; eben darum aber lastete jetzt um so schwerer der Gedanke an seine Heimath, an seinen gekränkten Vater auf dem jungen, noch unverdorbenen Herzen. Das Mittel, dessen er sich bedient hatte, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die sich seinem Drange entgegenstellten, schien ihm jetzt viel abschreckender und strafbarer, als damals, wo es ihm das einzig günstige war, und oft beschlich ihn ein unangenehmes Gefühl über das, was er damals gethan, und er kam sich wie ein undankbares, unnatürliches Kind vor. Sehr oft weinte er bittere Thränen und an Simon lag es, das gedrückte, gequälte Herz zu trösten und aufzurichten, während er früher verzeihen mußte. Der Entschluß, in das elterliche Haus zurückzukehren, um bei den Eltern um Vergebung zu bitten, tauchte in dem Jüngling zu wiederholten Malen auf, und wer weiß, ob er nicht zur Ausführung gekommen wäre, wenn nicht ein Zwischenfall seinem ganzen Leben eine andere Gestaltung gegeben hätte.

Wie gewöhnlich saß Elieser eines Vormittags unter den Zuhörern im Lehrsaale Jochanans. Es wurde viel gesprochen, geeifert und gestritten. Diese fragten, Jene äußerten ihre Meinungen. Rabbi Jochanans Bestreben aber war es, von seinem Sitze herab Irrthümer zu berichtigen und die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen. Unser Jüngling war wie

immer, auch heute still geblieben, und daher auch unbemerkt. Doch nahm er innigeren Antheil an den wissenschaftlichen und geistreichen Erörterungen als Einer, und ihm entging kein Gedanke, kein gewichtiges Wort, und was er hörte, was er vernahm, verwob er sich zu neuen Gedanken. Noch war der Punkt, um den sich die heutigen Belehrungen gedreht, nicht ganz erleuchtet, der Knoten war noch nicht vollends gelöst, und mit einem Male entstand eine plötzliche Stille im Lehrsaale, ein Jeder suchte in seinem Geiste ungestört das zu verarbeiten, was durch den lauten Kampf noch nicht entschieden werden konnte. Elieser glaubte das Richtige gefunden zu haben .... nun konnte er sich nicht mehr halten, er dachte an Nichts mehr, als an den jetzigen Augenblick und blitzenden Auges erhob er sich und sprach mit beredter Zunge seine Meinung laut und offen aus. Aller Augen wandten sich auf den Sprecher, und die vorige Stille trat wieder ein. Auch Jochanan war in ein kurzes Nachdenken versunken, doch bald erhob er sich und sprach: Gesegnet ist der Mann, der diese Worte sprach! Wer ist er? Wie heißt er? so flüsterte Einer dem Andern zu. doch Niemand wußte richtigen Bescheid zu geben. Da löste Jochanan das Räthsel der Erscheinung. Tritt her zu mir, sprach er laut und weihevoll, ich will dich näher kennen, dich, der du vom Geiste Gottes gesegnet bist.

Zitternden Herzens folgte Elieser dem Rufe des Rabbi und trat schüchtern zu ihm hin. Der Rabbi betrachtete den Jüngling und sagte: Fast glaube ich, dich schon ein Mal gesehen zu haben. Sprich, wer bist du?

Ich bin jener Jüngling, sprach Elieser, den Ihr einst zurückgewiesen habt, weil — —

Jochanan schien sich jetzt an unsern Freund erinnert zu haben.

Ja, sprach er, ich habe dich damals zurückgewiesen, weil ich dich für anders hielt, wie du mir heute erscheinst. Verzeihe mir, wenn ich dir wehe gethan, und Gott wird dir

auch vergeben und dir deinen Beistand nicht verweigern. Sei einer meiner Jünger, und bleibe treu deinem Herzen. Elieser war jetzt seiner Gefühle nicht mehr Meister. Mit überschwenglicher Wonne ergriff er die dargebotene Hand des Rabbi und bedeckte sie mit heißen Küssen.

Simon ben Jehuda erntete jetzt den Lohn seiner guten That. Triumphirend führte er jetzt seinen Schützling nach Hause, und in seinen stolzen Blicken waren die Worte zu lesen: Ich war das Mittel, ihn zu erhalten und zu kräftigen, mich hat Gott dazu ausersehen.

Von nun an versäumte Elieser keinen Vortrag; er saß dem Rabbi zunächst, und er war auch derjenige, der die scharfsinnigsten Fragen vorlegte und die gültigsten Entscheidungen abgab, und bald ward er in Jerusalem allgemein gekannt und als der erste Jünger des großen Lehrers berühmt. Alle Jünglinge drängten sich zu ihm heran, um auf seinen Umgang stolz sein zu können, und wenn Eltern ihren Sohn zum ersten Male in den Lehrsaal begleiteten, sprachen sie zu ihm: Werde wie Elieser! Jochanvn gewann den Jüngling außerordentlich lieb und oft lud er ihn ein, beständig um ihn zu sein; doch dies lehnte Elieser ab, denn er hätte sich nicht leicht entschließen können, von Simon zu scheiden, und wäre es auch nur auf eine Nacht. Er war ja gewohnt, mit seinem Freunde, mit seinem Wohlthäter, die Nächte zu durchwachen, er war gewohnt, den Bissen der Armuth mit ihm zu verzehren.

Doch wie stand es mit den Erinnerungen an die Seinigen? In nächtlichen Träumen sah er seinen Vater vor sich, dem abgefallenen Sohn fluchen, er sah Mutter und Schwester weinend und jammernd, und die Freude, das glückliche Gefühl, die Achtung seiner Mitmenschen und die des weisen, frommen Rabbi erworben zu haben, die Wonne, sich ungehindert seinen Forschungen und Studien hingeben zu können, ward dadurch vergällt, daß er sich sagen mußte: Du bist doch kein gutes

Kind, du hast Vater und Mutter und Schwester heimlich, undankbar verlassen.

IV.

„Und thränenvoll hebt sich sein Aug' empor,
„Und wieder hat sein Herz, was er verlor."

So vergingen noch einige Jahre; Elieser lebte sich immer mehr und mehr in den neuen Kreis hinein, und sein ganzes Denken und Fühlen war auf die Wissenschaft gerichtet, und nur auf sie. Vorzüglich bekundete Elieser eine außerordentliche Kraft im Behalten des Gelernten und Erfahrenen, so daß sich Rabbi Jochanan öfter äußerte: Elieser ist wie eine verkalkte Cisterne, die keinen Tropfen Wassers läßt.

Wenn Jemand sich Raths erholen wollte über irgend einen Gebrauch oder ein Gebot, das nicht verzeichnet, sondern durch mündliche Fortpflanzung Bestand erhalten hatte, so ging man nur zu Elieser, und selbst der Lehrer scheute es nicht, sich von seinem Schüler hie und da unterstützen zu lassen.

Es mußte nach und nach so weit kommen, daß die anfängliche, zurückstoßende Kälte des Rabbi in liebende Wärme und väterliche Zärtlichkeit für den Jüngling sich verwandelte...

Eines Tages kam ein Mann zu Jochanan.

Was willst du? fragte der Rabbi den Fremden, sage schnell, womit ich dir einen Dienst erweisen kann, denn du scheinst dessen bedürftig.

Ja, Rabbi, erwiederte der Fremde ernst, das bin ich, und doch wird es mir schwer, in meiner Angelegenheit mich frei auszusprechen.

Sei es, was es wolle, das dein Herz beschwert, Gott wird mich stärken, daß ich dir Trost und Hülfe spenden kann.

So hört denn, Rabbi, sprach der Unbekannte.

Ich bin ein Landmann aus Judäa. Gott hat mich mit

irdischen Gütern reichlich gesegnet, er gab mir Felder und Weinberge und Rinder und Schafe im Ueberfluß; er schenkte mir ein Weib und zwei Kinder.

Und du hast zu klagen? warf der Rabbi begierig ein.

Und zwei Kinder, wiederholte der Mann nach einer längern, schweren Pause; doch das eine von beiden, der Sohn ist mir abtrünnig geworden, er ist ein widerspänstiger Sohn, er ist es, der alle die süßen Güter, so der Himmel mir beschееret, in eitel Wermuth mir verwandelt.

Was ist die Schuld deines Sohnes? forschte Jochanan. Hat er sich undankbar gegen dich gezeigt, hat er gar seine Hand gegen dich aufgehoben?

Er hat mir die Gruft gegraben, antwortete der Fremde mit düsterer Stimme. Ich liebte ihn, wie es Gott von den Eltern haben will, ich ließ ihm von der ersten Kindheit an alle Sorgfalt angedeihen, ich freute mich schon mit dem Gedanken, in ihm den Mann zu sehen, der mit geschickter, wackerer Hand, frommen und tugendhaften Herzens, die Güter verwalten und bereichern könne, die ich, sein Vater, in der Erinnerung an ihn, treu und ehrlich, mit Schweiß im Angesichte, mir erworben habe. Doch alle meine Liebe, all' meine Zärtlichkeit war umsonst, mein Sohn folgte seinem eigenen Willen, und machte alle meine Hoffnungen zu Nichte — — — — er floh aus dem Hause seiner Eltern. —

Und jetzt? sprach Jochanan, dessen Aufmerksamkeit mit jedem Worte des Erzählers sich immer mehr steigerte,

Jetzt? wiederholte der Fremde mit einem schweren Seufzer. Gott weiß es doch, daß es mir hart ankömmt, das Wort auszusprechen, ich will ihn enterben, gerichtlich enterben.

Das Gesetz gestattet dem Vater diesen Schritt, versetzte der Rabbi; hast du aber auch dein Herz genau gefragt, ob es mit dem Worte, welches dir der wallende Zorn vorschrieb, zufrieden ist. Wie wäre es, wenn der Sohn zu dir hintreten und den beleidigten, gekränkten Vater um Verzeihung bitten würde.

Das wird Elieser nicht, sprach der Mann dumpf vor sich hin.

Als Jochanan den Namen Elieser hörte, ward seine Vermuthung zur Gewißheit, er sah den Vater seines Jüngers vor sich. Doch beherrschte er sich und schwieg.

Mein Entschluß ist gefaßt, fuhr Hyrkan fort — mein Sohn Elieser muß gerichtlich enterbt werden. Ich bitte Euch, Rabbi, legt die Sache dem hohen Synhedrin vor, auf daß nach Recht und Gerechtigkeit gehandelt wird.

Das werde ich, erwiederte Jochanan ruhig. Die nächste Versammlung des hohen Synhedrin ist morgen. Versäume nicht, dabei zu sein.

Hyrkan erhob sich und schritt der Thüre zu. Da rief ihn Jochanan zurück.

Höre, sagte er zu ihm, komme morgen in meinen Lehrsaal; es wird gerade über die gegenseitigen Pflichten der Eltern und Kinder gesprochen, und — setzte er bedeutungsvoll hinzu — wenn du auch dann noch auf deinem Vorsatze bestehst, dann muß auch das Synhedrin nach deinem Wunsche entscheiden. Und Hyrkan entfernte sich, nachdem er den hohen Rabbi ehrfurchtsvoll begrüßt hatte.

Als sich Jochanan allein sah, faltete er seine Hände zum Gebete und rief:

Gott, o himmlischer, guter Gott. Hilf mir bei diesem Werke, bei diesem guten Werke, auf daß in Judäa kein Sohn heimathlos und verstoßen in der Fremde irre, hilf mir, diese Gräuel abzuwenden von den Augen aller Guten und Frommen, hilf mir, Elieser und den Vater glücklicher machen! Großer, gepriesener Gott!

Elieser staunte nicht wenig, als ihm im Beisein aller Jünger der Rabbi die Aufgabe ertheilte, am morgigen Tage über die Pflichten der Eltern und Kinder zu sprechen.

Was hat das zu bedeuten? sagte er zu sich selbst, und eine ahnungsvolle Stimme rief ihm beständig zu: Fasse dich, Wichtiges birgt dir die Zukunft.

Diese Nacht schlief unser Freund nicht, er hatte ja zu denken und zu sinnen im Uebermaß.

Die Kunde, daß Elieser, der vielbesprochene und bewunderte fremde Jüngling, morgen im Lehrsaal Jochanans einen Vortrag halten werde, hatte sich mit Blitzesschnelle in Jerusalem verbreitet, und überall hörte man die Worte: Elieser wird morgen sprechen.

Ein außergewöhnliches Gedränge und Gewoge zeigte sich schon in der frühesten Morgenstunde vor dem Hause, wo Jochanans Schule sich befand, und Alles harrte der Ankunft des Jünglings. Endlich kam er in der Mitte aller Jünger, die stets den Rabbi begleiteten. Ehrfurchtsvoll wich die Menge nach Rechts und Links, und mit eben derselben Stille und achtungsvollen Ordnung schlossen sich die Männer und Jünglinge dem ernsten Zuge an.

Als Hyrkan in den Lehrsaal trat, stand Elieser schon vor dem Volke und sprach mit beredtem Eifer zu demselben, und Aller Augen waren auf den Jüngling gerichtet, und Aller Ohren lauschten auf die Worte des wackeren Fremden. Hyrkan hatte sich gleich dem übrigen Volke auf die Erde gelagert, sein Auge konnte jedoch nicht bis zur Stelle dringen, wo Elieser stand.

Immer eifriger wurde der Jüngling in seinen Worten, immer beredter in seinem Vortrage, und in der Mitte der Zuhörer gaben sich Zeichen der Ueberraschung und Bewunderung kund. Auch der Vater des gefeierten Redners ward nach und nach aufmerksam, die Worte sprachen zu seinem Herzen, und die Stimme klang so eindringend, so heimisch, und unwillkürlich fiel ihm sein Sohn ein; auch er hatte zuweilen, wenn es galt, sein Denken und Leben zu vertheidigen, so gesprochen. —

Oh, Kinder — hörte man jetzt Elieser sprechen — Söhne, Töchter, die ihr eure Eltern, eure guten Eltern beleidigt,

gekränkt, nur mit einem Worte gekränkt habt, eilet hin, ihr Söhne und Töchter, und bittet sie um Verzeihung, und den allerbarmenden Gott um Gnade. Opfert Gott, betet täglich, reichet Almosen den Dürftigen — das ist gut, das ist herrlich! Ehret ihr aber die Eltern nicht, so ehret ihr Gott nicht, und all' eure Opfer, all' eure Gebete und Almosen sind ein Nichts. Auch ich klopfe mit bitterer Reue an meine Brust, auch ich war meinen Eltern nicht das, was ich ihnen sein sollte, und ewige Reue verfolgt und peinigt mein Herz. In Trauer rufe ich: Vergib Vater, und — —

Hyrkan richtete sich auf. Wer war es, der diese Worte sprach?

Mein Sohn, mein Sohn! rief er und stürzte Elieser zu.

Die Menge schaute verwundert auf den fremden Mann, und Viele drückten ihren Unwillen über die ungebührliche Störung aus. Was lag aber Hyrkan, dem seligen Vater, daran? Er achtete nicht auf das Gemurmel der Versammlung, er achtete nicht auf das Gelispel und Gezische des Unwillens — er hing an dem Halse des wiedergefundenen Sohnes: der Vater hatte ja Alles verziehen und vergessen! —

Jochanan und Simon standen freudestrahlend bei dem bewegten Paare und lauschten gleichsam die wonnigen Empfindungen ab, die den Herzen Beider ausströmten.

Dann trat der Rabbi vor das Volk und sprach:

Gehet hin, meine Brüder und freuet euch mit mir. Gott hat ein Vaterherz mit Wonne erfüllt und ein Kindesherz beglückt!

Und triumphirend wurden Vater und Sohn aus dem Lehrsaal geführt. Obschon die Meisten nicht wußten, was denn eigentlich vorgegangen, so begnügte man sich doch damit, was Rabbi Jochanan gesagt: Freuet euch! Und Alles freute sich, und Einer erzählte es dem Andern, nnd in jeder Hütte sprach man davon, daß ein Vaterherz mit Wonne erfüllt, ein Kindesherz beglückt worden sei.

Das bunte Haus.

Der Titel dieser folgenden Erzählung wird euch, meine lieben Freunde, zu verschiedenen Muthmaßungen Veranlassung geben. Viele denken, es ist eine Sage, Andere freuen sich auf ein Märchen, die Meisten aber werden sich auf einen Scherz bereit halten. Alle irren aber sehr, denn es ist keine Sage und auch kein Märchen und scherzhaft ist an der Erzählung nur — doch ich will euch Nichts verrathen und sage blos: es ist eine wahre Geschichte.

I.

Väter und Söhne.

Der Flecken H. im südlichen Deutschland hat blos zwei regelmäßige Straßen; damit ist aber nicht gesagt, daß H. so winzig klein sei, denn geht man eine halbe Stunde nach Süd oder Nord, nach Ost oder West, so wird man noch immer Marksteine finden, auf denen zu lesen ist: Gemeinde H., und Häuser oder vielmehr Häuschen, deren Einwohner stolz darauf sind, in den Gemeindeverband von H. zu gehören. Doch kommen wir wieder auf unsere zwei Straßen zurück. Die eine derselben heißt: „Christengass'," die andere „Judengass'." Erstere ist für einen Markt mit zwei Straßen ungewöhnlich lang und regelmäßig angelegt, und wenn auch die meisten Gebäude unansehnlich, baufällig und theilweise sogar mit Stroh oder Schindeln gedeckt sind, wenn also einzelne Häuser, wie

die „Gerb", die „Krone" und die „Tavern", ihrer Festigkeit und hübschen Außenseite wegen, eine Seltenheit sind und mit verächtlichem Stolze auf ihre Brüder rechts und links schauen, so wird doch Niemand sagen können, daß eines aller dieser Häuser nur um einen Zoll breit, sage um einen Zoll breit, sich dem andern vordränge. Ganz anders sieht es in der „Judengaß" aus. Da, haben die meisten Häuser ein behäbiges Aussehen, die Schindeldächer sind schon längst mit Stumpf und Stiel ausgerottet und zur Nachtzeit flüstern sich ihre Nachkommen, die Ziegeldächer, einander Mythen zu, wie es einst eine Zeit gewesen, wo die Menschen unter Holz und Stroh gewohnt. Ja, einige Häuser haben sogar drei Stockwerke, was gewiß ein seltener Vorzug eines Marktfleckens mit zwei Straßen ist. Der Wahrheit zu lieb, muß ich jedoch gestehen, daß es hier nicht so regelmäßig, so schnurgerade aussieht, wie dort drüben in der „Christengaß'." Es scheint, als wären einzelne Häuser durch einen übermäßigen Ehrgeiz dazu verleitet worden, ihre schwächeren Gesellen zurückzudrängen, daher es denn auch gekommen sein mag, daß die „Metzg" ganz im Winkel steht, was freilich kein Schade ist, denn die Metzg war, ist und wird ewig eine Schande der Baumeister sein.

Gerade in der Mitte der Gasse steht ein ansehnliches Haus, dessen Außenseite ursprünglich gelb angestrichen war. Durch irgend einen Zufall war das eine Gebäude zweien Eigenthümern zugehörig, dem Einen gehörte das obere, dem Andern das untere Stockwerk. Der Herr im „Obern" war ein trotziger Herr. Plötzlich fiel es ihm ein, seinen Theil grün anstreichen zu lassen. Unglücklicher Weise lebten die gleichzeitigen Besitzer nicht in der schönsten Eintracht, und der Herr im „Untern" ließ sich nicht dazu herbei, sein Stockwerk frisch zu übertünchen, und dazu konnte ihn auch Niemand zwingen. Der obere Herr ließ sich nicht von diesem Eigensinne beirren, bestellte zwei Maurer und ließ seinen Theil grün anstreichen, während der untere gelb verblieb.

Nach einigen Wochen schon konnte sich das Auge an einer herrlichen Farbenpracht ergötzen, denn der Regen trug das Seinige dazu bei und spielte einzelne Streifen der grünen Farbe in das Gelbe hinunter, so daß jenes Haus einer verwitterten Tapete oder einem Faschingsnarren aufs Härchen ähnlich sah. Ich habe dieses jedenfalls merkwürdige Gebäude darum meinen Lesern vorgeführt, weil es eine nicht geringe Rolle in unserer Geschichte zu spielen hat, und weil es Jedem zur Ansicht zu empfehlen ist, den ein Mal das Glück nach H. führt. Und dieses Haus, nicht gerade merkwürdig durch seine Vergangenheit, es hatte kein Raubritter, kein Burggraf, kurz Nichts dergleichen drinnen sein Unwesen getrieben, es war merkwürdig durch seine damaligen Bewohner, durch seinen Herrn im „Untern" und durch seinen Herrn im „Obern", denn diese waren sich so spinnefeind, sie haderten so oft mit einander, daß der obere Herr schon ein Mal im Zorne gedroht hatte, die ganze Bude anzuzünden und sich dann eine Pfeife Tabak daran anzubrennen.

Doch fangen wir beim Untern an.

Da wohnte der Bettel-Itzig, ein kleines, klug aussehendes Männchen. Um jedem falschen Glauben von vornherein vorzubeugen, sage ich gleich, daß der Stand Itzig's durchaus nicht seinem Namen entsprach, denn Bettel-Itzig war ein sehr wohlhabender, man möchte sagen, reicher Mann; in seinem ganzen Hauswesen strotzte es von Vorräthen an allem Nöthigen und Unnöthigen; im großen Zimmer stand ein Silberkasten, der gewiß zu den schönsten und herrlichsten seiner Art gezählt werden konnte; kurz Itzig war ein gemachter Mann, aber Bettel? was hatte dieser Zusatz zu bedeuten? War unser Freund vielleicht durchs Betteln zu diesem Wohlstande gekommen? Nein, Itzig hatte nie gebettelt, dazu war er zu stolz. Aeltere Leute erzählen sich nur, daß unser Freund als eine 14jährige Waise nach H. gekommen sei und so arm, so dürftig, daß sich mitleidige Bewohner der

Judengasse seiner angenommen, und Einer derselben ihn sogar zum Geschäfte verwendet habe. Itzig ließ sichs angelegen sein, durch Redlichkeit und wackern Fleiß die Gunst Aller zu gewinnen, er arbeitete Tag und Nacht, lief und rannte unermüdlich, wo es einen Groschen zu verdienen gab, war stets mäßig und sparsam, und so kam es denn, daß er sich vom Stande der niedrigsten Armuth zu einem beneidenswerthen Rufe des Glücks und der Zufriedenheit emporgeschwungen. Ich sage beneidenswerthes Glück, denn Itzig besaß auch einen zwölfjährigen Sohn, der ihn zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Herschel zeigte sich bei jeder Arbeit anstellig, lernte fleißig und war überhaupt, nach der Aussage seines Vaters, der „beste Kopf auf 20 Meilen in der Runde." Wenn wir nun den Lobesäußerungen des entzückten Vaters nicht so unbedingten Glauben schenken dürfen — Alle Eltern halten ja von ihren Kindern weit mehr, als sie in der Regel wirklich sind — so muß doch Herschel ein ganz ungewöhnlicher Knabe gewesen sein, denn er war das A und Z der dortigen Jugend. Nichts wurde im Rathe der Knaben beschlossen, wozu nicht Herschel seine gewichtige Stimme abgegeben hätte, Nichts wurde ausgeführt, wobei unser junger Freund nicht die erste Person gewesen wäre, denn erstens war er wirklich der gescheidteste unter allen, zweitens zeichnete er sich durch persönlichen Muth und Tapferkeit, durch Wahrheit und Gerechtigkeitsliebe in hohem Grade aus, drittens kannte er alle Wege und Stege in der nächsten Umgebung des Ortes. Die erste Haselnußjagd ward nur unter seiner Leitung unternommen, denn er wußte genau die Stellen, wo diese Frucht am zahlreichsten und schönsten vorkam, die schönsten Weiden, die prächtigsten Hagebutten wurden nur unter Führung Herschels gewonnen; daher richteten sich denn die Blicke aller Hüttenbesitzer schon 14 Tage vor Sukoth auf den Sohn des Bettel-Itzig. — Streitigkeiten zwischen den jüdischen Knaben in H. kamen nie vor den Richterstuhl des Lehrers; da war der

Herschel, der den Schwachen und Unschuldigen beschützte und den Uebermüthigen bestrafte, und so mußte es kommen, daß der Lehrer in seiner Eigenschaft als Richter allmälig zu einem Schatten herabgesunken war. Noch eines darf ich nicht verschweigen. Herschel war der einzige im Orte, der französisch lernte, das wußten Alle, Jung und Alt, die Christen wie die Juden, und unser junger Freund hieß daher im Ort der Franzosen Herschel, und Vater und Sohn waren beinahe stolz auf diesen Titel.

Ganz anders in allen Stücken sah es im obern Stockwerke aus, denn Markus war gerade das Gegentheil vom Bettel-Itzig. Während dieser einst arm und unglücklich war, hatte Jener seine Jugend-, Jünglings- und Mannesjahre im schönsten Wohlleben verbracht, und während Itzig jetzt von der Vorsehung für all' das bittere Ungemach, mit dem er früher zu kämpfen gehabt, durch ein glückliches, heiteres Familienleben entschädigt wurde, schien Jener sehr unzufrieden mit sich selber und der ganzen Welt, und auch nicht in den angenehmsten Verhältnissen zu leben. Wer aber den Markus nur oberflächlich kannte, der mußte sich sagen, daß der Mann nicht unschuldig an seinem Schicksale sei. Wenn er in seinen Vermögensverhältnissen sehr herabgekommen war, so hatte er es nur seiner Prunksucht zuzuschreiben, der er ehedem stete Nahrung gegeben hatte. Noch jetzt verläugnete er den Hang zur Prahlerei nicht, das konnte man deutlich sehen. Wenn er ein Mal wieder ein gutes Geschäft durch den Verkauf eines Pferdes gemacht hatte, da legte er sich in seinem rothen Schlafrocke und der gestickten Hauskappe an das Fenster und machte über Jeden seine Glossen, der vorüberging, namentlich aber spottete er immerwährend über seine eigenen Glaubensgenossen. Nur in den Fällen, wo er von dem Einen oder Andern einen Dienst verlangte, machte er Gesellschaft mit ihnen, sonst nie, und eben so selten suchte er in der Judengasse Unterhaltung oder eine zerstreuende Stunde, des Abends konnte man ihn ganz sicher in einem Wirthshause finden, wo er mit-

half, wenn es galt, recht tapfer auf die Juden in der ganzen Welt, aber ganz besonders auf die in H. loszuschimpfen, und damit that er denn dem Sauf-Graf — dies war der etwas verdächtige Name eines Bauern — keinen geringen Gefallen, und dieser sagte sehr oft, im nüchternen wie im berauschten Zustande: Uebern Markus geht halt nix, der ist unser Einer. Der Sauf-Graf spielte in der Christengemeinde ungefähr dieselbe Rolle, wie Markus in der jüdischen, und somit hätte sich auch hier wieder ein Beispiel gefunden, woran das Sprichwort: „Gleich und Gleich gesellt sich gern," seine abermalige Bewahrheitung findet. Und wenn an Sonn- und Feiertagen die Bauern in großen Kreisen auf den Straßen standen und von ernsthaften Dingen sprachen, vom Krieg, der in der Nachbarschaft wüthete, von dem neuen Aman, von dem Steigen der Brotpreise, von der Kartoffelfäule, so war gewiß Markus dabei zu sehen, und ein Mal hatte sogar ein Vorübergehender gehört, wie Markus bei Gelegenheit der Sprache von der herrschenden Theuerung in flüsterndem Tone gesagt: daran sind nur die Juden schuld, die kaufen Alles zusammen. Das war aber nicht das Aergste. Markus war nicht nur der Spötter und Verleumder seiner eigenen Nation, er war auch ein Verächter Gottes und seiner heiligen Gesetze. Er war kein Christ, aber noch weniger ein Jude. Das ganze Jahr kam er in keine Synagoge, außer am Jom Kippur, und an diesem Tage schrie und weinte er aus seinem Machsor heraus ganz jämmerlich, denn er wollte ja unsern Herrgott daran erinnern, daß er, der Markus, auch noch lebe und auch im künftigen Jahre noch leben wolle, und darin findet unser Herr vom obern Stocke noch Manche seines Gleichen: Viele, die, eben wie er, das ganze liebe Jahr sich schämen, Jude zu sein, laufen am Jom Kippur, wo die Furcht vor dem Tode sich doch ein Bischen einstellt, in den Tempel, fasten und beten und schreien, namentlich bei der Stelle: **Berosch haschonoh jikosewun, uwajom zom kippur jichosemun.**

Hätte es Markus nur bei seiner eigenen Hintansetzung der mosaischen Gesetze bewenden gelassen, so wäre es in soweit noch gut gewesen, als Jeder vor seiner eigenen Thür zu kehren hat. Markus aber that nach dem Jom Kippur und bis zum Vorabende desselben Alles, womit er den Juden im Orte Anstoß und Aergerniß geben konnte. Wenn der Aermste am Freitag Abend schon den Samstag begrüßte, und nach verrichteter Andacht im trauten Familienkreise saß, der Woche Leid und Kummer vergessend, da hörte man erst Markus in seinem einspännigen Wagen durch die Judengasse fahren und dabei knallte er mit der Peitsche so stark als möglich, damit es nur Alle hören und verstehen sollten, daß ihm, dem Markus, der Freitag Abend nichts angehe. Und alle Welt wußte es, daß seine Geschäfte nicht so dringend und wichtig waren, daß er nicht schon vor Anbeginn des Sabbathes hätte zu Hause sein können. Jedem Kinde war es bekannt, daß Markus im verflossenen Pessach erst Etwas gethan, das ihm Niemand verzeihen konnte. Er hatte nämlich — — doch ich will dies meinen Lesern verschweigen, um ihn nicht von ihrer Seite jedweder Theilnahme zu berauben.

Wenn Markus in der Judengasse nur der „Goi" genannt wurde, so wird man dies durch die bisherige Zeichnung leicht erklärlich finden. Markus hatte einen Sohn, der des Vaters würdig war. Mendel — so hieß er, auch kurzweg „Asses" — war ein hochgewachsener, keck aussehender, durch eine Narbe an der linken Wange sehr entstellter Bursche. Er hatte keine Beschäftigung außer der, müßig zu gehen und trieb sich daher die ganze Woche auf den Feldern und in den Straßen H's herum, plagte alle Kinder und zerstörte, wo es etwas ungestraft zu zerstören gab. Ein sprechender Beweis von seinem Thun und Lassen war die obgedachte Schramme, die ihm von dem Hiebe eines Knechtes geblieben war, als er vor zwei Jahren zur Heuzeit, während der Abwesenheit des Knechtes, die Pferde vom beladenen Wagen ausspannte und

so lange peitschte, bis die Thiere auf und davon und in den Stall liefen. Mendel war schon bei drei Meistern, um ein Handwerk zu lernen, von allen dreien aber ward er nach je acht Tagen schmählich aus dem Hause gejagt, weil er nicht nur in höchst eigener Person müßig war, sondern auch die Andern in der Arbeit störte. Mendel war also ein vollendeter Taugenichts. Des Abends, wenn die Mägde ihre Gelten und Butten am Brunnen füllten, erhaschte er jeden günstigen Augenblick, um ein Gefäß umzustürzen, wonach er dann lachend davonlief. Oft fand er seinen Herrn, der ihm eine tüchtige Tracht Prügel aus Herzensgrunde spendete, in den meisten Fällen aber ging er ungestraft aus, denn Niemand in der Judengasse wollte Etwas mit dem „Goi" zu thun haben, der in den Angelegenheiten seines Sohnes stets rechtfertigend und rächend für ihn auftrat. Man durfte Mendel ansehen, wenn man wollte, so mußte das Auge stets auf ein schmutziges, zerkratztes Gesicht, auf zerrissene Kleider und schief abgetretene Stiefel fallen, die Elbogen guckten Jahr aus, Jahr ein, neugierig aus den Aermeln heraus, und wenn eine Mutter den ungezogenen liederlichen Knaben zurechtweisen wollte, so durfte man auf die Anspielung gefaßt sein: „Du bist grad' wie Goi's Mendel." Wie der Vater nur unter den christlichen Ortsbewohnern Gesellschaft suchte, so suchte auch der Sohn seine Kameraden nur unter den Christenknaben, und wie dieser es stets nur darauf abgesehen hatte, übermüthig und verachtend gegen seine Glaubensbrüder sich zu zeigen, so that auch der Sohn das Seinige, die Judenknaben zu necken, zu plagen und ihnen allen denkbaren Schabernack zuzufügen. Jedes Spiel wurde von ihm gestört, und die armen Jungen konnten sich darum nicht wehren, weil Mendel, abgesehen von seiner persönlichen Kraft, immer noch eine Anzahl gleichgesinnter Bauernburschen in seinem Gefolge hatte; es kam zuletzt so weit, daß die Jungen bei gesperrten Hausthüren spielen mußten, in Folge dessen manche der schönsten Unterhaltungen, wie

„Verstecken," „Ringelball" u. s. w. ihnen ganz verloren gingen. Das waren schwere, tyrannische Tage für die jüdische Jugend in H., und Niemand kann den Druck dieser Zeit in entsprechenderem Grade fühlen, als derjenige, der sie selbst mitgelebt — — — — —. Aber auch mancher Christenknabe kam nicht unangefochten durch, Vielen that er alles Mögliche zum Tort, doch auch dafür erhielt er selten eine Strafe, denn selbst die Bauern wollten mit dem Markus sich nicht „verfeinden," und warum? Weil, wie sie sagten, der Markus ein „ausgespitzter Schädel" war und hie und da ihnen gute Rathschläge in Proceßsachen u. s. w. ertheilte. Regelmäßig, wenn der Vater nicht zu Hause war, lud sich der Sohn bei einem Bauern ohne Umstände zu Tische, wie er überhaupt nach seines Vaters Art und Weise die religiösen Gesetze mit verabscheuungswürdigem Uebermuthe mit Füßen trat. Statt in die Synagoge zu gehen, spielte er mit den kleinsten Kindern vor derselben und machte einen solchen Lärm, daß Josef, der Schames, kaum das stille Schmone Esre zu Ende beten konnte, und hinauseilte, um Ruhe zu bewirken. Einmal, als man ihn zum Minjan bat — es waren nur neun Männer zum Minjangebete versammelt, lachte er dem bittenden Greise ins Gesicht, und von daher kommt auch der Zuname: „Asses".

Markus hatte schon vor vielen Jahren seine Frau, also Mendel auch seine Mutter verloren. Lebte sie noch, wer weiß, ob die Dinge so stünden, ob Mendel so sehr der Theilnahme an seinem Elend nöthig hätte! Ich glaube nicht! — — —

Nun habe ich meinen lieben Lesern die wichtigsten Personen unserer Erzählung vorgeführt, und unmittelbar werde ich in die eigentliche Geschichte greifen. Wer Langeweile fühlt, hat schon zu lesen aufgehört, oder wird bald aufhören, wer aber geduldig war, dem werde ich, soviel als möglich, Entschädigung im Folgenden bieten.

II.

Das Chometz-Feuer.

Es war am 13. Nissan des Jahres 5607, also gerade ein Tag vor Erew Pessach.

Wenn Jemand seit langer, langer Zeit, ganz einsam und für sich abgeschlossen in einem entfernten Walde gelebt hätte, so würde er sich, als er plötzlich in die Judengasse in H. trat, in der Vermuthung nicht getäuscht haben, daß das Osterfest ganz nahe vor der Thür sei. In den meisten Häusern war man eben mit dem Putzen und Fegen noch nicht zu Ende gekommen, hier fügte man die blanken Fenster in die Angeln, dort in einem Zimmer — man sah es von der Gasse aus — wurden weiße Vorhänge aufgezogen, an einzelnen Häusern legte der Maurer noch seinen letzten Kalkpinsel an, und das bunte Haus blieb auch nicht zurück, wenigstens der untere Stock nicht, denn der Bettel-Itzig schaffte einen neuen gelben Anzug an. Trotz all' dieses Schaffens und Wirkens aber war es doch, wie gewöhnlich, ruhig und still, und wäre es auch so verblieben, wenn nicht plötzlich von der Ecke herauf ein kleines Handwägelchen gekommen wäre, dessen Gespann und Gefolge mehr Lärm verursachte, als die wilde, nächtliche Jagd mit den feurigen Rossen und feurigen Rittern. Zu beiden Seiten des Wagens und hinter demselben liefen nicht weniger als ungefähr dreißig kehlenfeste Knaben, die aus vollem Halse unaufhörlich „Chometz Holz! Chometz Holz! Wer giebt Chometz Holz?" schrieen. Das kleine Fuhrwerk war mit allerlei Holzgattungen beladen, neben einem mächtigen Buchenklotze lagen die Dauben eines alten Fasses nebst den dazugehörigen Reifen, auf einer Schichte Eschenbrügel sah man Trümmer einer alten Kindergeige, halbe Kistendeckel, zerbrochene Bilderrahmen, Bäckerscheite, Torfstücke, Hobelspäne, blessirte Stiefelzieher, kurz, Brennmaterialien aller Form und jedweder nur denkbaren Gattung. Die Fuhre war also nicht leicht und

die zwei handfesten Jungen hätten sie dort, wo sich die Gasse etwas hebt, sicherlich nicht von der Stelle gebracht, wenn nicht der Franzosen-Herschel vier seiner Kameraden beauftragt hätte, wenigstens nachzuschieben. Und so ging es denn von Statten. Gewiß war es zum zweiten Male, daß die Knaben durch die Judengasse fuhren, sonst könnte die Sammlung doch gewiß noch nicht so reich sein. Sie hielten daher jetzt bei keinem Hause mehr an, um durch einen Abgeordneten die übliche freiwillige Holzsteuer erheben zu lassen, sondern sie fuhren stolz und mit einem edeln Bewußtsein unaufhaltsam durch, obgleich das Geschrei nach Chometzholz kein Ende nehmen wollte, und dort seine Verstärkung noch erhielt, wo ein Knabe zu seinem Hause kam, denn da mußte er doch aus Leibeskräften schreien, damit die Mutter oder Schwester aus Fenster kamen.

„Halt!“ rief jetzt Herschel, als die Truppe beim bunten Hause angelangt war, „halt!“

Und der Knabe schwang seinen Tischfuß mit einer dictatorischen Miene, als gälte es Millionen zu beherrschen. „Halt!“ hatte er gerufen, und alsogleich stand die Holzfuhre stille, und die ziehenden und schiebenden Knaben keuchten und wischten mit vergnügtem Stolze den Schweiß von der Stirne.

„Wartet hier,“ sprach Herschel, „ich will den Schlüssel zu unserer Schupfe holen, dann fahren wir in den Hof und werfen das Holz hinein. Bleibt aber Alle da, ich bin gleich zurück.“

Und bevor noch der Knabe das letzte Wort gesprochen hatte, war er in das Haus gelaufen und die Treppe hinan gestürzt.

Unterdessen freuten sich die Knaben an der Erinnerung, die sich an einige Holzstücke knüpfte, wie es ihnen Mühe gekostet, das alte Faß zu zertrümmern, welche Ueberredungskunst sie aufgewendet, um dem geizigen „Bäck“ drei lange Scheite abzudrängen, was — — paff! da fiel ein Stein in der Mitte der Knaben mit einer solchen Gewalt nieder, daß sich Splitter

von demselben trennten. Betroffen wichen die Knaben auseinander und schauten, woher dieser Stein gekommen, und Einer schrie: „das ist der Asses, der Asses! Ich habe ihn hinterm Thore ge——" Der Knabe stieß einen entsetzlichen Schrei aus und fuhr sich mit den Händen nach dem Hinterhaupte, und warmes Blut rieselte über den weißen, weit ausgelegten Hemdkragen. Der zweite Stein hatte sein Ziel nicht verfehlt, denn Mendel hatte ihn geworfen, und Mendel war geübt darin. Er hatte mit seinem Kameraden, dem Sohne des obenerwähnten „Sauf-Graf," auf die Knaben gelauert und von dem Verstecke aus auf dieselben geworfen. Er schien seinen Zweck erreicht zu haben, denn kaum hatte der verwundete Knabe jenen Schrei ausgestoßen, als er und sein Freund mit einem rohen Gelächter aus dem Verstecke sprangen und das Weite suchten. —

Unsere jungen Freunde aber gehörten gerade nicht zu den Muthigsten, denn kaum hatten sie das Blut rinnen sehen, als sie blaß und bleich auseinander stoben und in der Ferne erst stehen blieben. Nur Einer war bei dem kleinen Jakob, und dieser war Herschel, der unterdessen mit dem Schlüssel auf den Schauplatz gekommen war. Er zog den noch immer weinenden Knaben in die Hausflur zu dem Brunnen, wusch die Wunde und verband sie mit seinem Taschentuche, dann führte er ihn in das Zimmer seiner Eltern, gab ihm ein Buch und sagte: „Ich bitte Dich, Jakob, bleibe hier, bis Du keine Schmerzen mehr hast; wenn wir das Holz in der Schupfe nur versorgt haben, dann komme ich zu Dir und dann spielen wir auch zusammen. Wenn Du blutend nach Hause kommst, so erschrickt Deine Mutter. Jakob war mit Allem zufrieden, und Herschel eilte wieder auf die Straße. Das Handwägelchen stand noch immer auf seinem alten Platze, nicht so die Knaben, — die trauten sich noch immer nicht recht, näher zu kommen. Herschel hätte vor Zorn und Wuth gern geweint, es that ihm so wehe, daß es dem Mendel schon wieder ein-

mal gelungen war, schadenfroh über ihn und seine Kameraden sein zu können, es that ihm aber dies noch mehr weh, daß er sich nicht wehren konnte.

„Kommt doch," rief er den andern Knaben zu, „fürchtet euch nicht, er ist schon fort."

Herschel besaß das unbedingte Vertrauen seiner Genossen, und aus allen Ecken der Gasse liefen die Knaben wieder herzu, und wenn auch Einer oder der Andere zaghaft schien, so durfte er es doch nicht zeigen.

Schweigend schafften die Knaben das Chometz-Holz in die Schupfe, sie arbeiteten rüstig und unverdrossen, aber nicht mehr so fröhlich und heiter wie Anfangs, und besonders war es Herschel, dem man den verhaltenen Ingrimm nur zu deutlich von dem Gesichte ablesen konnte.

Und als sie mit der Arbeit fertig waren, als Herschel schon die Schlüssel abgezogen hatte, sagte er: „Wartet nur, es kömmt auch für ihn eine Zeit! — — Seid nur Alle morgen recht-früh bei mir!"

Dicht bei den äußersten Häusern der Judengasse lief ein kleines Wasser, kurzweg der „Bach" genannt. Dieser Bach hatte seinen bestimmten Namen, wir dürfen ihn aber nicht verrathen, sonst müßten wir auch den Namen des Ortes H. immer vollständig schreiben, und das nähme uns zu viel Zeit und Raum hinweg. Der „Bach" war bei den Einwohnern von H.... sehr beliebt und sehr berüchtigt, je nach der Jahreszeit und nach den Launen dieses Wassers. Zu Zeiten gab es keinen freundlicheren, besseren Gesellen, als diesen Bach. Im Frühjahre, wenn der Schnee auf den Bergen allmälig zerschmolz, wenn es nicht allzuhäufig regnete, und das Wasser ruhig und sittsam in seinem Bette dahinrieselte, wenn dann zu beiden Seiten die Büsche, die Ahorn- und Akazienbäume sich beblätterten, und zwischen denselben die Erdbeeren schüchtern ihre Blüthen entfalteten, wenn dann die Finken und die Staare ihre ersten Musikproben hielten, dann lief Alles, was laufen

konnte, an den „Bach"; die Erwachsenen ergingen sich auf dem breiten Erdwall, der sich zur Linken des Wassers als schützender Damm entlang zog; die jüngere Welt aber, die suchte ihre Freuden, die forderte den Frühling von den Blüthen und Büschen und Bäumen selber, und an schönen Tagen, da ging es durch Dick und Dünn sich „eine Gasse bahnend", wenn nicht gerade durch Lanzen, so doch durch dichtes Gestrüppe und feindliche Dornen.

Für die Knaben hatte der Bach noch seine besondere Bedeutung, seine eigentliche Wichtigkeit, denn seit Jahren wurde an seinem rechten Ufer — das Chometz-Feuer angezündet.

So auch heuer.

Schon in aller Früh' hatten sich die Knaben in der Flur des bunten Hauses eingefunden, um das Holz aufzuladen und an den erwähnten Ort zu schaffen. Sie machten vielen Lärm bei diesem einfachen Geschäfte, die lieben Jungen von H., und hätte Mendel nicht so einen erschrecklich festen Schlaf gehabt, namentlich um die Zeit, wo die Sonne aufging, gewiß wäre er darob erwacht.

Unsere Freunde kannten auch gewiß diese schwache Seite des jungen Herrn, sonst hätten sie sich wohl ruhiger verhalten, um den bösen Geist nicht herabzubeschwören. Jubelnd zog es zum „Bach", wo die verschiedenen Trümmer abgeladen wurden, ein Jeder fand seinen Liebling, weil er ihn sich selbst erobert. Erobert, sagen wir, denn manchmal, wo es mit guten Worten, mit Bitten nicht ging, wenn sich diese oder jene Köchin durchaus nicht dazu verstehen wollte, den jährlichen Tribut zu entrichten, nun, so machten sich bei dieser Gelegenheit die Knaben kein Gewissen daraus, zwischen den Latten der Schuppe Holzstücke herauszuziehen und sie zum Hohne für die Herrscherin der Küche triumphirend davonzutragen.

Und als die ersten Flammen emporloderten, da nahm ein Jeder seinen Theil in die Hand, um ihn rechtzeitig auf die Schichte zu legen, und wäre Herschel nicht überall mit seinem

Commandostabe gewesen, das Feuer wäre bald wieder erstickt. Herschel hatte aber Erfahrung in solchen Dingen und es ging Alles ruhig und ordentlich von Statten; das Feuer loderte, die Flammen prasselten, die Knaben lachten; Mägde kamen, um noch Nachzügler von Eisen- und Kupfergefäßen zu koschern. Großväter mit den eingebundenen Kochlöffeln und der Hagadah, um nach Recht und Sitte den letzten Rest vom Chometz zu vertilgen.

Schon war es neun Uhr, die Holzgeräthe waren schon bedeutend geschmolzen, und die Gesichter der Knaben dunkel geröthet, denn sie ließen sich's ja nicht nehmen, die nächsten beim Feuer zu sein. Da schrie plötzlich ein kleiner Junge: „Sie kommen!" Keiner der Knaben frug: Wer? sondern ihre Köpfe drehten sich nach allen Seiten, und als sie nichts bemerkten, frugen Mehrere: „Wo?"

„Dort zwischen den drei Eichen habe ich Beide gesehen, jetzt haben sie sich wieder versteckt," antwortete der Junge. Die Knaben frohlockten sehr, daß sie für diesmal mit dem bloßen Schrecken davongekommen, doch nicht lange dauerte ihre Freude, denn die Gefürchteten, Mendel und der junge Saufgraf-Görg, sprangen einige Minuten nachher über den Mühlbach und standen beim Chometz-Feuer.

Beim Nahen des Mendel ergriffen die Alten ihre Enkel bei der Hand und führten sie weg, und wenn diese damit nicht zufrieden waren und unschuldige Einwendungen machten, so erhielten sie zur Antwort: „Willst ein Loch im Kopf? Wo der Asses ist, brauchst Du nicht zu sein!" Mendel mit seinen unvermeidlichen, neugierigen Elbogen steckte seine Hände in die Weste und stellte sich dicht an das Feuer.

„Was giebst mir," sprach er zu Herschel, „wenn ich Dir noch Holz verschaffe, so viel Du willst?"

„Wir brauchen keines mehr," antwortete der Knabe, „wenn wir nicht genug hätten, könnten wir es selbst holen."

„Betteln, willst Du sagen", warf Görg lachend ein.

„Ja, darauf versteht er sich gut," stimmte Mendel boshaft bei.

„Sein Vater heißt doch der Bettel-Itzig, nicht wahr? Bei dem muß er's doch gelernt haben," sprach darauf Görg.

„Wie Du bei Deinem das Saufen," entgegnete Herschel gereizt. —

„Schweigst, Kirbskopf*)," schrie Görg wild auf, ergriff ein Scheit und wollte damit nach Herschel schlagen. „Das wirst Du bleiben lassen, rath' ich Dir!" ließ sich jetzt eine Stimme aus der Reihe der äußersten Zuschauer hören, und die Judenknaben schöpften frischen Muth, als sie in dem Sprecher Niemand Andern, als den Sohn des Amman, den Toni, erblickten. Diejenigen, die schon etwas zurückgewichen waren, faßten ein Herz und traten dem Schauplatz näher. Als Görg des mächtigen Ammans Sohn erblickte, ließ er seinen Arm sinken und begnügte sich damit, einen dumm-bösen Blick auf Herschel zu werfen. Der Asses stieß aber seinen Genossen mit dem Arme und flüsterte ihm zu: „Was geht uns der an, wir fürchten ihn nicht, wir sind unser zwei." Und dann sagte er laut zu ihm:

„Erzähl' doch, wie der Bettel-Itzig reich geworden ist, willst Du's hören, Franzos?"

„Warum nicht?" erwiederte Herschel spöttisch. „Nur zu!"

„Der Bettel-Itzig," begann jetzt Görg, „hat nie was zum Besten gehabt; arbeiten wollt' er nicht, das hat mir der Vater oft gesagt, der hat ihn von Kinds auf gekannt, Geld hat er aber doch haben wollen, da hat er sich denn auf's Hausieren gelegt, um dabei zu betteln, denn auf's bloße Fechten hätte ihn die Polizei in's Loch gesperrt. Da ist denn der Itzig mit seinem Pinkel in ein Walddorf gekommen und hat bei einer Bäuerin — der Wälder war auf der Alp, denn wär' er z' Haus gewesen, so hätt' er ihn gewiß zur Thür hinaus-

*) Kirbiskopf — eine Bezeichnung der Dummheit.

gejagt — die einfältige Bäuerin hat ihm viel Waare abgekauft. Damit war aber der Itzig nicht zufrieden, er wäre in der Hütte gern über Nacht geblieben. Das Weib war so ein recht dummes Weib, wie sie im Wald sind, und hat ihm Stroh im Ziegenstall aufgeschüttet. Der Itzig hat sich schlafen gemacht, und wie er gemerkt hat, daß Alles ruhig ist, da hat er um die Ziegen rum getappt und gemerkt, daß sie goldene Ducaten legen. Itzig ist auf und davon mit den Ziegen und hat sich seither niemehr als Hausierer in der dortigen Gegend sehen lassen. Der Wälder ist in derselbigen Nacht von der Alp gefallen und hat das Genick gebrochen und ist gestorben, und so ist der Bettel-Itzig gut davongekommen und reich geworden."

„Jetzt erzählst Du was vom Sauf-Grafen," sprach Toni zu Herschel, „Du kannst's gut und hast mir schon oft schöne Geschichten erzählt."

Und als sich der Aufgeforderte sträubte, drängte Toni bittend:

„Geh'," sagte er, „fürcht' Dich nicht, ich bin da, der Amman Toni. Eine Ohrfeig' ist die andre werth. Er soll's probiren, Dich nur anzurühren."

„Er soll nur reden," fiel Görg prahlerisch ein, „er soll nur, wenn er was wüßte, hätt' er nicht so lange damit gewartet, er soll nur!"

Das war eine Herausforderung für unsern Freund, die er nicht zurückweisen konnte, und da er einerseits doch der Beherzteste unter seinen Kameraden war, andrerseits in Toni eine Hülfe sah, besann er sich nicht lange und erzählte, zu Görg gewendet:

„Dein Großvater war sehr reich, der reichste Weinbauer im Thal. Zum Winter verkaufte er die schönsten Ausbrüche für ein theures Geld und wurde immer reicher und reicher. Mit dem Wohlstande kam aber auch die Lust zum Müßiggang, mit dem Müßiggange der Uebermuth. Dein Großvater dachte,

es ist besser, den Wein selber zu trinken, als ihn zu verkaufen, und gewöhnte sich daran, schon von der allerfrühesten Morgenstunde an alle gangbaren Gefäße zu leeren, vom Pfiff und Schoppen bis zur Maaß. Das ging so einige Jahre fort; Dein Großvater war immer berauscht, er schaute sich nie um seine Weinberge, nie um die Winzer, nie um die Knechte, Felder, nie um Roß und Wagen mehr um, und ohne daß er es merkte, schwanden die Kronenthaler immer mehr, so daß man der Geldtruhe beinahe schon auf den nackten Boden gucken konnte. Dafür soff aber der alte Herr immer stärker und stärker und erwarb sich in der ganzen Umgegend den Namen Sauf-Graf. Zuletzt trieb er es so weit, daß er jeden Wanderer zu sich bringen und ihn zwingen ließ, soviel zu trinken, bis er ebenso berauscht war, wie er. Und wenn dann der freiwillig oder unfreiwillig Berauschte seiner nicht mehr bewußt war, ließ er denselben durch seine Hunde vor das Thor hetzen, wo er dann von den Knechten in die erste beste Kothlake geworfen wurde.

„Eines Abends trat eine sonderbare Gestalt in die Stube des Sauf-Grafen. Das Männchen hatte einen ungeheuer dicken Bauch und ganz dünne, dünne Fußbeine, und ein fuchsrother Bart hing bis zu den Knieen herab. Ein Paar grünlich-graue Aeuglein zwickerten unaufhörlich in den tiefen Höhlen und ein hämisches Lächeln umspielte beständig den beinahe viereckigen, großen Mund.

„Was willst, Krott*)?“ fuhr der Graf den Eingetretenen an.

„Trinken will ich mit Euch,“ antwortete das Männchen in beherztem Tone.

„Her da, zum Tisch!“ schrie Dein Großvater so laut, daß der kleine Gast mit dem ganzen Körper zu wackeln be-

*) Kröte.

gann. „Her da, sage ich," kreischte der Bauer noch ein Mal, „und das nur schnell."

„Das Männchen war ja eigentlich zum Trinken gekommen, es ließ sich's daher nicht drei Mal sagen, sondern setzte sich auf den einen Stuhl. Der Stuhl war niedrig, und doch reichten die Füße des Männchens nicht bis zum Estricht.

„Der Knecht mußte noch ein Glas und etliche Flaschen vom Rothen bringen.

„Wär' ich nicht so guten Humors," sprach der Saufgraf lachend, „zum Kuckuk, ich schämte mich, mit Dir zu trinken. Du mußt doch gar nichts vertragen können, schätz' ich."

„Wollen seh'n, wollen seh'n," erwiederte der Gast lächelnd und mit den Aeuglein zwinkernd. Wollen seh'n. Es setzte das gefüllte halbe Glas an den Mund, that einen Zug, und verschwunden war der Wein.

„Frisch ist er und Feuer hat er auch," meinte es, eine Grimasse schneidend, „aber 's wird, 's muß geh'n, bis ich den Rothen nur gewohnt bin; ich hab' bis jetzt immer Wasser getrunken."

„Der Sauf-Graf lächelte höhnisch und freute sich über den neuen Sieg schon im Voraus. Doch sein Spott ging bald in Staunen über, als der sonderliche Gast ein Glas nach dem andern leerte, bis keine einzige Flasche mehr auf dem Tische stand.

„Komm' mit in den Keller!" sagte jetzt der Bauer schon etwas verdrießlich. „Ich möcht' doch seh'n, ob Du mir's denn wirklich zuvor thust."

„Und sie gingen in den Keller.

„Kaum dort angelangt, legte sich der Zwerg an das erste Faß und sog an dem Spundloch etliche Minuten, stand dann auf und wischte sich mit den Enden seines Bartes die Lippen ab. „So, jetzt wär' das erste leer," sagte es, tief Athem holend. „Es wird immer besser werden."

Die Umstehenden waren im Laufe der Erzählung immer aufmerksamer geworden, und als Herschel sich einige Secunden Zeit nehmen wollte, das Feuer zu schüren, sprach Toni:

„Ei, laß das Feuer Feuer sein und erzähle weiter. Die Geschichte von dem Sauf-Grafen ist gar zu hübsch."

Görg knirschte vor Wuth.

„Der Sauf-Graf," fuhr Herschel in seiner Erzählung fort, „der Sauf-Graf rüttelte an dem Fasse, und als er bemerkte, daß es wirklich ganz leer war, blieb er vor Entsetzen steh'n und wagte nicht ein Wort zu sprechen.

„Der unbescheidne Gast legte sich an's zweite, dritte, vierte und fünfte Faß und leerte eines nach dem andern mit derselben Gleichgültigkeit, als wenn er einen Fingerhut voll Milch ausgesogen hätte. Und wie er an das allerletzte Faß kam, schrie der Bauer verzweifelt und in einem flehentlichen Tone:

„Laß mir doch dieses Faß! Wenn Du mir das letzte noch aussaugst, so habe ich nichts mehr und muß verdursten."

„So?" sprach der Zwerg. „So behandelst Du Deine Gäste, daß Du ihnen einen Trunk Wein mißgönnst?! Dafür sollst Du bestraft werden. Ich leere dieses Faß nicht, Du aber auch nicht; es ist verzaubert."

„Und das Männlein schlug mit seinen kleinen Händchen an den Spund und — war verschwunden."

„Der Sauf-Graf sah sich nach allen Seiten um, bemerkte aber keine Spur mehr von seinem Gaste und darüber war er recht herzlich froh, denn die tüchtigsten Fuhrknechte, die sich doch aus einigen Gläsern „Rothen" Nichts machen, hatten ihm nicht so furchtbar zugesetzt."

„Auf den Schreck und die ausgestandene Angst hin wollte er vor dem Schlafengehen noch einen Trunk zu sich nehmen. Er machte sich daher an das Faß, um es dem Männlein gleich zu thun. Trotz aller Kraftanstrengungen aber war es ihm

nicht möglich, den Spund aus dem Loche zu bringen. Und als am andern Morgen die Knechte in den Keller kamen, fanden sie ihren Herrn neben dem verzauberten Fasse liegen, regungslos, todt — Dein Großvater war verdurstet."

So tragisch auch das Ende dieser Erzählung ist, so konnte sich doch keiner der Umstehenden des lauten Lachens enthalten, und selbst Mendel verzog das Gesicht und gab sich alle erdenkliche Mühe, seinen Freund durch ein unzeitiges Lächeln nicht aufzubringen.

„Das ist erlogen, vom Anfang bis zum End'," sagte Görg mit schlechtverhaltenem Ingrimm und wollte sich entfernen.

„Wart' noch," sprach Mendel leise zu ihm, „sonst glauben sie, wir ärgern uns."

Unterdeß war das Holz schon vollends ausgegangen, und allmälig wurde auch der brennende Holzstoß niedriger. Die Knaben kehrten nun ihre Taschen um und schüttelten die Brosamen, welche sich den ganzen Winter hindurch in dem Verstecke gesammelt hatten, in die Gluth, um den letzten Rest vom Chometz zu vernichten.

„Gieb Acht!" flüsterte Görg seinem gleichgesinnten Nachbar zu. „Jetzt mach' ich's!"

Görg ahmte nach, was die Knaben thaten, und warf zuletzt noch Etwas aus der vollen Hand in's Feuer.

„Kapseln!" schrie Herschel, „fort!"

Da entstand ein knallendes Geprassel, und Görg stieß einen durchdringenden Schrei aus, fuhr sich mit der Hand nach dem rechten Auge und lief rasend davon. Mendel eilte seinem Freunde nach, und die andern Knaben, die da ahnten, was vorgefallen, entfernten sich stillschweigend. Herschel war der Letzte auf dem Platze, er goß Wasser auf die Brandstätte, und nachdem jedes Fünkelchen erloschen war, ging auch er nach Haus, aber nicht so fröhlich, wie er gekommen war. — —

III.

Der neue Haman.

Görg hatte seinen Muthwillen schrecklich gebüßt, der Splitter einer Knallkapsel, die er in's Feuer geworfen, war ihm in's Auge gesprungen und keine Hülfe war mehr möglich. — Görg war von jener Stunde an einäugig. —

Der alte Sauf-Graf wüthete im wahren Sinne des Wortes, er schwur allen Juden Rache, und das nicht gerade aus Liebe zu seinem Sohne — ein guter Trunk galt ihm am Ende mehr als seine ganze ehrbare Familie — er hätte so gerne einen Stab vom Zaune gebrochen, um einen längst gehegten Lieblingsplan zu verwirklichen, d. h. er wäre gar zu gern in die Judengass' gezogen u. s. w. — Das Märchen, welches Herschel am Chometzfeuer erzählt hatte, war keineswegs von dem Knaben selbst erdichtet, sondern lebte in dem Munde der gesammten Einwohnerschaft in H. Das kleine Männchen sollte kein Anderer sein, als Görgs Vater selbst, denn durch sein schwelgerisches, unbesonnenes Leben soll er seinen Vater gänzlich und sich auch damit zur Armuth heruntergedrückt haben. Nichts konnte also den „Sauf-Grafen" mehr aufbringen, als wenn man diese Geschichte erzählte, denn da wußte er genau, daß man es darauf abgesehen hatte, sich auf seine Kosten lustig zu machen.

Wie kam es, daß Mendel an diesem Tage nach dem Unglücke am „Bach" mißmuthig und niedergeschlagen, ja traurig war? Hatte er Mitleid mit Görg? Nein, denn im Grunde erzeugt eine solche auf schlechten Grundsätzen und Neigungen gegründete Freundschaft keine edlern Gefühle. Ist es doch eine tägliche Erscheinung, daß zwei böse Gesellen, die im Glück unzertrennlich sind, durch den leisesten Hauch von Furcht oder Ungemach die bittersten Feinde und giftigsten Verräther werden. — Fürchtete sich Mendel vor den Folgen des Streiches, den er und Görg ausgeführt? Auch das nicht. Der Asses war schon zu oft den wohlverdientesten Züchtigungen entgangen, er hatte schon „Aergeres" angestellt und er war leer ausgegangen;

wie konnte es ihm also jetzt einfallen, ängstlich zu sein, zumal es doch nur um ein Aug' geschehen war. Warum war also Mendel denn wirklich aus seiner gewöhnlichen Stimmung gefallen? Warum schlich er so kopfhängerisch an den Mauern der Häuser vorbei? Weshalb schaute er heute nicht jedem Vorübergehenden so trotzig in's Gesicht, während es doch an einem andern Tage ohne irgend einen Spott- oder Schimpfnamen nicht wohl ausgehen konnte? Im Innern dieses vernachlässigten, verwahrlosten Jünglings mußte eine mächtige Wandlung vorgegangen sein.

Vielleicht ist die äußerste Rinde von seinem Herzen geschmolzen, und ein lauer Strahl des Lichtes sucht sich Bahn zu brechen zum jungen Gemüthe? Wer weiß, vielleicht ist das Innere Mendels von einem ahnungsvollen Schauer durchrieselt worden, vielleicht sind Worte zu ihm gedrungen, die er noch nie gehört, und die daher um so wunderbarer ihre Macht ausüben.

Es kam der Abend heran. Durch die Fenster in der Judengasse glänzten schon die Kerzen auf dem Sedertische, und Alles strömte nach dem Gotteshause, den Gott der Heerschaaren zu loben und zu preisen für die Wunder, so er an Israel zur Zeit der Knechtschaft in Aegypten vollbracht. Der Arme dachte nicht an seine Armuth, denn er hatte an diesem Abende ja das Bewußtsein, daß zur damaligen Zeit Gott der Armen auch 'gedacht und sie erlöst; warum sollte er es nicht auch heute noch thun? Der Bekümmerte dachte nicht an seine Sorgen, — zu Hause harrte seiner die Gattin, das Kind, der Freund, liebende Herzen, die der Wehmuth Schatten verscheuchten.

Durch die Bogenfenster des Tempels strahlte das Licht der Kerzen, und hehrer Chorgesang ertönte in feierlicher Weise.

Markus war noch nicht heimgekehrt, und Mendel schlich von einem Hause zum andern, von einer Schwelle zur andern, vereinsamt und verlassen. Heute zum ersten Male mochte er nicht bei seiner gewöhnlichen Gesellschaft weilen, darum auch sah er sich diesen Abend so allein, so ganz allein.

„Alle sind da," sagte er traurig zu sich selbst, „nur mein Vater nicht; heute Nacht haben sie's Alle lustig, nur ich allein muß den Kopf hängen lassen."

Allmälig näherte er sich dem Gotteshause immer mehr, und ich weiß nicht, wie es kam, Mendel — trat ein. Schüchtern, scheuen Blickes schritt er vorwärts, um irgend ein leeres Plätzchen zu finden. Er sah sich hier fremd, als wäre er in einem unbekannten Lande, unter unbekannten Menschen, und doch sah er diese Männer und diese Knaben täglich und stündlich. Mehrere Male wollte er sich wieder entfernen, denn er glaubte in jedem Auge einen spöttischen Ausdruck finden zu müssen, doch es zog ihn vorwärts, es drängte ihn weiter, und als er es wagte, sein Auge scheu umherschweifen zu lassen, stand er bei — Herschel und wurde auch von ihm bemerkt. Erschrak dieser Knabe über die am heiligen Orte so seltsame Erscheinung? Freute er sich darüber? Herschel trat einen Schritt seitwärts, um entweder dem „Fremden" Platz zu machen, oder dem Gefürchteten auszuweichen. Natürlich glaubte Mendel das Letztere, denn entartete Menschen finden in den Handlungen Anderer und selbst der Besten, stets einen Spiegel, ein Echo ihres Thuns und Lassens. Mendel drängte sich mit ungestümer Hast aus seiner Umgebung und eilte hinaus; er fühlte sich gekränkt, zum ersten Male fühlte er sich verletzt von der vermutheten Geringschätzung seines Altersgenossen. Aber er nahm sich nicht vor, an Herschel Rache zu nehmen, er ersann keinen argen Streich, um dem Haupte seines jungen Glaubensgenossen Etwas „anzuthun", es kam ihm vor, als hätte Herschel Recht gehabt, es schien ihm, als verdiente er noch Aergeres. Entmuthigt schlich er nach Hause. Als er sich seiner väterlichen Wohnung näherte und im obern Stockwerke Licht erblickte, da wurde er wieder etwas froher, denn nun war er ja nicht mehr so ganz allein. — —

Markus saß mürrisch am Tische, auch vertieft, wie es schien, denn die Talgkerze brannte ob dem langen Dochte äußerst

düster. Er hatte den Kopf in die beiden Hände gestützt und bewegte sich erst aus dieser Lage, als Mendel eintrat.

„Wo bist Du gewesen?" fragte Markus seinen Sohn.

Mendel war über diese Frage befremdet, noch nie hatte sich der Vater um seine Wege bekümmert. Er blieb die Antwort schuldig.

„Hättest können wohl zu Hause sein und mir helfen. Du denkst, der Vater lebt immer und kann mich füttern; 's fällt Dir nicht ein, daß der Markus nicht immer da ist, und daß Dich die Andern dann verhungern lassen."

„Ich war im Tempel," sprach Mendel kleinlaut.

„Wo? im Tempel?" wiederholte Markus die Antwort seines Sohnes und warf auf diesen einen befremdenden Blick. „Seit wann gehst Du in den Tempel? Mach' mir nur Chawrose mit ihnen, das fehlt mir noch."

„Mit wem denn?" forschte Mendel mit einer neugierigen Miene.

„Ich weiß nicht," antwortete Markus kurz und schwieg, und setzte sich nieder in seine vorige Lage.

Nach einer Weile, während der Mendel über das eigenthümliche Benehmen seines Vaters nachsinnend auf das Fenster getrommelt, wendete er sich abermals zu Jenem mit den Worten:

„Was ist denn heut' vorgegangen mit Dir und dem Görg?"

„Dem Görg ist ein Stück von einer Kapsel in's Auge gesprungen," antwortete Mendel mit seiner gewöhnlichen Unbefangenheit.

„Wer ist Schuld daran?" fragte wiederum Markus.

„Ich weiß nicht," erwiederte Mendel. „Wir sind beim Chometzfeuer gestanden und da ist — —"

Markus erhob sich, nahm seine Mütze und schickte sich an, fort zu gehen.

„Bleib' da, bis ich komme, ich bin bald wieder da," sagte er zu seinem Sohne und entfernte sich.

Und als er im ersten Stocke bei der Thür zu des Bettel-Itzig's Zimmer vorüber ging, murmelte er vor sich hin: „Der Pessach soll dir bekommen!" — — —

Der Pessach schien aber unserm Freunde Itzig denn doch zu bekommen, wenigstens die erste Seder-Nacht, denn in ungetrübter Freude saß seine Familie um den Tisch und folgte aufmerksam dem Vortrage aus der Hagadah. Und als Bettel-Itzig damit zu Ende war, mußte er auch seine eigne Lebensgeschichte erzählen, wie auch er in seiner Jugend hintangesetzt, verstoßen und oft mißhandelt wurde. Die Kinder, und namentlich Herschel, wußten diese Geschichte auswendig, sie kannten die unbedeutendste Einzelheit aus dem Jugendleben ihres Vaters, trotzdem aber lauschten sie immer mit neuer Aufmerksamkeit und es genügte ihnen, wenn es sich der Erzähler nur angelegen sein ließ, ein bischen Schreck, Hunger und Thränen mehr hinzugeben; im Wesentlichen aber, d. h. in den Jahreszahlen, Namen u. s. w. mußte er getreu bleiben, sonst wäre es von den Kindern unverzüglich berichtigt worden, und diese hätten in die mißliche Lage verfallen können, den Erzählungen minder aufrichtigen Glauben schenken zu dürfen. — Wenn heute die jüngeren Kinder Itzigs eine Ausnahme machten und an diesem Abende freiwillig mit halbgeschlossenen Augen zu Bette gingen, während sie sich sonst nie so recht mit leichtem Herzen dazu verstehen konnten, so muß das dem Weine zugerechnet werden, und Herschel mochte prahlen, wie er wollte, man sah es ihm deutlich an, daß er heute zwei volle Becher Weins getrunken.

Während hier und in den andern Familienkreisen der Judengasse dieses ewig heilige Nationalfest mit inniger Weihe begangen wurde, während dessen war Markus in der Stube beim „Sauf-Graf."

Die Zwei saßen sich an einem eichenen Tische gegenüber, und Peter hatte eine hölzerne Tabackspfeife im Munde, woraus er dann und wann, wenn auch nicht bläuliche und duftende, so doch dicht-graue und erstickende Wolken blies.

„Um's ganze, um's ganze Aug' ist's g'scheh'n!" schrie Peter, ein längeres Stillschweigen unterbrechend, indem er mit der geballten Faust auf den Tisch schlug. Um's ganze — —"

„Schad' um Görg," sprach Markus mit einer zweideutigen Miene.

„Freilich!" erwiederte der Sauf-Graf, „aber wart', Markus, sie sollen ihm das Aug' bezahlen. Die Häuser muß ihnen der Görg' bei der Nacht überm Kopf anzünden, damit er besser sieht."

„Sie können's ihm zehnfach mit Geld aufwiegen, es fehlt ihnen nicht daran," sprach Markus.

„Das müssen sie auch, die verdammten — —" tobte Peter mit wilder Roheit. Die Faulpelze, die Tagediebe da oben" — und er zeigte auf das Gerichtshaus — die haben gesagt: Euer Görg ist im ganzen Ort als ein nichtsnutziger Kerl bekannt, wär' er nicht zum Feuer gegangen, so wär' ihm das nicht passirt. Wenn ihr klagen wollt, so geht zum Kreisgericht und bezahlt im voraus die Kosten. Und wie ich hab' lärmen wollen über so ein himmelschreiendes Unrecht, da hat mich der alte Schnapseimer, der Gerichtsdiener, fast zur Thüre hinausgeworfen. Aber —" und Peter that aus seinem Halbglas einen riesigen Zug, „ich werde mir und dem Görg schon selber das Recht verschaffen, es reut mich, daß ich mich von den Federfüchsen da oben hab' anschreien lassen — alle müssen sie zum T— — — —"

„Woher haben sie ihr Geld?" fuhr der Bauer nach einer Weile, aber in einem gemäßigten, leisen Tone fort, „woher, als von uns. Uns gehört es, gestohlen haben sie's, abgewuchert. Du wirst Wunder seh'n, Markus. Wir haben uns schon lange mit einander verabredet, die Meisten von hier, die von Bloding, die von Bernwald, die von Reinau, daß sie vertrieben werden sollen. Schau', ich hätt' Dir's schon früher g'sagt, aber ich hab' mich noch immer vor Dir g'fürcht und denkt, Du bist halt doch einer von ihnen, jetzt aber weiß ich, daß sie Dir auch nicht an's Herz gewachsen sind."

„Wie, an's Herz gewachsen?" schrie Markus, sich vergessend. „Weißt denn nicht, daß sie mich heruntergebracht

haben? Nächste Woche werden sie mir mein halbes Haus verkaufen, weil ich nicht zahlen kann, und ich will wetten, daß es der Bettel-Itzig um den halben Preis kriegt, aber — Du Peter, ich halt mit euch."

Peter schaute seinem Freunde befremdet in's Gesicht.

„Meinetwegen wohl," sprach er nach einigem Stillschweigen, mir ist's recht. Thu' was du willst; Dir werden wir gar nichts Leides thun; ich will Dir gar nicht zureden, Du bist denn doch auch ein Jud' . . . . Thu', was Du willst."

Markus kamen diese Worte nicht gelegen, er fühlte sich durch dieselben beschämt und schwieg . . . . . Doch er war nicht der Mann, der sich erdrückenden Gefühlen hingab und er sprach:

„Was ihr thut, thu' auch ich; ich hab immer bei euch gehalten, der Bettel-Itzig soll mich kennen lernen. Wann wird die Sache abgemacht?"

„Je eher, je besser!" erwiederte Peter, „diese Woche noch. Ich werde morgen selbst nach den Ortschaften fahren und mich mit den Leuten unterreden; ich brauch' des reichen Löbl' Geld, und die Andern werden auch was brauchen können, und Du auch."

Der Sauf-Graf leerte sein Glas, erhob sich und sprach zu Markus: „Jetzt aber, Bruder, heißt's schweigen; wenn was raus kommt, bist Du Schuld und Du mußt's dann büßen."

Markus blieb die Antwort schuldig, und begleitete Peter aus der Wirthsstube, und erst dort, wo sich ihre Wege trennten, schieden sie von einander.

Mendel war auf dem Tische schon eingeschlafen, da sein Vater nach Hause kam. Markus rüttelte seinen Sohn auf, und als dieser wieder bei Besinnung war, sagte er zu ihm: „Nur Geduld, Mendel, sie werden bald anders pfeifen." — „Wer?" fragte der Asses, den Sinn dieser Worte nicht verstehend. — „Geh jetzt schlafen," sprach Markus lächelnd, „Du wirst's schon erfahren."

Sohn und Vater begaben sich zu Bette. Markus wiegte sich in goldenen Hoffnungen und ergötzte sein Herz an süßen Racheplänen . . . .

Ein Weiser sprach einst zu einem Könige: Der Haß wüthet am stärksten, der im Neide wurzelt. . . .

IV.

Purim.

Peter ließ es nicht bei seinen Plänen bewendet sein, er schritt, wie er dem Markus gesagt, eifrigst zu deren Vollführung. Er warb in den obbenannten Ortschaften Leute für seine Sache und fand sie in Massen. Der künftige Freitag — 5 Tage nach der Besprechung im Wirthshause — war dazu bestimmt, die Judengasse zu plündern. Zu plündern, denn sonst war's doch eigentlich jenen Leuten um Nichts zu thun. Mitternacht wollten sich die Betheiligten zusammenschaaren, um gemeinschaftlich ihren Zweck zu erreichen, und zu diesem Behufe hatten sich auch an diesem Abende die Meisten in den umliegenden Wirthshäusern eingefunden, um beim Glase sich auf den zu erhoffenden Reichthum zu freuen. Wie Mancher trank und trank, ohne einen Groschen zur Bezahlung in der Tasche zu haben. Dies beschwerte aber das Gewissen dieser Menschen nicht im Geringsten. Morgen hatten sie ja Geld wie Hobelspäne, da konnten sie den Wirth schon schadlos halten.

Als ein talentvoller Anführer sah Peter die Nothwendigkeit ein, die Häupter seiner Sache zu einer Besprechung zusammen zu berufen, um gewisse Bestimmungen über die Art des Angriffes, die Vertheilung der Leute u. s. w. zu treffen, und hiezu wurde die „Krone" gewählt. Peter hatte als Präsident die erste Stimme und den Vorsitz inne.

So hatten sich denn jene Edeln in der „Krone" versammelt, und Markus war auch dabei. Sorgfältig verriegelte der Letzte die Thür, damit kein Unberufener das Werk störe. — Lange sprachen sie hin und her, es ging nicht ohne Wort-

wechsel, ohne Schimpf und Drohung ab, und namentlich waren es Peter und Markus, die sich mit ihren Meinungen und Ansprüchen beständig und auf's Heftigste widerstritten.

„Ich sag' halt und so bleibt's dabei!" schrie Peter, den Ort und den Zweck ihres Hierseins vergessend, „beim Löbl wird ang'fangen, der ist mein, dann könnt ihr machen, was ihr wollt!"

„Es ist gescheidter, beim Bettel-Itzig anzufangen," meinte Markus, „da kenn ich mich gut aus."

„Ja, weil Du den haben willst," entgegnete der Sauf-Graf, der schon einen nicht unbedeutenden Anflug von einem Branntweinrausch zur Schau trug, „daraus wird Nichts, beim Löbl wird angefangen. Wem's nicht recht ist, der mag's anders machen."

„Bist Du der Einzige, der was zu reden hat?" sprach Markus gereizt zu Peter.

„Freilich," schrie Peter. „Ich bin der Einzige, ich bin der Erste!" und dabei schlug er mit heftiger Gewalt auf seine Brust; „ich bin der Erste, ich bin der Peter, und Du bist doch nur ein Jud!"

Markus sah verlorenes Spiel. Anscheinend beleidigt, nahm er seine Mütze und wollte sich entfernen.

Peter bemerkte dies und stellte sich gleichgültig. Doch sprach er: „Du, Markus, geh' wohin Du willst, wenn Du aber ein Wort red'st, so ist's um Dich g'scheh'n. Merk' Dir's."

„Zuerst kommt's über Deinen Kopf," erwiederte Markus mit einer höhnischen Miene.

„Was?" schrie Peter mit wüthender Geberde, indem er auf Markus losprang und ihm mit dem Brotmesser einen Stich in die Schulter versetzte. „Da hast's!" schnaubte er um — — Die Versammelten fuhren zusammen, und ihre Gesichter erstarrten. Die Thüre war unter Krachen eingestürzt, und Toni's Vater, der Amman, stand im Zimmer und hinter ihm noch drei handfeste Knechte

„Wer hat euch gerufen?“ schrie der betrunkene Sauf-Graf dem Amman in's Gesicht, nachdem er sich von dem ersten Schrecken leidlich erholt hatte.

„Mich?“ fragte der Amman. „Mich braucht man nicht zu rufen, ich komme von selbst.“

„So geht auch — —“

„Schweig'!“ sprach Toni's Vater mit ernster Miene.

„Geh' in's Bett, verschlaf Deinen Rausch und morgen werden wir mit einander reden. Ich hätte Dich heute Nacht schon einsperren lassen, Dich und den Judas da.“ — Mit diesen Worten zeigte der wackere Mann auf Markus, der halb ohnmächtig auf einem Stuhle saß, und aus dessen Kleidern warme Blutstropfen rieselten — „heute Nacht schon, aber 's ist mir leid um Dein hungriges Weib und um Deine armen Kinder. Wenn ich ihr Unglück verhüten könnt', so thät ich's, aber — — — ich fürchte, es ist zu spät. Und ihr“ — er wandte sich zu den Andern, geht nach Hause, ihr habt auch was Besseres zu thun, als solchen Schlechtigkeiten nachzusinnen, geht, geht.“

Alle fühlten sich vernichtet von diesen redlich gemeinten Worten, und Einer nach dem Andern schlich aus dem Zimmer.

„Treibt kein dummes Zeug!“ rief Toni's Vater den Enttäuschten warnend nach, „wir haben Soldaten im Orte. Habt ihr verstanden?“

Markus war der Letzte, der sich entfernte; er getraute sich nicht, dem Amman in's ehrliche Gesicht zu sehen, und unzufrieden suchte er seine Wohnung auf.

Die Herren hatten den Wink des Amman wohl verstanden, sie verhielten sich die ganze Nacht hindurch ruhig und alle Eroberungspläne waren wie mit einem Male aus Herz und Sinn getilgt.

Wie so — werden meine Leser fragen — wie so hatte der Amman von dem Anschlage gehört?

Das ging folgendermaßen zu:

Was Peter wußte, wußte bald Jedermann, denn Manche plaudern im Rausche das aus, was sie im nüchternen Zustande denken und überlegen. So sehr sich also der Sauf-Graf Stillschweigen, selbst vor seinen Leuten, auferlegte, so ließ er doch das ganze Geheimniß unwillkürlich fallen, und sein Weib, die sich schon auf die gold'ne Kette von der „Löblin" freute, lief zur Nachbarin und erzählte ihr, was sie gehört. Und die Nachbarin lief zur Nachbarin, und so ging es, bis es auch als größtes Geheimniß zu den Ohren des Amman drang, und hätten es die Leute in der Judengasse nicht auch als ein Geheimniß erfahren, so wäre von ihrem Haupte das Unglück unbewußt abgewendet worden; denn der Amman hatte gesagt: Sie brauchen nichts davon zu wissen, sonst machen sie Spektakel. Ich werde die Brut schon allein auseinander sprengen.

Wenn die jüdische Gemeinde jene Aufwiegler nicht gerichtlich verfolgte, so kann dies nur ihrer Friedliebe zugeschrieben werden. Markus verschwieg seine Wunde, er rief keinen Arzt, der Brand kam dazu, innerer Verdruß mochte das Seinige dazu beigetragen haben, kurz, Markus starb die Woche darauf. — Als er auf dem Todtenbette lag, kam vom Gericht eine Pfändung, das halbe Haus sollte verkauft werden, um ungeduldige, drängende Gläubiger zu befriedigen. Aber der Bettel-Itzig wollte den obern Stock nicht kaufen, und nur um zu verhüten, daß er nicht in „ungewaschene" Hände falle, brachte er ihn käuflich an sich.

Und Mendel?

Bettel-Itzig war der Erste, der eine Sammlung veranstaltete, um den unglücklichen Jüngling etwas Tüchtiges lernen zu lassen. Er kam zu einem Sattler in die Lehre, und diesmal blieb er auch, und der Meister war mit ihm zufrieden. Und wenn Mendel auf einen Feiertag — (sein Meister wohnte eine Meile von H. entfernt) nach Hause kam, so wohnte er beim Bettel-Itzig und aß auch bei ihm, und der Name Asses verlor in Beziehung auf Mendel seine Bedeutung. Unglück-

licher oder glücklicher Weise erfuhren die Bewohner der „Judengaß" erst zwei Stunden vorher das Unglück, so ihnen drohte, sonst hätten sie denselben Tag gewiß gefastet und geweint; dafür aber lobten sie den Herrn und dankten ihm und baten Gott, daß er dem Amman das vergelte, was er an ihnen gethan. Und die Wohlhabenden schickten Almosen herum und gaben auf jedwede Weise ihren tiefen Dank gegen den allmächtigen Gott mit freudigem Herzen kund.

Der Amman lebt noch, als silberweißer Greis, und hat Freude an seinem einzigen Sohn, dem Toni, der als ein reicher Bauer die Würde seines Vaters mit dem Segen, der auf seinem Hausstande stets waltete, übernommen hat.

Peter soff und soff, bis er vollends zu Grunde ging und Taglöhner werden mußte, und Görg? Der ernährte sich vom Wassertragen in der Judengasse.

H. ist heute noch immer wie es war, nur eine Veränderung mußte es sich gefallen lassen. Jenes bedeutungsvolle Haus ist nicht mehr bunt, sondern ganz weiß. Im „Untern" wohnt der Franzosen-Herschel, im „Obern" der Sattler Mendel. Zwischen den Nachkommen herrscht keine Zwietracht mehr, und wenn man heute zur Abendstunde fragt: Wo ist Herschel? so heißt es: Beim Mendel. Und fragt man: Wo ist Mendel? — So hört man, beim Herschel.

Klara.

I.

Spanien, das Land, wo unsere Glaubensbrüder einst auf der höchsten Stufe des Glückes standen, und das einige Dezennien nachher sie grausam aus seinen Armen stieß, das Land, wo hochherzige, ritterliche Juden den Degen trugen und König und Vaterland als treue Diener bewacht, wo anspruchlose Männer aus dunkeln, armseligen Stuben Strahlen der Weisheit und Klänge der tiefsten Empfindung in die ganze gebildete Welt hinausgesandt, — dieses Land ist jetzt der Schauplatz unserer Erzählung. Don Juan, Sohn des Infanten Don Manuel, hatte damals — schon manches Jahrhundert ist seither verflossen — den kastilischen Thron inne, und Don Josef ben Efraim war des Königs erster Statthalter, sein Schatzmeister, sein Rath, kurz sein Alles; er besaß das ungetheilte Vertrauen des Herrschers und suchte auch bei jeder, und auch der geringsten Gelegenheit, sich dessen würdig zu machen und die Edeln des Reiches, die Bessern im Volke, die Armen fühlten sich glücklich ob der Segnungen, die Don Josef durch seine Friedliebe, durch seinen Edelmuth und seine milde Hand über das Land verbreitete.

Es war an einem Frühlingsabende. Noch war die Sonne am westlichen Firmamente nicht untergegangen, und die Strahlen des ewig herrlichen Feuerballes erglänzten in den Spiegeln des Quadalquivir, und die Luft, die über Sevilla

lagerte, war noch von einer sengenden Gluth erfüllt. Die Einwohner der Hauptstadt Castiliens harrten auf die Abkühlung, die in diesen Gegenden so rasch vor sich geht, — bis dahin lagen sie auf üppigen Betten in reichen Schlafgemächern oder auf dürftigen Pfühlen in ärmlichen Hütten. Aber in dem Gemache des Don Josef ging es rührig zu. Der Schatzmeister des Königs saß an einem kostbar gearbeiteten, reich eingelegten Schreibtische und schrieb und rechnete, suchte Schriften hervor, legte andere wieder hinweg, sprach mit sich selber, bald im zufriedenen, bald im unwilligen Tone.

Es war aber auch einladend, in diesem Zimmer zu arbeiten. Reiche Damastvorhänge verwehrten den abendlichen Strahlen jedweden und auch nur den schüchternsten Eintritt, daher in dem Gemache ein heimisches Dunkel verbreitet war; in zierlich geflochtenen Körben standen Blumen, deren köstlicher Duft das Zimmer durchzitterte, die Geräthe, welche sich im Gemache befanden, schienen von den geschicktesten Meisterhänden gearbeitet zu sein und gleich beim Eintritte gewahrte man, daß hier eine sinnige Frauenhand walte, mit zartem Sinn das Kleinste wie das Größte richtig und geschmackvoll ordnend. Klara, die schöne Tochter Don Josefs, wachte mit ihrem zärtlichen Kindesauge darüber, daß Alles so sei, wie es dem Vater gefallen müßte; sie goß die Blumen mit eigener Hand, sie ordnete die verschiedenen kleinen Muscheln und Nippsachen, wie sie sich damals eben vorfanden, und machte dem Vater jeden Morgen seine Schreibgeräthe zurecht und faltete die Schriften und Papiere. In dem Augenblicke, wo meine lieben Leser den Vater am Arbeitstische sehen, sitzt Klara auf einem Sofa und ist mit einem Haargeflechte beschäftigt. Rabenschwarze Locken wallten ihr auf die Schultern herab und bildeten zu dem blendend weißen Angesichte den prächtigsten Rahmen. Ein Paar sinnig braune Augen erglänzten unter stark gewölbten Brauen und die sanft geschwellten Purpurlippen waren von einem stillen Lächeln umspielt. Zuweilen

richtete Klara ihr Auge nach dem Orte, wo der Vater saß, ein ungeduldiges Verlangen sprach aus ihren Mienen und dieses Verlangen wurde allemal gesteigert, wenn Don Josef neue Papiere zur Hand nahm, sich in andere Arbeiten vertiefte.

Große Summen hat der letzte Maurenkrieg wieder verschlungen, sagte jetzt der Statthalter zu sich, indem er bedenklich das graue Haupt schüttelte, und noch weiß ich nicht, auf welche Weise die Ausgaben aufzutreiben sind, damit der arme Mann, die dürftige Familie darunter nicht leide. Don Juan will nur immer Geld, kann ich aber, darf ich es dulden, daß Wittwen ihren hungernden Kindern das Brod, so sie am Abend verzehren wollen, vom Munde reißen? Darf ich es sehen, daß man matten Greisen das Bett raubt und sie auf faulendes Stroh verweis't! Nein, nein! Und wenn ich auch dieses Mal wieder von meinem Eigenthume Opfer bringen müßte, — — was liegt daran? sie — setzte er leise hinzu, einen verstohlenen Blick auf Klara werfend — sie ist doch genügsam, sie ist doch gut. . . .

Endlich legte Don Josef die Hände nieder.

Kaum hatte Klara dies bemerkt, als sie ihre Arbeit auf das Sofa warf und zu ihrem Vater hüpfte. Mit kosender Miene schlang das Mädchen seinen Arm um den Nacken Don Josefs. Heute hast du mich aber wieder ein Mal sehr, sehr lange warten lassen, sprach Klara in einem scherzhaft schmollenden Tone.

Glaube mir, gutes Mädchen, versetzte der Vater, indem er seiner Tochter einen Kuß auf die Stirne drückte, gern würde ich dir, meiner lieben Tochter, meine ganze Zeit schenken, mein sehnlichster Wunsch wäre es, mich mit dir vom frühen Morgen bis zum späten Abend beschäftigen und vergnügen zu können, aber du weißt es ja, ich habe keine Muße, meine Stunden sind dem Lande, seiner Wohlfahrt geweiht, und du, Klärchen, mußt denn einsame Augenblicke zu deinen Vertrauten machen, und sie sind ja, diese einsamen Augenblicke, die treue-

sten Vertrauten, du suchst sie und augenblicklich breiten sie dir die Arme entgegen, und sind verschwiegener als je eine Menschenbrust es war.

Doch nicht verschwiegener als Estella? sagte Klara lächelnd.

Ach, Estella, wiederholte Don Josef. Nun sieh, du erinnerst mich selbst daran, daß du nicht so vereinsamt bist, du hast doch deine Estella, deine Herzensfreundin, mit der . . .

Und ich bin stolz auf diese Freundin, fiel Klara dem Vater eifrig in's Wort.

Weil sie des Königs Tochter ist? sprach Don Josef, seine Tochter mit einem prüfend ernsten Blicke ansehend.

Nein, antwortete das Mädchen stolz, nicht weil sie unseres Herrschers Tochter ist, aber weil sie ein edles, großes Herz besitzt und meine wahre Liebe mit der reinsten Hingebung vergilt.

Donna Estella ist ein edles Wesen, sprach Don Josef, und wenn du sie ihres inneren Werthes und nur dieses inneren Werthes wegen, der allein den Menschen zum Menschen adelt, achtest, dann, Klara, bin auch ich stolz auf deine Wahl, und der Vater darf sich glücklich fühlen, eine Tochter zu besitzen, die Estella zur Freundin hat.

Bemerkst du nicht, Vater, sprach Klara etwas heiterer als zuvor, wie Estella jeden neuen Tag mir neue Beweise von Liebe giebt? Weißt du nicht, daß die Infantin den kleinsten Genuß mit mir zu theilen sucht? Heute erst bereitete sie mir eine liebe Ueberraschung.

Don Josef schien in der That von dem überzeugt zu sein, was seine Tochter ihm erzählte, und als er bei den letzten Worten Klaras das Mädchen fragend ansah, sprach sie:

Als ich, wie gewöhnlich, heute vor Sonnenaufgang mit Estella im Parke lustwandelte, las ich aus ihren Mienen, daß sie sich wieder auf Etwas freue; sie konnte die Stunde kaum erwarten, wo wir gewöhnlich mit einander einen kleinen Ritt am Ufer des Flusses machen. Statt der gewöhnlichen zwei

Pferde brachte aber der Bursche ein Paar feurige Araber, von einem wunderschönen Schwarz, beide gleich groß, gleich gebaut, von einer täuschenden Aehnlichkeit.

Der Vater hat für mich das eine dieser Thiere gekauft, sagte Estella, und ich ruhte nicht, bis unsere Diener ein zweites, ganz gleiches aufgefunden haben und zwar für dich. Es ist ihnen gelungen, und nun habe ich erst meine wahre Freude an dem wackern Thiere, und die neugierigen Gaffer werden uns nicht mehr von einander unterscheiden können. Nur den Schleier nie gelüftet, Klara, dann — setzte Estella schalkhaft hinzu — sehen sie mich am Ende für meine Klara an.

Don Josef lächelte.

Und wirklich — fuhr Klara fort, deren Antlitz von einem sanften Roth überhaucht wurde, dem Strahle der reinsten Freude — als wir beide, dicht in unsere Schleier verhüllt, durch die Stadt ritten, hörten wir zu unserm Ergötzen, wie sie stritten, welche von uns die Königs- oder die Judentochter sei.

Und der König? sprach Josef.

Ist eben so gut, wie er mir sein kann, antwortete Klara. Immer, wenn ich ohne dich komme, fragt er mich, wie es dir gehe, was sein treuer Diener mache.

Gebe der Himmel, daß die Gunst, die mir der König schenkt, auch von steter Dauer sei.

Klara schrak zusammen. Wie? sprach sie mit halblauter Stimme, fürchtest du, der König . . .

Ich fürchte nicht, erwiederte Don Josef in festem Tone, ich habe nichts zu fürchten, denn ich glaube so zu handeln, wie es Gott will.

Was sollen denn deine vorhin gesprochenen Worte von steter Gunst und der Ton, in welchem diese Worte ihren Ausdruck fanden, bedeuten? Ach, Väterchen, erkläre dich mir gegenüber! Du kennst mich schwaches, zaghaftes Mädchen doch, und . . .

Weißt du denn nicht, daß ich ein Jude, der erste Beamte,

ein Abkömmling jenes Volkes bin, das in allen Landen der Verachtung, dem Hohne preisgegeben ist? sprach Don Josef ernst.

Doch hier nicht, in Castilien! wendete Klara ein.

In diesem Augenblicke freilich nicht, erwiederte Don Josef, immerhin aber giebt es in unserem Reiche Männer, die mit scheelem Blicke auf mich sehen, und deren Inneres den Gedanken nicht ertragen kann, daß ein Jude dem Könige so nahe stehe und seine Tochter die Vertraute der Infantin sei.

Und wenn es auch solche Menschen gäbe, meinte Klara, was vermögen sie gegen den Willen des Regenten?

Nichts, versetzte Don Josef, wenn dieser Wille ein eiserner, Alles, wenn er schwach, beugsam ist, wie der des Königs. Don Juan ist gut, mild und edel, aber eben so schwach und veränderlich und die unbegrenzte Huld, die er mir schenkt, kann — der Himmel verhüte es — durch ein feindliches Wort in den bittersten Haß sich verwandeln. Auch dies kümmerte mich wenig, der König ist eben ein Mensch, wie ich und du, wie alle Menschen und — — meine Gedanken sind aber auf das Schicksal meiner Nation gelenkt, und so sehr ich jetzt die Gelegenheit habe, meinen Glaubensbrüdern zu nützen, sie in der Achtung der Christen zu heben und ihre einstige Wohlfahrt im Lande begründen zu helfen, so fürchterlich müßte für sie der Schlag sein, den die Ungnade des Königs ihnen plötzlich versetzen könnte, eine einzige launische Stunde würde das zerstören, was ich und meine Freunde seit Jahren errungen. Und gerade in den Augenblicken, wo er mich mit Gunstbezeugungen überhäuft, gerade dann kann ich mich gewisser Bilder nicht erwehren und — —

Da öffnete sich die Thür und Juanna, die Zofe Klaras, trat ein.

Was giebt es? fragte das Mädchen, der die Unterbrechung unangenehm kam, was willst du, Juanna?

Ach, Donna Klara, antwortete die alte Dienerin, draußen wartet ein armes Weib, welches mit eurem Vater sprechen will.

Mit mir? fragte Don Josef. So mag sie eintreten.

Aber sie sieht so gar schmutzig, so — — ich wollte sie zurückhalten, doch sie sagt, sie werde die ganze Nacht vor dem Thorgitter lagern, bis ihr des Morgens sie sehen müßtet, endlich hatte ich doch Mitleid — — —

So laß sie doch eintreten, befahl Don Josef, über die Redseligkeit der Zofe etwas unwillig.

Juanna entfernte sich, und alsbald erschien im Vordergrunde des herrlichen Gemaches eine weibliche Gestalt, die alle Zeichen irdischen Elendes, der Armuth und Krankheit und Entbehrung zur Schau trug. An jeder Seite klammerte sich ein Kind ans Kleid und auf dem Arme trug sie einen Säugling.

Was wollt ihr? fragte Josef mit liebevoller Freundlichkeit das arme Weib.

Mein Leben und das meiner armen Kinder! schrie das Weib, das bis jetzt seinem stürmischen Gemüthsdrange einen eisernen Damm entgegengesetzt zu haben schien. O, rettet mich, edler Mann!

Was ist euch denn, Weib? fragte Don Josef entsetzt über den leidenschaftlichen Ruf der Frau. Seid ihr eine Verbrecherin?

Verbrecherin? wiederholte die Frau lächelnd, indem sie einen Schritt zurücktrat, nein, nein, ich bin keine Verbrecherin, aber — — ich könnte, ich muß es werden!

So erklärt euch doch, sprach Josef ben Efraim, ich muß ja euer Unglück kennen, bevor ich es mildern kann.

Eure Diener wollen mich pfänden, sagte hierauf in einem schrecklich kalten Tone das Weib, nein, nicht so, sie haben mir schon die letzte Habe fortgeschafft, die sie eben fortschleppen konnten, und heute ließ mir Gonzalo Martin mit dem Verkaufe meiner Hütte drohen, wenn ich bis Sonnenuntergang bei Steuern nicht bezahlte . . .

Wie? rief Don Josef und eine leichte Röthe überflog sein edles Angesicht, Gonzalo Martin!

So ist's, erwiederte das Weib bitter. Die Hütte will man mir verkaufen, das Einzige, was mir mein Mann hinterließ, der im Kriege fürs Vaterland seinen Tod fand.

Josef ben Efraim durchmaß das Zimmer einige Male mit großen Schritten und wendete oft seine Blicke auf Klara, die unterdessen ihre verlassene Arbeit wieder zur Hand genommen hatte, doch eine aufmerksame Zeugin der stattgehabten Scene geblieben war.

Das dritte, nein das vierte Mal ist es jetzt, sagte Josef leise zu sich, daß mir solche Klagen zu Ohren kommen; dem muß abgeholfen werden. Wozu opferte ich denn jährlich ein schönes Theil meines Vermögens? Um es treulosen Dienern in die Tasche fließen zu lassen?

Dann wendete er sich rasch zu dem Weibe und fragte sie nach ihrem Namen. Don Josef setzte sich an den Schreibtisch und that einige Züge. Das Papier übergab er dem Weibe mit den Worten: Diese Schrift wird euch vor jeder Gewaltthätigkeit schützen, gute Frau. Wenn die Diener Gonzal's zu euch kommen, überreicht ihnen dieselbe, und sie werden es nicht wagen, euer Eigenthum zu betasten. Und daß ihr wieder zu euerer Habe kommt, deren man euch beraubt, dafür laßt mich sorgen. Nur bitte ich euch, haltet eure Zunge im Zaume! sprecht nichts Gutes von mir und nichts Schlechtes von Andern, oder umgekehrt, thut, als wenn Nichts vorgefallen wäre und ihr sollt, so wie überhaupt die Bedrängten alle, eine Stütze an mir haben — so lange ich eben kann, setzte er flüsternd hinzu.

Das Weib steckte die Schrift in ihren Busen und wollte des edlen Mannes Hand erfassen, um sie mit Küssen zu bedecken.

Geht, geht, sprach Don Josef abwehrend. Gott möge euch ferner schützen! . . . .

Die Diener kamen zur Wittwe und brachten die Schrift Don Josefs ihrem Herrn Gonzalo. Dieser las sie und —— erbleichte. Gleichzeitig kam ihm der Befehl, sich zu seinem Gebieter, Josef ben Efraim, zu begeben.

Der Abend war schon bedeutend vorgerückt, als Gonzal Martin zu dem Schatzmeister des Königs ging. Er sann auf Worte, mit denen er Lügen, leere Ausflüche zur Wahrheit färben könnte, und er fand diese Worte und hätte sich auch vielleicht in den Augen Mancher damit freigesprochen: doch Josef ben Efraim prüfte genau den Sachverhalt, und vor seinem scharf sehenden Blicke zerrannen alle Erdichtungen in ihr Nichts, und das Lügengewebe zerriß bis in die feinsten Fäden.

Ich will Euch auch diesmal die wohlverdiente Strafe schenken, sagte Don Josef im entschiedenen Ernste; es soll dem Könige verschwiegen werden, wie ihr mit seinen Unterthanen verfahret; ich lasse euch ungestraft von hinnen, denn auch ich sollte mich von euch nicht täuschen lassen. Aber dies thut, Gonzal: geht aus Sevilla, entfernt euch aus Castilien, macht euch fremd in einem Lande, wo die Ehre ihren Schutz findet, und euer Laster in den Augen eines jeden Kindes doppelt schwarz erscheinen muß.

Gonzal senkte sein Haupt wie ein demüthiger Knecht. In seinem Busen aber, da brauste es, und die folgende Nacht reichte kaum hin, alle Pläne zu durchdenken, wie er sich an dem Juden rächen könne. . . . .

Auf Klara hatten die Worte ihres Vaters einen betrübenden Eindruck gemacht. Sie erkannte die Wahrheit, die in seinen Aussprüchen lag und fühlte sich gedrückt von der Sorge, daß die Befürchtungen in Erfüllung gehen könnten.

Wenn des Mannes Brust unter schweren Ahnungen seufzt, und sein Blick von trüben Erscheinungen umflort wird, so findet er dann doch oft Gedanken, die das Herz mit aller Kraft, so ihm der Schöpfer verliehen, erfaßt, er sucht und findet stets neuen Rath und neue Hoffnung, die im Stande ist, die fürchtende, zagende Seele auf kurze Zeit wieder aufzurichten und zu ermuthigen. Das Weib aber, das stärker fühlt und heftiger empfindet, das Weib, das schwärzer sieht und fürchtet, es kann die Sorgen, die drückende Angst nur tragen helfen, und seine Seele klammert sich an Gott. . . . . So auch

Klara. Der Vater war schon entschlafen und Juanna, ihre Wärterin, mochte sich auch schon in goldenen Träumen wiegen, als das Mädchen im kühlen Garten saß und dem gedrückten Herzen durch ein frommes Gebet Erleichterung verschaffte. Noch nie fühlte sie den Busen so beklemmt, als diese Nacht; noch nie erkannte sie so sehr den Segen eines aufrichtigen Gebetes, als in dieser Stunde. Gestärkt und ermuthigt ergriff Klara eine Lyra und sandte leise, silberne Töne zum blauen Himmelszelt hinan.

II.

Unter allen Dienern stand Gonzalo Martin seinem Herrn am nächsten. Don Josef hatte ihn in kurzer Zeit zu seinem ersten Beamten erhoben; aber nicht umsonst durfte sich dieser eines solchen Glückes erfreuen, denn Gott hatte ihm herrliche Geistesgaben verliehen, mittelst welcher er sich in allen Lagen schnell genug zu finden wußte und im Amte treffliche Dienste leistete. Er kannte Josefs Eifer für das Wohl Castiliens und darum suchte er diesen in Allem zu unterstützen, um sich seine Gunst zu erwerben, und der Statthalter sah die berechnende Klugheit Gonzalos für die offenste Biederkeit an, übertrug ihm nach und nach einen Theil seiner Geschäfte und setzte ihn zum Verwalter mehrerer Landesgebiete ein. Der Diener liebte aber keineswegs seinen Herrn, er achtete nur den Einfluß, den dieser auf den König ausübte, und die Macht und die Gewalt, die er in Händen hatte. Gonzal liebte Don Josef nicht, er haßte ihn, weil er ihn beneidete, den Juden, der seiner Ansicht nach kein Recht darauf habe, höher als er zu stehen.

Einige Jahre verstand es der kluge Gonzal mit seiner Maske zu täuschen, endlich wurde es ihm zu lang und im Glauben, das unbegrenzte Vertrauen seines Herrn zu besitzen, fing er damit an, das Amt, welches ihm verliehen, zu mißbrauchen. Er herrschte im schlechten Sinne des Wortes, mit Stolz und Härte, er unterdrückte, wo er unterdrücken konnte,

und vergaß sich so weit, Erpressungen zu begehen, wie wir es — und das war nicht das erste Mal, wir haben es aus dem Munde Don Josefs erfahren — oben gesehen. Und als er an jenem Abende von seinem Herrn der Schuld überwiesen ward, als er sah, daß er unter der Wucht der Anklage sich beugen mußte und dennoch von Don Josef väterliche Huld erfuhr, da dachte er nicht daran, in sich zu gehen, er dachte an Alles, an Haß, an Rache, nur nicht an sein Vergehen, er dachte nicht daran, daß sein Herr besser sei als er, und daß er alle seine Kraft aufwenden sollte, um das verlorene Vertrauen sich wieder zu erringen; nein, der Gedanke stieg jetzt stärker als je in seinem Innern empor, daß er keinem Juden dienen müsse und er sann auf Pläne, die erlittene Schmach zu tilgen. Die Gelegenheit fand sich bald. Don Josef mußte wichtiger Geschäfte halber eine Reise unternehmen, die ihn einige Wochen von Sevilla fern hielt; während dieser Zeit hatte nun Gonzal Muße genug, Ränke zu schmieden und alle erdenklichen Mittel aufzuspüren, mit denen er unheilvolle Gedanken zur Ausführung bringen könne. Und als die Zeit da war, wo Don Josef vom König zurück erwartet wurde, da frohlockte Martin in seinem Innern, denn er sah sich seines Triumphes gewiß. . . .

Es war am Morgen jenes Tages, an dem Klara der Ankunft ihres geliebten Vaters sehnsuchtsvoll entgegensah. Ein solcher Morgen, der ihre Brust mit dem Bewußtsein erfüllte, heute noch, nach längerem Entbehren, dem Vater mit voller Lust am Halse hängen zu können, war für das Mädchen ein festlicher. Klara hatte doch ihre Mutter verloren, sie besaß keinen Bruder, nur der Vater war ihr gegönnt und an diesem hing sie mit ihrem ganzen, mit ihrem innersten Leben.

Juanna mußte heute den Schlaf zeitiger als sonst aus den Augen reiben, es half ihr Nichts, die Gebieterin hatte keine Ruhe auf dem Lager, auch mußte sie auf das festlichste geputzt sein, und dazu war die Hülfe der guten Frau durchaus nothwendig.

Die großen Perlen legst du mir heute um den Hals, sagte Klara zu ihrer Dienerin, als diese noch damit beschäftigt war, die Haare mit schweren Bändern zu schmücken.

Perlen? rief Juanna verwundert aus.

Und darüber staunst du, Närrin, sprach das Mädchen lächelnd. Ich meine die Perlen, die mir der Vater im vorigen Jahre aus Italien mitgebracht hat, er sieht diesen Schmuck sehr gerne an mir, und ich mache ihm dadurch eine große Freude.

Perlen bedeuten Thränen, sagte Juanna in bedenklichem Tone.

Fürchte dich nicht, gute Juanna, immerhin mögen sie Thränen bedeuten, ich weine sie auch, Thränen, aber Thränen der Freude. Oder müssen Perlen gerade nur das Sinnbild der Trauer und Schmerzensthränen sein, soll der heutige Tag für mich betrübend sein? Geh, du bist eine kindische Schwätzerin.

Ach, Donna, seid doch nicht böse auf mich, ich sage ja blos, was ich von Andern sprechen höre. Gott sei vor, daß Ihr Euch auf die Ankunft Eures Vaters nicht freuen solltet, und daß Euch ein Tag wie der heutige, nicht eitel Lust bringe. Sehnet sich doch ein Jeglicher, der Euren edlen Vater kennt, nach seinem Angesichte, wenn er es über Gewohnheit entbehren mußte, ist mir's doch gerade, als müßte das Herz mir zerspringen, wenn ich daran denke, was ich und mein kranker Mann, und mein Herzenskind, mein Gomez, dem edlen Don Josef zu danken haben und Nichts, gar Nichts thun können, all' diesen Edelmuth nur — — —

Schweig, gute Juanna, ich bitte dich, schweige hiervon! sprach Klara mit wohlwollender Güte. Beruhige dich, du vergilst ja, was du dem Vater zu danken hast, hinreichend durch das, was du eben bieten kannst, durch ein treues Herz und durch feste Anhänglichkeit.

Ach, laßt mich doch davon sprechen, edle Donna, bat die Zofe, ist mir doch immer so wohl dadurch, und wenn ich an das Lager meines kranken Gatten trete und sehe, daß er viel-

leicht schon längst seiner Krankheit erlegen wäre, wenn er nicht die sorgfältigste Pflege genösse, so ist es für mich ein unendlicher Trost, Euch mein Herz ausgeschüttet zu haben.

Du hast Alles deinem braven Sohne Gomez zu danken, erwiederte Klara beschwichtigend; wäre er nicht so —

Wer hat ihn aber, meinen herzensguten Gomez, zu diesem Glücke verholfen, als eben Euer Vater? meinte Juanna. Ohne seine Gunst, ohne seine Verwendung beim Könige wäre er vielleicht ein armer Arrievo*) geworden und hätte sich bis an seinen Sterbetag in unwirthlichen Gebirgen herumtreiben müssen, nun aber ist er mein Stolz, meine Ehre, er genießt ein Glück, das nur den auserlesensten Jünglingen zu Theil wird, er ist Edelknabe. O, edle Klara, Ihr solltet nur in das Mutterherz blicken können, Ihr solltet es mitfühlen, wie es darinnen pocht und pocht; wenn Gomez spät des Abends in unsere Hütte tritt und dem Vater ein Goldstück in die Hand drückt, das er von einem reichen Ritter als Geschenk erhalten, wenn er dann in seinem prächtigen Anzuge vor mir steht und seinen Eltern erzählt, wie gut, wie schön er es habe, wie er von seinen Vorgesetzten geliebt und von Don Josef und dem Könige so gnädig behandelt werde. Ihr solltet es nur mitfühlen, dann würdet Ihr, edle Donna, nicht sagen: Schweig Juanna!

Klara war gerührt über die aufrichtigen Worte Juannas, über die ausgesprochenen Empfindungen der glücklichen Mutter, und sie konnte sich sanfter Thränen nicht erwehren.

Aber denkt Euch, Donna, fuhr Juanna fort, gestern brachte Gomez eine Menge Goldstücke nach Hause. Ich erschrak, als ich das viele blitzende Gold sah, ich erschrak sehr, denkt Euch nur so viel Gold — — ich fragte meinen Gomez: Woher bringst du denn diesen Schatz? Er — —

Nun? sprach Klara, als Juanna in der Rede stockte, Was antwortete er?

---

*) Mauleseltreiber.

Gomez senkte das Haupt, er blieb mir die Antwort schuldig.

Fürchte dich nicht, sprach das Mädchen, Gomez ist zu fromm, um auf unrechtmäßige Weise den Besitz eines Andern sich anzueignen. — Jetzt sieh nur, daß du mit mir fertig wirst, spute dich, wir haben uns durch unser Gespräch ein wenig verspätet, Estella wird schon auf mich warten.

Meine Leser werden es mir ersparen, die einzelnen Theile des kostbaren Schmuckes und des herrlichen Anzuges zu beschreiben, womit Klara heute angethan war, wir sagen nur, daß die Tochter Don Josefs gleich einer Königin strahlend von Glanz und Schönheit da stand und das Auge eines Jeden mit Bewunderung erfüllen mußte.

Reichgekleidete Diener trugen sie in einer Sänfte zu dem Königspalaste, wo sie abstieg und in die Arme ihrer Freundin eilte. Und hier müssen wir uns von dem lieben Mädchen trennen; wir bleiben wohl in dem Schloße, unsere Blicke wenden sich aber in das Gemach Don Juans, des Königs von Castilien.

Er befand sich nicht allein, der König. — Gonzalo Martin stand vor ihm. . . .

Eine lautlose Stille herrscht in dem Zimmer, da wir neugierig unser Auge in demselben schweifen lassen. Der König hat sich rasch von seinem Thron erhoben und geht mit großen Schritten auf Gonzalo zu, der gebeugt vor dem kastilischen Fürsten steht.

Und du behauptest deine Aussagen? rief Don Juan dem Diener Josefs zu, du behauptest sie?

Nicht nur behaupten, erwiederte Martin, ich beschwöre sie beim Blute unseres Erlösers.

Auch das ist nicht hinreichend, um mich von der Wahrheit deiner Worte zu überzeugen, versetzte der König nach einem längern Stillschweigen. Es giebt genug der Schufte, denen ein Schwur beim heiligen Gotte leicht genug von der teuflischen Zunge abgleitet, wenn es gilt, einen augenblicklichen Vortheil daraus zu ziehen, oder einen Nebenmenschen ins Ver-

derben zu stürzen. Gonzalo, Gonzalo! Wisse, daß, wenn du wahr gesprochen, der Verräther eines schmählichen Todes stirbt, daß aber auch du zu Grunde gehen mußt, wenn —

Ich habe schon gesagt, großer König, ich will Don Josef in Eurer Gegenwart und im Beisein aller Granden und des ganzen Volkes entlarven, wenn Ihr mir nur Gelegenheit dazu geben wolltet.

Die sollst du haben, sprach der König, und ich will dich auch herrlich belohnen, wenn du mich vor Verrath geschützt; doch vorher erkläre mir, wie du entdeckt, was meinen Augen so lange verborgen blieb.

Das ging ganz einfach zu, erklärte Gonzalo Martin. Ihr wißt doch, edler König, daß ich seit Jahren das volle Vertrauen Don Josefs besitze. Ich diente ihm mit Liebe und eifrigem Gehorsam, weil ich glaubte, Euch, großer Herrscher, treu und ergeben zu dienen. Ich hörte auch viel von den Tugenden des Mannes sprechen, und sein Name hatte mich anfangs so geblendet, daß ich Manches übersah, was erst jetzt in der finstersten Schwärze vor meinen Augen steht. Erlaubt mir eine Frage, großer König, wodurch ist Don Josef so reich geworden, woher hat er alle seine unberechenbaren Schätze, womit seine Pruncksästen angefüllt sind?

Was er besitzt, ist sein redlicher Gewinn, sprach Don Juan ernst; sein heller thätiger Geist hat ihn zu Unternehmungen geleitet, die ihm durch Gottes Beistand geglückt sind, und ihm die Reichthümer gebracht haben, um die du ihn zu beneiden scheinst.

Ich ihn beneiden! rief Gonzalo mit erkünsteltem Verwundern. Auch ich bin mit Glücksgütern gesegnet; ich bin nicht arm, und es kann mir ganz gleichgültig sein, ob Don Josef ein Hundert Barren Goldes mehr besitzt, als Euer Knecht. Wenn Ihr aber glaubt, daß seine Reichthümer aus rechtlichen Unternehmungen geflossen sind, wie man es bei jedem Christen erwarten darf — so seid Ihr, erlauchter Herr-

scher, in einem Irrthume befangen. Hier in Sevilla, unter Euern tiefsehenden Blicken, und in der nächsten Umgebung Eurer Residenz, da wagte er es freilich nicht, das zu treiben, was man in den entlegenen Provinzen sehen kann. Lasset Euch erzählen von Bewohnern in Leon, Algarbien, und Ihr werdet mit Schauder vernehmen, wie er mit ehrlichen Landleuten wuchert, und an ihren Besitzthümern gierig saugt, wie der Vampyr am Leibe des Pferdes, Scheunen und Keller leert und ihrer Arbeit das Mark entzieht. Lasset Euch erzählen von edlen Rittern Castiliens, und Ihr werdet erfahren, daß die schönsten, reichsten Güter bei dem Juden verpfändet sind für einen Judaspreis, er zwingt sie in Geldverlegenheiten zu Bedingungen, die ganz dazu geeignet sind, das herrliche Castilien einst in seine Hände zu bringen.

Und warum sollte denn von so vielen Schändlichkeiten bisher nicht Eine enthüllt worden sein? versetzte der König. Warum ist bis heute noch nicht ein Fall zu meinen Ohren gekommen, der einen Beleg für deine Aussagen ablegen könnte?

Das ist sehr einfach, erwiederte der Verläumder mit aller möglichen Ruhe und Gelassenheit, weil er seine hohe Stelle dazu benutzt, furchtsame Gemüther einzuschüchtern und mit seinem Einflusse, den er auf Euch, erhabener König, auszuüben vorgibt, Jedem droht, ihn zu vernichten, wenn er nur ein Wort seinem Nachbar anvertraue.

Der König schien allmälig den Worten Gonzalos Glauben zu schenken, und Gonzalo, dies merkend, fuhr muthig fort. Und daß der Segen Gottes auf seinen Unternehmungen ruhe, kann ich noch weniger glauben. Wie kann der Allgerechte auf die Werke eines Menschen gnädig hernieder schauen, dessen Vorfahren unsern Heiland gemartert und getödtet haben. Wenn Gott die Juden liebte, warum finden sie nirgends eine ruhige Stätte, warum giebt er allen Völkern den Gedanken ein, sie in ihrer Mitte nicht zu dulden? Es wird eine Zeit kommen, wo Ihr, o großer König, sehen werdet, daß der Herr die Ju-

den in Castilien nur darum in Euren Augen Gunst finden läßt, um sie dann um so härter zu bestrafen, denn je besser es diesem Volke geht, desto übermüthiger wird es und häuft dann Frevel auf Frevel, bis das Maß voll wird, und Gott seine Rechte ausstreckt, um es von Neuem in den Staub zu werfen.

Solche Worte haben schon andere Männer vor dir im Munde geführt, sagte der König, noch immer Don Josef vertheidigend, und Viele nach dir werden derlei Worte — — doch erzähle mir weiter, wie du eigentlich den Verrath an meinem Leben entdeckt haben willst?

Nun, so hört denn, sprach Gonzalo. Einer Eurer Edelknaben, Gomez, ist der Sohn von Klaras Zofe, der Tochter Don Josefs. Diesen Gomez hat Euer Statthalter zum Werkzeug ausersehen, mit dem er seinen Plan ausführen will.

Dazu schien mir schon Gomez zu gut, wendete der König ein. Ich liebe diesen Jüngling unter allen meinen Pagen und Dienern am meisten, er scheint mir ein redlicher, wackerer Junge zu sein.

Das ist er auch, erwiederte Gonzalo mit seiner unerschütterlichen Ruhe, doch bald wäre er von dem rechten Pfade abgeirrt; — — Don Josef, der seine Familie mit unzähligen Wohlthaten überhäuft und ihn selbst bei Euch empfohlen hat — und dies Alles, glaubt Eurem Knecht, nur aus kluger Berechnung — hat des unschuldigen Jünglings Auge so lange mit Gold geblendet, bis der Klang des verführerischen Metalles das junge Gewissen übertönt, und die Schlange ihren teuflischen Sieg davon getragen hat. Gomez hat in Alles eingewilligt, was ihm Don Josef über das, so ich Euch eben mitgetheilt, aufgetragen und einen Schwur abgelegt, über das Geheimniß das unverbrüchlichste Stillschweigen zu bewahren, mit Niemandem, ja mit seiner Mutter nicht, ein Wort darüber zu sprechen. Der Zufall wollte es, daß ich einst dazu kam, wie Gomez mit den andern Pagen Würfel spielte; ich sah bei dem

Jünglinge eine Menge Goldstücke und fragte ihn, als ich ihn allein sah, wie er zu dem vielen Golde gekommen sei, da er doch keines Ritters, sondern nur eines armen, kranken Handwerkers Sohn sei. Bei dieser Frage entfärbte sich Euer Page, in dessen Busen die Sünde noch keinen festen Boden gefaßt, und er stotterte allerlei unverständliche Worte heraus, was mir nur mehr Veranlassung gab, den wahren Sachverhalt zu erfahren und endlich, nach vielen Versprechungen — und als auch diese Nichts fruchteten, mußte ich zu Drohungen meine Zuflucht nehmen — gestand mir der Jüngling Alles unter heftigem Weinen.

Ich will den Pagen sprechen! rief jetzt der König, der durch die mit so vieler Ueberzeugung und anscheinender Wahrheit gesprochenen Worte Gonzalos endlich doch wankend gemacht wurde. Aus seinem eigenen Munde will ich deine Aussage bestätigt hören; Gomez mag vor mir erscheinen.

Don Juan griff nach einer Glocke, um einem Diener zu läuten.

Nicht doch, großer König, sprach Gonzalo, seine ewige Gelassenheit beibehaltend. Lasset den verruchten Anschlag bis zu seiner Ausführung reifen, dann — —

Ihr wißt doch, daß beim ersten Male, wo Don Josef nach seiner Rückkehr, also heute, bei Euch speisen wird — — da öffnete sich die Thür und ein Diener sprach:

Don Josef harrt auf die Befehle des großen Königs.

Ueber Gonzalo's Antlitz flog eine merkliche Bläße.

Schon da? rief der König verwundert. Er trat ein. Kaum war der Diener fort, als Don Juan auf eine Thüre wies mit den Worten: Begebt Euch in dieses Kabinet, Gonzalo, und von da aus entfernt Euch durch die linke Thüre, die in das Treppenhaus führt, aus dem Schlosse. Ihr seid heute bei der königlichen Tafel.

Gonzalo entfernte sich unter vielfachen Bücklingen in das angewiesene Kabinet.

Unser Freund trat ein und wurde vom König mit der gewohnten Freundlichkeit empfangen; der aufmerksame Beobachter konnte jedoch bemerken, daß diesmal der Fürst sein Wohlwollen für den jüdischen Statthalter nicht wie gewöhnlich offen und frei darlegte, sondern jedes Wort, welches er sprach, überlegte und jeden Hauch seines Ministers abwog. Don Josef mochte dies aufgefallen sein, doch fragte er in seiner Bescheidenheit nicht um die Ursache der Veränderung, er begnügte sich damit, seinem Herrscher Berichte zu geben, wie er es in den Provinzen gefunden und genaue Rechenschaft abzulegen über das, was er während der Reise zu Gunsten des Vaterlandes und seines Königs geleistet.

Don Juan schenkte den Berichten seines Schatzmeisters die ungetheilteste Aufmerksamkeit und manchmal, wenn dieser gewisse Punkte berührte, flog über das Antlitz des Regenten ein finsterer Schatten.

Ich erwarte Euch heute wieder als meinen Gast, sprach der König zu Don Josef, und da werdet Ihr uns erzählen, was Ihr gesehen und erfahren habet.

Erlaubet mir, mein König, erwiederte Don Josef, diesmal Eure königliche Huld abzulehnen. Die lange Reise hat mich so sehr angegriffen, daß ich nothwendig der Ruhe bedarf und daher einige Tage nur der Einsamkeit mit meiner Tochter Klara leben will, dann, erhabener Herr, will ich wieder mit erneuten Kräften Euch und dem theuren Vaterlande meine schwachen Kräfte weihen.

Einige Augenblicke konnte der König eine leise Aufregung, in welche diese Worte ihn versetzten, nicht unterdrücken, er dachte an Gonzalo und — doch — er bemeisterte sich und sprach mit anscheinender Ruhe: das dürft Ihr nicht, Don Josef, Ihr müßt heute bei der Tafel neben mir sitzen, ich mußte lange genug Eure Gesellschaft missen.

Einem königlichen Willen läßt sich schwer ein anderer entgegensetzen; der Schatzmeister versprach also, zu erscheinen.

Nun erst, nachdem Don Josef seinem Herrn und Gebieter Rechenschaft und treuen Bericht abgelegt, durfte der Vater daran denken, seinem einzigen Kinde nach langer Trennung sich ungestört hinzugeben. — Vater und Tochter saßen lange auf dem Sofa, und Klara konnte nicht aufhören, Alles zu erzählen, was sie seit den paar Wochen erlebt. Dann begann Josef verschiedene Kostbarkeiten auf den Tisch zu legen, die er seiner Tochter mitgebracht: Seltene Steine, Marmorarbeiten, Muschelstücke, reiche Stoffe, und Klara hatte an all den Dingen eine kindische Freude, weil sie vom Vater kamen.

III.

Es war nichts Seltenes, daß Don Josef zur Tafel gezogen ward, wo er dann regelmäßig zunächst dem Fürsten seinen Platz nehmen mußte. So auch heute. Don Juan mußte sich alle Mühe geben, um sein Inneres dem Gaste zu verbergen. Nicht gering war aber das Erstaunen unseres wackeren Freundes, als er am untern Ende der Tafel Gonzalo Martin erblickte. Anfangs glaubte er sich zu täuschen, doch der frühere Diener hatte es augenscheinlich darauf abgesehen, sich dem Schatzmeister bemerkbar zu machen; er zeigte jetzt sein freches Gesicht ohne die frühere Maske, ein unverschämter Trotz lag in jedem seiner Worte, in jeder seiner Geberden. —

Der Tisch war mit den köstlichsten Speisen bedeckt, Alles, was nur die glühende Hitze unter dem Himmel Spaniens reicht, prangte in goldenen und silbernen Gefäßen. Die Gäste ließen sich's wohl schmecken, nur Einer war, der müßig unter der Gesellschaft saß, und das war Don Josef. So war es, seit er in seinem Amte stand; da konnte keine Verlockung, keine Art falscher Scham mächtig genug sein, ihn zur Uebertretung der Gebote zu verleiten, so uns von Gott gegeben worden, und der König achtete den streng religiösen Sinn bei seinem ersten Diener sehr.

Der König und Don Josef waren in einem lebhaften Gespräch begriffen, und Jener hatte in diesem Augenblicke bereits Alles vergessen, worüber er vor wenigen Stunden erst mit Gonzalo gesprochen — jetzt sah er keineswegs den Verräther, sondern seinen alten, ergebenen Diener neben sich.

Da trat Gomez, ein schmucker Edelknabe, in goldverziertem Gewande in die Nähe des Königs und stellte eine duftende Platte auf den Tisch, das Lieblingsgericht des Herrschers. Wer den Edelknaben näher beobachtete, dem konnte nicht entgehen, daß ein scheuer Blick und ein ängstliches Zittern zum Verräther seines Innern werden konnte.

Der König war im Begriffe von dem Gericht zu essen. Da machte sich am unteren Theile der Tafel ein Geräusch hörbar, und mitten unter vielen Ausrufungen des Erstaunens und der Entrüstung schrie Gonzalo:

Haltet ein, großer König! Ihr seid des Todes!

Don Josef blickte verwundert um sich her, die ganze Gesellschaft hatte sich von ihren Stühlen erhoben, und viele Augen waren auf unsern Freund gerichtet.

Was haben diese Worte zu bedeuten? rief Don Josef, indem er bald Gonzalo, bald den König anblickte.

Eine Todtenstille herrschte im Saale; Niemand sprach ein Wort. Die Einen wußten schon, was da kommen werde, die Anderen sahen begierig dem nächsten Augenblicke entgegen. Da wendete sich der König zu Don Josef und sprach in feierlichem Tone:

Ihr seid des schnödesten Verrathes an meinem Leben angeklagt, Don Josef ben Efraim!

Don Josef erblaßte; er fand keine Kraft zu irgend einer Erwiederung; darauf war er nicht gefaßt.

Durch dieses Gericht, fuhr Don Juan fort, indem er auf die von Gomez aufgetragene Platte wies, durch dieses Gericht wolltet Ihr mich vergiften.

Und wer ist der Schändliche, rief Don Josef, durch die

letzten Worte fürchterlich entflammt, wer ist es, nennt mir den, o König, der es gewagt, meinen Namen, meine Ehre auf eine solche Weise zu beschimpfen, der es gewagt, eine solche Schandthat mir anzusinnen?

Gonzalo und der Sohn Juannas! war des Königs gemäßigte Antwort.

Gonzalo? wiederholte Don Josef spöttisch lächelnd. Ja freilich, großer König, wenn Ihr den Worten eines feilen Schuftes Glauben schenken wollet, dann mache ich keine Versuche, mich zu vertheidigen, denn ich lasse lieber das härteste Urtheil über mich ergehen, als daß ich Gonzalo gegenüber Rede stehe.

Nicht Gonzalo, aber mir, dem Könige müßt Ihr Red stehen, Don Josef, sprach der König, durch die freimüthigen Worte seines Beamten sichtlich gereizt. Sprecht, was wißt Ihr zu Eurer Entschuldigung zu sagen?

Wie wenn das Ganze nur das künstliche Gewebe einer giftigen Spinne wäre, rief Don Josef, wenn die Beschuldigung weiter Nichts wäre, als ein Mittel, wodurch ein nichtswürdiger Mensch auf dem Unglück eines Andern sein Heil gründen wollte. Wie — —

Dann würde ich einen solchen Buben bestrafen, fiel Don Juan dem Sprechenden in's Wort. Ihr selbst habt mir aber Gonzalo stets als einen treuen Diener angerühmt — — Ihr selbst — —

Erlaubet, gnädiger König, sprach Gonzalo, Euch ein Mittel anzugeben, wodurch es bewiesen wird, ob meine Aussage wahr oder falsch sei.

Die ganze Versammlung war gespannt.

Nun? sprach Don Juan.

Er möge einen Theil des Gerichtes essen.

Don Josef wurde von einem gewaltigen Schauer ergriffen, jeder Tropfen Blutes schien aus seinen Adern gewichen zu sein.

Der Rath scheint nicht schlecht, erwiederte der König.

Ich aß noch nie an dem Tische eines Christen, sprach Don Josef ruhig, und ich werde auch jetzt von meiner Sitte nicht abweichen. Ihr wißt es, großer König, daß ich ein Jude bin.

Bringt einen Hund, herrschte der König einigen harrenden Dienern zu. Ihr sollt nicht gezwungen werden, Don Josef, wir wollen an einem Thiere die Probe machen.

Der Hund wurde gebracht, gierig fraß er von dem Gerichte und kauerte sich knurrend in eine Ecke.

Die ganze Versammlung war gespannt auf den Ausgang der Sache, die Einen hatten ihre Lust an dem teuflischen Spiel Gonzalos, die Andern fühlten Theilnahme für Don Josef, die Dritten endlich, wollten eben ein Unglück sehen.

Nicht lange dauerte es, der Hund begann zu knurren und unruhig zu werden, er kratzte an dem Fußboden, an den Wänden, der Schaum trat ihm vor das Maul, er wälzte sich keuchend herum, der Leib schwoll ihm an, und nach einem minutenlangen heftigen Gewinsel verendete das Thier.

Gift war in dem Gerichte allerdings, sagte Don Josef ruhig, nachdem das unangenehme Schauspiel sein Ende erreicht hatte, doch damit — —

Und Ihr habt es durch Gomez in dasselbe mischen lassen, fiel Gonzalo unserm Freunde in's Wort. Bezeuge es, Gomez!

Es ist wahr, sprach dieser, von Gonzalos Winken ermuthigt. Ich — — ließ — — mich — — verführen.

Der Jüngling stürzte dem König weinend zu Füßen und wand die Hände.

Verwirrt blickte Josef um sich her. Ist's Wirklichkeit, dachte er bei sich, was um mich herum vorgeht? Sprachlos stand er da im Angesichte seiner Feinde, seiner Hasser, er sah es, wie des Königs Auge grollend aus seinen Höhlen trat, er sah Gonzalos teuflisch-höhnisches Gesicht, er hatte des Jünglings Stimme gegen sich zeugen gehört, dies Alles konnte wohl

mächtig genug sein, das Bewußtsein einem Manne zu rauben, der einer himmelschreienden Verläumdung Nichts entgegen zu setzen wußte, als ein wackeres, schuldloses Herz.

Ich verzeihe Dir, sprach der König huldvoll zu dem weinenden Gomez, Du bist verleitet worden, verleitet durch des Geldes verführerischen Glanz. Danke dem Himmel, daß er die Sache so gewendet hat, und thue aufrichtige Buße für Deinen Fehltritt.

Und zu Gonzalo sprach er:

Fortan steht Ihr meinem Throne am nächsten; ich werde es in ganz Castilien verkünden lassen, daß Ihr mir das Leben gerettet und zugleich den Befehl erlassen, daß Euch alle meine Unterthanen Achtung und Gehorsam schenken.

Gonzalo dankte dem Könige durch eine tiefe Verbeugung.

Der schwarze Verbrecher aber, fuhr Don Juan mit einem Blick auf Josef fort, der noch immer unter der Wucht des Augenblicks halb besinnungslos da stand, der ist Dein, ich übergebe ihn Dir zur gerechten Strafe. Laß ihn hinwegführen!

Zwei bewaffnete Männer erfüllten den Befehl des Königs und schleppten den ehemaligen Günstling desselben in eisernen Ketten aus der Mitte der schadenfrohen Gesellschaft.

Gonzalo gab den Soldaten einen Wink und eilte ihnen und seinem Opfer nach. Er verstand es sehr gut, seine innere Freude vor den Blicken seines Herrn und Gebieters, vor den Augen des Königs, zu verbergen; während er in seinem Innern schon über den Triumph der Bosheit, des Neides und des giftigsten Hasses jubelte, zeigte er ein niedergeschlagenes Antlitz, als träfe ihn der Anblick seines ehemaligen Herrn, und die bittere Erfahrung des Königs aufs härteste.

Der König hingegen schien über die Entdeckung eines nie geahnten Verbrechens, über die Entlarvung eines Menschen, in den er bis jetzt das größte Vertrauen gesetzt, tief gekränkt, und in dem Maße, als Gonzalos Brust mit ruchloser Schadenfreude erfüllt war, in dem Maße trauerte Don Juan über

den Verlust, die arge Täuschung und die Tücke, womit ihm das Schicksal einen Bösewicht in der Form eines Freundes zugespielt. Als Gonzalo sich schon entfernt hatte, ließ der König ihn noch ein Mal zurückrufen und sprach: Schone sein Leben, Gonzalo, denn so genau ich mich auch von der Wahrheit Deiner Aussage überzeugt habe, so sehr nebelhaft schwebt mir die jüngste Vergangenheit vor meinen Augen und — — wollte Gott, ich hätte geträumt, oder Du hättest gelogen, gern würde ich Dir Verzeihung schenken! — — —

Während Gonzalo über seinen eingebildeten Feind den Sieg davon getragen, während Don Josef von den höchsten Stufen der Ehre und des irdischen Glückes gestürzt, saß Klara unbesorgt in ihrem Zimmer und spielte mit den heitersten Gedanken. Ach, dem größten Unglücke geht ja immer eine ahnungslose Stunde voraus! Wenn auch manch' herber Schlag durch trübe Ahnungen sich uns ankündigt und in unbestimmter Wehmuth die Schatten des Unglückes Tage, Wochen und Monden lang vor dessen Eintreffen in unsere Seele senkt, die Ahnungen weichen und machen froher Stimmung Platz, die Schatten fliehen und heller Sonnenschein trifft das vorher beängstigte Herz, wir scherzen, kosen, jubeln und — das Gewitter überfällt uns in der ungetrübtesten Stunde, der Blitz fährt aus wolkenlosem Himmel und doppelt vernichtet stehen wir da. Glücklich im Unglücke aber wären wir, wenn wir im herbsten Augenblicke so viel Bewußtsein, so viel Macht des Geistes besäßen, um der Spur des Strahles nachzufolgen, der unser Haupt zu zerschmettern drohte; — wir gelangten zu jenem Ursprunge, zu Gott, dem gerechten, alliebenden Gott, und es würde uns der beseligende Trost, daß das Unglück ja keine Strafe, sondern eine läuternde Prüfung sein könne; dieser Trost verlieh' uns die Kraft, standhaft zu bleiben, die Kraft, im Guten muthig auszuharren.

Juanna stürzte sich ins Zimmer ihrer Herrin. Sie weinte laut und schmerzlich und hatte das Gesicht mit beiden Händen bedeckt.

Was ist dir? schrie Klara, erschrocken von ihrem Sessel auffahrend. Juanna antwortete nicht, sie vermochte es nicht.

So sprich doch, rief das Mädchen. Was ist geschehen? Fasse dich, gute Juanna! Sei ruhig, o ich will dich ja trösten . . .

Diese Worte schienen einen fürchterlich ergreifenden Eindruck auf Juannas theilnehmendes Herz gemacht zu haben, die Thränen wurden reicher, und das Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Ist dein Gatte gestorben? forschte Klara mit rührender Weichheit. O, ich fühle deinen Schmerz lebhaft mit, sagte sie leise, ich habe eine Mutter verloren, und Kindertrauer oder Gattentrauer, der Verlust einer liebenden Seele schneidet immer tief in's liebende Herz. Jetzt ist er glücklich, er hat lange genug gelitten, und nun wird und muß er des süßesten Himmelslohnes theilhaftig werden. Stehe auf, Juanna, und erzähle mir, ich weiß, daß das gebrochene Herz Erleichterung findet, indem es von seinen Schmerzen spricht. Erzähle mir, willst du?

Juanna richtete ihr Haupt empor und blickte mit hohlen Augen ihrer Gebieterin ins schöne Angesicht. Ihr täuschet euch, sprach sie kaum hörbar; Gott — —

Was ist es denn, das dich so bestürzt macht, fragte Klara gespannt, was kann dich Aergeres denn getroffen haben, als — —

Juanna erfaßte krampfhaft die Hände Klaras und sprach: Euer Vater ist — —

Mein Vater? schrie Klara. Gott, was ist? Sprich Juanna.

Euer Vater ist gefangen! sprach Juanna, sich erhebend.

Du bist von Sinnen! sagte Klara lächelnd und wieder ruhig.

Nein, edle Donna, erwiederte das Weib, euer Vater ist aus dem Königspalaste in Ketten geführt worden.

Und wer hat es gewagt, schrie Klara, die aber noch

immer an diese Worte nicht glaubte, wer konnte es wagen, meinen Vater zu beschimpfen?

Gonzalo Martin!

Klara stieß einen fürchterlichen Schrei aus.

Ich kam von der Infantin, erzählte Juanna, der ich euer Geschenk überbrachte und gerade, als ich die steinerne Treppe herabstieg, bemerke ich vor dem Aufgange in die königlichen Gemächer einen Volkshaufen, Soldaten, und in der Mitte euren Vater, dessen Arm und Fuß von Ketten rasselten. Ich fragte einen der Umstehenden, was hier vorgehe, und er antwortete mir, daß der Jude Don Josef den König habe vergiften wollen und nun von Gonzalo bestraft werde.

Das war's also? sprach Klara bitter. Estella hat sich also in ihrer Vermuthung nicht getäuscht, wenn sie mir heute Vormittag sagte, daß Gonzalos Unterredung mit ihrem Vater nichts Gutes bedeuten könne. Hast du Gonzalo gesehen?

Ja, erwiederte Juanna. Er ritt in einiger Entfernung hinter dem Zuge.

Klara schwieg einige Augenblicke, dann rief sie plötzlich: Rufe die Diener, sie sollen mich in der Sänfte zum Könige tragen; oder nein, das geht zu langsam, so wie ich bin, eile ich zu Don Juan, und ich will doch sehen, ob er sein Ohr dem Flehen eines beraubten Kindes verstopfen wird! Komm, Juanna, begleite mich!

Das Mädchen packte die Frau am Arme und eilte zur Thür. Da öffnete sich diese und — — Gonzalo Martin stand auf der Schwelle. Klara wich einige Schritte zurück. Leichenblaß war ihr Angesicht, die Lippen zitterten, und krampfhaft hielt sie Juanna an der Hand.

Was wollt ihr? sprach Klara den Eingetretenen an. Ich habe keine Zeit — —

Edle Donna, erwiederte Gonzalo mit ruhigem Gleichmuth, der sich nie aus dem gewohnten Geleise bringen ließ, jetzt könnt ihr nicht aus dem Hause.

Meint ihr? rief Klara mit Stolz in Blick und Miene. Wer kann mir das verbieten?

Ich, versetzte Gonzalo strenge, des Königs Abgesandter. Ich bin ermächtigt, die Schriften eures Vaters zu untersuchen und sie nöthigenfalls mitzunehmen.

Und wie, wenn ich, seine Tochter, das nicht zugäbe? sprach Klara, empört über den frechen Hohn, den der Böse-wicht zur Schau trug.

Dann würden euch, schöne Klara, meine Bitten dazu bewegen müssen, erwiederte Gonzalo lächelnd, und reichten auch diese nicht aus — —

So würdet ihr mit Gewalt einschreiten, ergänzte Klara mit verachtendem Spotte. Nun, so thut, wie euch der König befohlen. Und das Mädchen ergriff einen Bund Schlüssel und öffnete mit einigen derselben verschiedene Laden an dem Schreibtische Don Josefs.

Hier habt ihr, was ihr suchet, sprach Klara, und wenn ihr auch Geld wollet und Gold, auch dazu will ich euch die Hand hilfreich bieten.

Gonzalo mußte den Hohn, der in diesen Worten lag, verstanden haben.

Für jetzt nicht, erwiederte der neue Königsgünstling; vielleicht später, dann finden wir uns wieder. Und er stö-berte in allen Fächern und Laden, öffnete Briefe und Doku-mente, las die einen, steckte andere zu sich, und als er zu Ende war, sagte er, sich entfernend: Lebet wohl, meine schöne Donna, ich werde euerm Vater sagen, was für eine wackre Tochter er in euch besitze; er mag dieses Trostes bedürftig genug sein.

Das war zu viel für das weibliche Kindesherz. Kaum hatte Klara diese Worte gehört, als sie einen fürchterlichen Schrei ausstieß und besinnungslos zu Boden stürzte.

Gonzalo war nicht mehr zu sehen.

IV.

Die Nacht war hereingebrochen, und ruhig war es wieder in Sevilla.

Die seltsamen Begebenheiten dieses Tages hatten die Gemüther der Einwohner in eine ungewöhnliche Aufregung gebracht, und Mancher legte befriedigt, schadenfroh sein Haupt auf das Kissen, während Andere ruhig entschlummerten.

Glücklich aber Jene, die doch eine Stunde erquickenden Schlafes finden können, — Don Josef wachte. In einem engen, dunkeln, gewölbartigen Gemache saß er auf einer hölzernen Bank und blickte durch das Gitter zum Firmament, wo der Mond sich gerade hinter Wolken versteckte; Don Josef verfolgte aber die Spuren der silbernen Kugel, bis sie in ihrem schimmernden Glanze wieder seinen Blicken sich zeigte ... So war er eine Zeit lang in Beobachtungen vertieft, und er hätte beinahe vergessen, daß er ein Gefangener sei, wenn er nicht durch das Rasseln der Ketten, das sich bei der geringsten Bewegung, die er machte, hören ließ, daran gemahnt worden wäre. Doch die Eisen mochten noch so schauerlich tönen, die Bank mochte noch so hart, der ganze Aufenthalt in diesem Gewölbe noch so abschreckend sein, Don Josef zeigte keine niedergeschlagene Miene, aus seiner starken Mannesbrust entrang sich kein Seufzer und keine Klage betrat seine Lippen. Der Mann war zu edel, sein Bewußtsein zu rein, sein Gewissen zu fleckenlos, als daß er einen Augenblick nur daran gezweifelt hätte, daß der schändliche Verrath, den Gonzalo heute gespielt, nicht bald enthüllt, und das Spiel, so sein Feind mit dem Könige getrieben, nicht in der allernächsten Zukunft sein strafendes Ende erreichen würde. Sein Vertrauen zu Gott, genährt durch einen reinen, tugendhaften Lebenswandel, war fest genug, um ihm die Hoffnung einzuflößen, daß ja der Allgerechte seinen Arm nicht zurückhalten, Alles wieder zum Guten lenken werde. Nur ein Gedanke war es, der den

Verbannten in bange Unruhe versetzte, und das war der Gedanke an Klara, an seine Tochter. Wenn sie nur bei mir wäre, dachte er bei sich selbst, dann trüge sie das Ungemach doch leichter, denn sie könnte sich an meiner Brust ausweinen, das arme Mädchen. O Gott, schütze nur sie, lass' sie nur unversehrt von dem giftigen Hauche Gonzalos und willst du mich heimsuchen, o schone nur sie, denn Klara ist ja rein, wie der Schnee, der vom Himmel auf die Erde fällt — —

Und wo war Klara?

Sie war nicht zum Könige geeilt, sie hätte es ja nicht vermocht. Zusammengebrochen, muthlos lag sie auf dem Sofa, zerknickt wie eine Rose, wenn sie vom versengenden Strahle getroffen. Der König hätte vor ihr stehen können, sie wäre unvermögend gewesen, ihn um Gerechtigkeit anzuflehen, ihr Vater hätte jetzt eintreten mögen, und sie hätte keine Worte gefunden, dem Himmel für die Errettung zu danken; in des Mädchens Busen sah es öde, trostlos aus, und ein Funke nur hätte zur lodernden Flamme angefacht werden können, das war der Haß, der in dem weiblichen Herzen für den schändlichen Gonzalo lebte — —

Ihre Brust war beklemmt, und die mädchenhafte Phantasie schuf immer neue Gedanken, neue Schreckensbilder, frische Farben, womit sie die Zukunft auf die schauerlichste Weise ausmalte. Das Rauschen des Kleides erschreckte sie und durch den eigenen Athem fuhr sie bebend in sich zusammen. Nicht nur körperliche Anstrengungen ermatten den Leib, nicht nur physische Anstrengungen machen unsere Glieder schlaff, auch der Schmerz, die innerliche Aufregung spannen die menschlichen Kräfte herab, auch Unruhe, Beängstigung, Seufzer, Thränen machen uns müde, und der gequälte Geist, das beunruhigte Herz sehnt sich nach Ruhe.

Klaras Augenlider senkten sich unwillkührlich, und schon hatte der sanfte Schlaf auf ihre Stirne sich gelagert, als sie

mit einem ängstlichen Schrei aus ihrer Lage emporfuhr. Eine weibliche Gestalt war in das Gemach getreten.

Als Klara in dem Gaste eine Frau erblickte, erholte sie sich von ihrem Schrecken, erhob sich und trat der Eingetretenen näher. Die Frau war bürgerlich gekleidet, eine schwarze Kapuze war um ihren Kopf geschlagen, und ein dichter Schleier verhüllte das Angesicht.

Wer bist du? fragte Klara in sanftem Tone.

Die Fremde schlug ihren Schleier zurück.

Estella!

Klara!

so riefen die beiden Mädchen zu gleicher Zeit und lagen sich in den Armen.

Komm, setze dich nieder, sprach die Königstochter, nachdem sie sich mit Mühe aus der festen Umarmung der Freundin losgemacht. Setze dich, Klara, du bist schwach und angegriffen.

Die Mädchen ließen sich auf dem Sofa nieder, ihre zarten Hände waren in einander verschlungen, und eine geraume Zeit blickten sie sich gegenseitig schweigend an.

Bringst du mir eine frohe Nachricht? begann endlich Klara mit halblauter Stimme, bringst du mir Trost, gute Estella?

Verzage nicht! erwiederte die Infantin. Noch kann ich dir nichts Bestimmtes über euer Unglück mittheilen, bin ich doch selber von der ganzen Sache so sehr überrascht worden, daß — —

Du bist aber doch dem König so nahe, meinte Klara lebhaft, du bist doch seine Tochter, und dir, seinem Lieblinge, wird er doch ein Geheimniß nicht vorenthalten, das dich, wie er sehr wohl weiß, schon meinetwegen sehr tief berühren muß. Sprich, Estella, verschweige mir Nichts, ich bin auf Alles gefaßt, auf Alles, und müßte es auch das Schlimmste sein. Sprich!

Glaube mir, deiner Freundin, versetzte Estella gerührt, daß ich dir weder Gutes noch Schlimmes mittheilen kann. So wie ich mir den Genuß nicht rauben ließe, dir eine frohe Botschaft zu bringen, so dürfte mir auch Niemand das Recht nehmen, dir eine traurige Nachricht zu melden, denn nur dadurch könnte ich dich trösten, wie es mein Herz vermag, das so warm, so feurig für dich schlägt. Als ich heute die Begebenheit erfuhr, wollte ich zu dir, um dich davon zu benachrichtigen, denn ich bildete mir ein, daß aus dem Munde deiner Freundin die Schreckensbotschaft dir nicht so schrill erklingen könnte, allein ich wurde, ich weiß selber nicht, wie so, auf alle mögliche Weise bis auf den Abend von der Ausführung meines Willens abgehalten. Bald hieß es, ich dürfe das Schloß nicht verlassen, denn auf den Straßen herrsche eine solche Unruhe und Bewegung, daß mir trotz der Begleitung ein Unglück begegnen könne, und alle meine Vorstellungen halfen nichts, denn man sagte mir, der König habe es angeordnet, daß ich auf meinen Gemächern zu verbleiben hätte. Dann hieß es wieder, der Vater wolle mich sprechen, er habe im Augenblicke nur keine Zeit. Da kam Juanna zu mir, sie wußte sich durch irgend ein Mittel, trotz aller Wachen, bis zu mir zu drängen, und sagte mir, daß du schon Alles wissest, daß Gonzalo in eurem Hause gewesen, und daß du einer Ohnmacht erlegen seiest.

Ich schickte Juanna fort, und mein erster Gedanke war es, zu meinem Vater zu eilen und mir aus seinem Munde die deutlichste Aufklärung zu erbitten, aber auch dies gelang mir nicht, denn der König, bedeutete man mir, habe ernste Geschäfte, er sei in wichtigen Besprechungen mit Gonzalo begriffen, und er könne jetzt nicht gestört werden. Was blieb mir also übrig? Nichts als das, was ich in der That ausgeführt. Ich wartete die Mitternacht ab und ließ mich von einigen treuen, verschwiegenen Dienern zu dir geleiten, in bür-

gerlicher Kleidung, damit man mich nicht als die Infantin erkenne.

Ich danke dir, Estella, gutes Mädchen, sprach unsere Freundin, und begleitete ihre Worte mit einem warmen Händedruck.

Damit ist's nicht genug, erwiederte Estella lächelnd, mit dem Danke allein kann ich mich nicht begnügen, du mußt mir auch gehorchen.

In Allem, wo es mir möglich ist, versetzte Klara.

Mehr verlange ich nicht, sagte Estella. Du sollst mir folgen.

Und wohin? fragte Klara erstaunt.

In das Schloß, war Estellas Antwort.

Wie? — rief Klara. Scherzest du mit mir?

O, nein, erwiederte Estella ernst. Du mußt mir folgen, und zwar in diesem Augenblicke, wir haben keine Zeit zu verlieren.

Und was soll ich dort, meinte Klara. Wie kann ich in das Haus treten, woraus man meinen armen Vater so schnöde gejagt? Sollte die Schmach des Vaters mit doppelt vernichtender Kraft auf das Haupt der Tochter sich wälzen?

Das will ich nicht, entgegnete Estella kopfschüttelnd. Wenn ich es von dir verlange, daß du mir folgen sollst, so geschieht es von meiner Seite nur darum, um dich vor allen Unbilden, die dir von Gozalo und seinen Helfershelfern zugefügt werden könnten, geschützt zu wissen. Gonzalo ist ein Räuber, du hast dich in ihm nie getäuscht, so wenig wie ich, und so wie diesem Menschen die Ehre eines Biedermannes nicht heilig war, so wenig kann er davor zurückschrecken, das Gut seiner beneideten Mitmenschen anzutasten, und wenn er auch ein schwaches Mädchen angreifen müßte.

Klara fuhr zusammen.

In meiner Nähe aber bist du sicher, fuhr Estella eifrig fort. Du packst alle Edelsteine und Perlen, alle Schriften und

Papiere, die Gonzalo zurückgelassen, zusammen und nimmst sie in deine neue Wohnung mit. Gonzalo wird — so viel habe ich schon gehört, die Wuth des Volkes auf alle deine Glaubensgenossen lenken, und mögen sie euch auch das Haus, in welchem wir jetzt sind, zusammen brennen, die Gerechtigkeit läßt oft lange auf sich warten, nie aber bleibt die Nemesis aus, und mein Vater wird das Wahre vom Falschen unterscheiden und — —

Klara konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten, eine reiche Fluth stürzte aus ihren Augen.

Weine nicht, Klara, ermanne dich, sprach die Infantin drängend. Thu' wie ich dir gesagt, raffe alle werthvollen Dinge zusammen und komm mit mir, eine Sänfte wartet auch auf dich; verhülle dein Angesicht, damit du nicht erkannt werdest. Gott wird uns im Uebrigen beistehen.

Aber der König? warf Klara furchtsam ein.

Wird Nichts von deiner Anwesenheit erfahren, erwiederte Estella, du darfst nicht aus dem Zimmer weichen, darfst dich keinem menschlichen Blicke zeigen, ausgenommen einer alten Dienerin, die ich dir auch schon bestimmt; und die eben so verläßlich und verschwiegen ist, wie die Diener, die in der Flur auf uns warten.

Klara hatte nun alle Bedenklichkeiten überwunden. Mit eilender Hast sperrte sie jeden Schrank auf, und Estella half auf allen Seiten. Als Klara zu dem Arbeitstische des Vaters kam, fing sie bitterlich zu weinen an. O Gott, mein Vater! rief sie schluchzend. Gib mir den Vater wieder!

Schon waren die beiden Freundinnen an der Thür, und Klara hatte noch einen letzten Blick auf das traute, liebe Zimmer geworfen, wo sie so oft in der Umarmung ihres theuern Vaters geruht, da rief sie plötzlich: Und Juanna? Wo ist sie?

Bei ihrem Sohne! war die kurze Antwort Estellas. Frage nicht weiter, wir müssen eilen. Bald geht die Sonne auf, und wenn uns dann Jemand erkennt, so sind wir verloren.

In stillschweigender Nacht trugen die königlichen Diener zwei Sänften durch die Straßen Sevillas dem Schlosse zu. Mancher Neugierige, den gerade ein besonderer Zufall zu dieser Stunde auf die Straße gerufen hatte, blieb stille stehen und schaute dem Zuge nach, doch bald wendete er sein Auge wieder davon ab, denn er hatte ja im Laufe des vorhergehenden Tages so viel Wunderbares erfahren, daß er durch eine solche Erscheinung unmöglich konnte lange außer Athem gehalten werden.

Die zweite Morgenstunde war schon verflossen, als Klara und Estella im Schlosse angekommen waren. — Und Juanna? Wo ist Juanna? hatte Klara vor einer Weile gefragt.

Bei ihrem Sohne! war die Antwort Estellas gewesen. Juanna war in der That bei ihrem Sohne, bei ihrem kranken, sehr kranken Sohne.

Gomez lag auf einem ärmlichen Pfühle, fiebernd, bewußtlos.

Keinem meiner Leser wird es nun mehr unbekannt sein, daß der Sohn Juannas das Werkzeug war, womit Gonzalo seinen Plan zur Ausführung gebracht. Gomez war durch Gold von dem ehemaligen Diener Don Josefs verführt worden, Gomez, der unerfahrene Jüngling, war in die Schlinge gegangen, die der Verräther gelegt, er hatte geschworen, mit dem Geheimnisse zu sterben. Gonzalo jedoch hatte Eines vergessen, er hatte vergessen, daß es leichter sei, ein unschuldiges Gemüth mit den Banden der Verführung zu umstricken, als es schlecht zu machen.

Gomez war stets fromm und wacker, er kannte keine Lüge; Tücke und Bosheit war ihm eben so fremd, wie seinem Verführer ein gerader, ehrlicher Sinn. Freilich war er den Lockungen des bösen Geistes erlegen, aber das Gewissen war dem Jünglinge noch geblieben, und dieses Gewissen, diese innere, nie ruhende, nie rastende, unaufhörlich lobende und tadelnde, strafende und lohnende Stimme, das Gewissen,

erwachte in dem Innern des Jünglings also gleich nach der That, und wie die Fluthen mit fürchterlicher Gewalt davonbrausen, wenn sie eine Zeit lang gewaltsam zurückgedrängt worden, also schrie die Stimme in der Brust des Jünglings mit vermehrter Gewalt auf, weil sie eine Zeit lang unterdrückt gewesen. Eine namenlose Angst quälte das junge Herz des Edelknaben. Furcht und Entsetzen erfüllte sein Inneres vor sich selbst, vor dem Menschen, der seinem Wohlthäter gegenüber so schändlich handeln konnte.

Ein heftiges Fieber befiel den armen Unglücklichen, und er verlangte nun zu seinen Eltern. Der Wunsch wurde dem Kranken gewährt, und einige Stunden, nachdem Don Josef durch sein mittelbares Verschulden in Ketten durch die Straßen der Stadt wanderte, wurde er bewußtlos an die Seite des kranken Vaters gelegt, und Juanna, die Mutter — sie hatte zufällig, als sie von Estella kam, den Unfall ihres Sohnes erfahren — hatte jetzt die Pflicht, die weibliche Sorgfalt und Pflege zwischen einem kranken Gatten und einem kranken Sohne zu theilen.

Als Gonzalo von dem Unfalle des Jünglings hörte, fühlte er sich sehr beunruhigt, und nicht umsonst; er kannte das menschliche Herz wohl genug und wußte, daß auch schon der verhärtetste Bösewicht ergriffen und bekehrt worden in der Stunde der Gefahr, in jener Stunde, wo jeder Sterbliche erkennt und erkennen muß, daß es noch ein Wesen giebt, das über uns, über unsern Gedanken und Handlungen richtend steht, daß der Meineidige, der Mörder, in jener Stunde Geständnisse ablegt, die Niemand erwartet, und nur darum, weil es ihm einigen Trost gewährt, durch ein aufrichtiges Bekenntniß Buße gethan zu haben und zugleich hoffen zu dürfen, einen Theil der Seligkeit zu erlangen, jener Seligkeit, jenes himmlischen Glückes, das uns Allen von Gott verheißen ist. Was mußte er also von Gomez befürchten? — Gonzalos Glück — wenn wir seine Erhebung als ein Glück be-

trachten können — war schnell gewachsen. Der König glaubte ihm das Leben zu verdanken und überschüttete ihn mit Ehren, das Volk vergötterte ihn, wie Jeden, dem die Sonne lächelt. Wo er sich an dem verhängnißvollen Tage blicken ließ, sah er sich von dichten Menschenmassen umgeben, Alles wollte den Glücklichen sehen, Jeder wollte ihn beneiden, und Gonzalo konnte die Mitternacht kaum erwarten, wo er allein, unbeachtet, in die Wohnung Juannas gehen konnte.

Als die arme Frau Gonzalo erblickte, stieß sie einen Ruf des Schreckens und der Ueberraschung aus.

Don Gonzalo! rief sie, die Hände ineinanderschlagend, was führt euch zu uns?

Juanna hatte sich noch nicht daran gewöhnt, in Gonzalo den ersten Statthalter zu sehen, sie kannte nur den Mann, der bei Don Josef so oft aus- und einging.

Gonzalo sprach kein Wort. Ohne seinen Mantel zu lüften, der den Körper bis an das Kinn verhüllte, und ohne das Haupt von dem stolzen Federhute zu entblößen, trat er an das Bett, worin Gomez ausgestreckt lag.

Der Jüngling schlief.

Der König liebt euren Sohn über die Maßen, sprach Gonzalo, einen schicklichen Vorwand für seinen seltsamen Besuch suchend, und er hat mir aufgetragen, mich in eigener Person nach ihm zu erkundigen. Wie geht es ihm?

Ach, edler Herr, erwiederte Juanna, durch die Worte Gonzalos sichtlich erfreut, er ist krank, sehr krank, den ganzen Abend lag er im heftigsten Fieber, in bewußtlosem Zustande, und beständig spricht er wirres und tolles Zeug.

Gewiß von solch tollen Streichen, wie sie unter den Pagen ausgeführt werden, meinte Gonzalo mit gleichgültigem Tone.

Ach nein, erwiederte Juanna, er spricht beständig von Gift, von Geld, von Versprechungen, und einmal hat er sogar euren Namen genannt.

Gonzalo blieb ruhig, doch nur mittelst der größten Selbstbeherrschung.

Hin und wieder, fuhr die Frau fort, hat er einen Augenblick des klaren Bewußtseins und vor einer Stunde — ja, eine Stunde ist es gerade jetzt — da war er auch so ruhig und gelassen, er ergriff meine Hand und sagte: Mutter, ich bin ein Bösewicht. Ich erschrak und fragte ihn: Was hast du denn verbrochen? Aber diese Worte konnte sein Geist nicht mehr aufgenommen haben, denn schon wieder schrie er von Gift und Gold und — —

Ihr müßt den Arzt holen lassen, sagte Gonzalo gutmüthig; gleich bei Anbruch des Tages schickt nach ihm; ich werde Alles bezahlen, was die Krankheit kostet, denn Gomez ist ein wackerer Jüngling, und ich wollte nicht, daß — — —

O, edler Don, unterbrach Juanna den schlauen Mann, wie kann ich, ich armes Weib, euch das vergelten, wie kann ich euch soviel des Guten lohnen?

Laßt das! beschwichtigte Gonzalo, mit der Hand vornehm winkend, laßt das! Kümmert euch nicht um mich, ich bedarf des Lohnes nicht, sorget lieber für euren Sohn.

Und als Gonzalo den Jüngling noch einmal angeblickt und prüfend seinen Kopf befühlt hatte, sagte er zu Juanna: Gebt mir ein kleines Glas Wasser, ich will ihm eine Erfrischung reichen, damit er in Etwas dadurch abgekühlt werde.

Juanna eilte, um das Verlangte herbeizuholen und es Gonzalo zu geben. Während dessen hörte man aus dem Hintergrunde des Zimmers Stöhnen und Seufzen.

Hört ihr's, sagte Juanna, indem sie Gonzalo ein mit Wasser gefülltes Glas überreichte, mit dem Zipfel ihrer Schürze Thränen aus dem Auge wischend, hört ihr's, wie mein armer Mann leidet? Ach, ich fürchte, er wird bald sterben! Gott möge nur seiner Seele gnädig sein.

So geht denn doch zu ihm! sprach Gonzalo befehlend, er wird der Hilfe bedürfen.

Juanna that, wie Gonzalo gesagt. Schnell zog Letzterer ein Fläschchen aus der Tasche und goß einige Tropfen in das im Glase befindliche Wasser, dann rüttelte er sachte an des Jünglings Schulter; Gomez erwachte, und sein erster Blick fiel auf Gonzalo.

Trink, Gomez, sprach dieser freundlich, der Trank wird dir wohl thun.

Gomez, der, wie alle Fieberkranke, sehnlichst einen Tropfen Wassers begehrte, streckte seine Hand nach dem Glase aus, nahm es und setzte es an den Mund.

Gonzalo frohlockte in seinem Innern.

Doch zu früh. Kaum hatte der Kranke an dem Rande genippt, als er es hastig vom Munde riß und auf den Erdboden warf.

Gift! Gift! schrie Gomez. Der König will mich vergiften, nein! nein! Ihr wollt mich auch vergiften — da habt ihr Gold — ich brauche es nicht — — Matt und kraftlos sank der Jüngling wieder auf das Kissen zurück.

Gonzalo war erschüttert. Er hatte die im Fieberwahne gesprochenen Worte des Jünglings für Wahrheit angehört, und betäubt stand er da, der feige Mörder! Mit bangen Blicken sah er zu Juanna und forschte, ob nur diese Nichts gehört. Gonzalo dachte gerade daran, das Glas noch ein Mal zu füllen, um einen wiederholten Versuch zu machen, da sprang Juanna vom Bette ihres Mannes weg und auf Gonzalo zu, den sie beim Arme ergriff, und schrie: O, steht doch meinem Manne in der letzten Stunde bei! Helft ihm, er muß sterben! Betet für ihn!

Gonzalo ließ Juanna kaum aussprechen. Blaß, zitternd entriß er seinen Arm ihrer Hand und stürzte aus dem ärmlichen Gemache, und erst, als er einige hundert Schritte von der Stätte des Unglückes sich entfernt sah, wagte er es, frisch aufzuathmen.

Der Mörder hätte die Ruchlaisigket besessen, einem Jüng-

ling das Leben zu rauben, nicht aber den Muth, einen rechtlichen Mann sterben zu sehen!

V.

Estella hatte eine unruhige Nacht verlebt. Nachdem sie sich von ihrer Herzensfreundin getrennt und diese ihrem Schmerze und ihrer Trauer überlassen hatte, begab sie sich in ihr Gemach, um Ruhe zu finden, — aber keineswegs Ruhe für den müden Körper, sondern stille Ruhe für den Geist, damit er alle die hundert und hundert Gedanken reifen könne, so in ihrem Innern keimend sich zeigten, erhebende Gedanken, die unbezweifelte Schuldlosigkeit Don Josefs an den Tag zu fördern und so das harte Loos ihrer geliebten Freundin zu bessern, Gedanken, voll und schwer genug, den ganzen Sinn eines edeln Mannes in Anspruch zu nehmen und einer weiblichen Seele die Ruhe zu rauben, die die Natur uns angewiesen. Aber, ach! Alle die hundert und hundert Gedanken erwiesen sich als unreif, unausführbar; bald sah sich der Geist in einem Labyrinthe von Verhältnissen und Schwierigkeiten verstrickt, aus dem er keinen Ausweg finden konnte; der eine Plan schien zu gefährlich, der andere führte zu langsam zum Ziele, und erst der grauende Morgen erlöste sie von den folternden Qualen und beruhigte die jagenden Pulse, und die Jungfrau sank in sanften Schlummer. . . .

Aber, als sie am Morgen erwachte und sich auf die vergangene Nacht besann und auf alle Pläne, die sie gefaßt und wieder verworfen, da wurde sie mit einer namenlosen Traurigkeit erfüllt und sie beschloß, als Kind vor ihren Vater zu treten und ihn im Namen seiner Liebe zu beschwören, daß er der Vernunft ein willig Ohr leihe, und diese Liebe, die ihr der König in so reichem Maße schenkte, wähnte das Mädchen stark genug, alle Fäden, vom listigen Verrathe gesponnen, zu zerreißen, oder wenigstens mächtig genug, einen jähen Groll zu beschwichtigen.

Estella gewann es auch über sich, Klara an diesem Morgen nicht zu besuchen; sie hätte zwar ungesehen aus ihren Zimmern in das heimliche Gemach der Freundin gehen können, allein sie zog es vor, Klara eine Freudenbotschaft zu bringen, als sie erst darauf vorzubereiten, und daß es ihr bei dem Vater nur glücken könne, dessen hielt sie sich versichert.

Klara wartete sehnsuchtsvoll auf die Freundin, und als diese nicht kam, und auch keine Nachricht durch irgend einen Diener geben ließ, verzagte sie schon und sie bedauerte, den Bestürmungen Estellas nachgegeben zu haben, sie bedauerte es, ihr in das Schloß gefolgt zu sein. Zu Hause hätte sie doch den Trost gehabt, mit Ungeduld die Straße entlang zu sehen, um den Vater in der Ferne zu erblicken, hier aber durfte sie keinen Vorhang lüften, keine Thür zu öffnen wagen, wenn sie nicht fürchten wollte, irgendwie verrathen zu werden.

Estella erhielt die Erlaubniß, mit dem Vater, dem Könige, zu sprechen und das noch am frühen Vormittag. Sie putzte sich aufs Sorgfältigste, die Zofe mußte ihr die schönsten Flechten machen und die prächtigsten Steine sollten in dem Haare prangen, denn sie wußte es, daß es der Vater stets gern sah, wenn sie im Strahle der Königstochter glänzte, und heute bedurfte sie ja der vollen Gunst ihres Vaters . . . Das Herz pochte ihr so laut, als sie den Gang zu dem Vater antrat und so ungestüm, als gälte es, vor den strengsten Richter zu treten. Wie erschrak Estella aber, als sie ihren Vater nicht allein sah. Gonzalo stand vor ihm mit kluger, bedächtiger Miene. Was willst du von mir, sprach Don Juan seine Tochter an, als diese kaum eingetreten war: schon gestern forderteſt du dringend, mich zu sprechen, und heute wieder, und du magst es doch wissen, daß ich gerade jetzt mich wichtigeren Dingen widmen muß, als vielleicht einem deiner kindischen Einfälle — —

Vater! rief das Mädchen erschrocken, ich verstehe dich nicht. Wenn ich dringend bat, dich sprechen zu dürfen,

so geschah es gewiß aus keinem nichtigen Grunde, vielmehr — —

Nun, so sprich! unterbrach der König das Mädchen.

Estella warf einen stechenden Blick auf Gonzalo und sprach zum Vater gewendet:

Was ich dir zu sagen habe, gehört nur für dich, für keines Fremden Ohr.

Don Gonzalo ist mein treuester Diener, erwiederte der König strenge, und was du mir zu berichten hast, das darf auch er hören. Weiß ich's doch, und auch Gonzalo, was du auf dem Herzen hast: Du hast Klara versprochen, ihres Vaters Schuld in meinen Augen rein zu waschen.

Die Jungfrau erschrak, sie glaubte sich verrathen; doch bald faßte sie sich wieder und sprach:

Du hast's errathen, Vater; doch lag es keineswegs in meiner Absicht, Don Josefs Schuld rein zu waschen, wenn er eine begangen, sondern ich wollte dich nur fragen, welches Verbrechens du ihn zeihest und ob du einen Bürgen für die auf ihn gewälzte Verdächtigung hast, und welcher Mann dir ein eben so treues Herz schenkt und schenken kann, wie er.

Bei den letzten Worten hatte sich des edlen Mädchens Antlitz geröthet, und abwechselnd war ihr Blick bald auf den König, bald auf Gonzalo gelenkt.

Dieser verstand Estella und hatte Ursache, mit dem Sinne ihrer Rede nicht zufrieden zu sein.

Wie kannst du es wagen, mir Lehren zu geben? fuhr der Vater zürnend auf.

Ich erkühne mich nicht, weiser als du zu sein, theurer Vater, sprach Estella mit edlem Stolze, doch fühle ich mich berufen, der Unschuld ein Wort zu sprechen, weil ich glaubte, daß du deinem Kinde eben so aufrichtigen Glauben schenkst, wie — —

Und welche Beweise kannst du für deine Vertheidigung aufstellen? unterbrach sie der König.

Hast du Don Josef noch nicht erprobt? versetzte das Mädchen. Hat er dir nicht, wie ich aus deinem eigenen Munde öfter hörte, durch lange Jahre mit seltener Aufopferung und hingebender Treue gedient? Hat er sich nicht durch seine Wahrheitsliebe und seinen Wohlthätigkeitssinn die Liebe aller deiner Unterthanen erworben?

Die Schuld, das Verbrechen, dessen er gestern überwiesen —

Ueberwiesen? schrie Estella, sich selbst vergessend auf, Don Josef ist der Schuld überwiesen?

Don Gonzalo hat den Verdacht erhoben, erwiederte der König, er hat mir ihn angezeigt, Gomez hat die Schuld beschworen, und die Papiere, die man in Don Josefs Hause vorgefunden, drücken dem Ganzen das Siegel der Gewißheit auf.

Estella bebte am ganzen Leibe. Also wäre Don Josef wirklich schuldig? sagte sie zu sich selbst. O, arme Klara!

Don Juan nahm eine Schrift von dem Tische und reichte sie der Infantin mit den Worten: Hier kannst du dich überzeugen, daß der Vater deiner Klara nichts Geringeres im Sinne hatte, als, falls ihm sein Mordversuch mißlinge, meine Person, meine Macht, ganz Kastilien dem Maurenkönig in die Hand zu spielen; dieser Brief ist von Abumalik, dem Anführer der marokkanischen Sarazenen, lies ihn, und beschämt wirst du schweigen. Estella las und wurde immer blässer, und als sie zu Ende war, sagte sie:

Schrecklich wäre es, wenn Don Josef wirklich ein Verräther wäre, wie aber, wenn der Brief gar nicht echt wäre, wenn er blos eine Nachahmung — —

Wer Gonzalo in diesem Augenblicke genau betrachtet hätte, der würde sonderbare Beobachtungen gemacht haben. Sein Angesicht war todtenblaß, die Lippen waren zusammengepreßt, und die grünen, kleinen Augen schweiften unstät auf dem Erdboden umher.

Der König aber fühlte sich verletzt durch die ausgesprochene Vermuthung seiner Tochter. So veränderlich war er,

daß er Alles glauben konnte, was gegen den, der in seiner Gunst gefallen, gerichtet war, und gegen Jenen keinen Argwohn hatte, der es verstand, seine Gnade sich zu erwirken; es war ihm nicht eingefallen, an einem der Worte Gonzalos zu zweifeln, wie sollte er daran denken, einen Brief für nachgeahmt zu halten.

Schweig, Mädchen! rief der König erbost; es ist genug; die Schuld Don Josefs liegt am Tage, und er mag sie büßen. Du aber wage es nicht mehr, Klara deine Freundin zu nennen, ich will dich nicht mehr bei ihr sehen, wenn du meine Liebe nicht verloren haben willst. Gehe!

Estella schwieg. Wäre Gonzalo nicht zugegen gewesen, sie hätte sich dem Vater zu Füßen geworfen und seine Knie umklammert und geweint, bis der Vater gerührt worden wäre, vor diesem Manne stockte aber ihre Zunge, die Worte blieben ihr aus, der Muth gebrach ihr, und selbst die Thräne versagte ihren erleichternden Balsam. Gesenkten Hauptes entfernte sie sich aus dem Gemache, in das sie mit so schönen Hoffnungen getreten war, und erst als sie allein in ihrem Zimmer war, weinte sie sich sattsam aus und gab sich dem vernichtenden Schmerze hin, den ihr die Erinnerung an Don Josef und die Freundin brachte.

Wie soll ich Klara wiedersehen, sagte sie zu sich selbst, mit welchen Worten kann ich ihr unter die Augen treten? Ach, wie schön habe ich mir den Augenblick ausgemalt, wo ich ihr sagen wollte: dein Vater ist frei, rein steht er da in den Augen der Menschen, vor Gott war er es immerdar! O, hätte ich nur die Ueberzeugung, daß Don Josef wirklich schuldlos ist, dann dürfte ich auch an seiner Rechtfertigung nicht zweifeln, ich dürfte dann mit einem Troste zu Klara gehen — doch wenn er wirklich meinen Vater verrathen hätte, wenn er wirklich so niedrig, feil gewesen wäre! Nein, nein, nimmermehr, es kann nicht sein, Klaras Vater kann diese ruchlose That nicht begehen. Ich werde Klara befragen, sie wird, sie muß es wissen, Don Josef wird ihr nicht Alles verschwiegen haben,

ja, ja, Klara wird aufrichtig sein, und hat Don Josef gefehlt, nun, so werde ich meinen Vater nicht mehr um Gerechtigkeit bitten, aber um Gnade.

Klara war in ihrem ganzen Wesen zerschmettert, als sie aus Estellas Munde die Unterredung mit ihrem Vater und deren Folgen vernahm.

So laß mich doch fort, sprach Klara schluchzend, laß mich! Wenn das Unglück schon über uns verhängt ist, warum soll auch dein Glück zerstört sein? Laß mich fort. Hier muß ich schmachten, jede einzelne Minute in der Angst um meinen Vater dahinschmachten, jede Minute in der Furcht, entdeckt zu werden, laß mich fort! Ich werde verkleidet in Sevilla herumirren, und so lange, bis ich den Vater gefunden, und sehe ich ihn nur, dann, Estella — —

Nicht doch, erwiederte die Infantin, Klaras Hand ergreifend, du darfst nicht alle Hoffnung aufgeben, nur Muth, Geduld, harre aus, und es muß noch Alles gut werden, wenn —

Estella hielt inne und schlug das Auge zu Boden.

Wenn? wiederholte Klara ängstlich. Was willst du sagen?

Dein Vater unschuldig ist! ergänzte Estella, die Hand der Freundin sanft drückend.

Klara riß sich von der Freundin los.

Auch du? sprach sie in einem unbeschreiblich bittern Tone, auch du! O, das hätte ich nie, nie von dir gedacht!

Ich verzeihe dir diesen Vorwurf, erwiederte Estella ruhig, weil ich weiß, daß er aus einem gekränkten Herzen kommt, und fürchte mich nicht, von dir Aufrichtigkeit zu verlangen. Sprich, hat dir dein Vater nie etwas von den Dingen erzählt, nur andeutungsweise verrathen, die ihm jetzt zur Last gelegt werden? Hat er dir nie etwas von den Sarazenen erzählt? Sprich, rufe dir Alles ins Gedächtniß zurück, gestehe es mir, und du kannst durch ein aufrichtiges Geständniß die Winkelzüge eines Gonzalo vereiteln. Du weißt, mein Vater, der

König ist gut, und um Gnade hat ihn noch Niemand umsonst angefleht. Ich bitte dich, Klara!

Ich schwöre es dir beim heiligen Gott! rief das jüdische Mädchen, mein Vater ist schuldlos!

In diesem Augenblicke drang ein tobender Lärm in das Gemach. Estella lichtete sorgfältig den Vorhang und bemerkte vor dem Schlosse einen Trupp Reiter, die in der Mitte einen Gefangenen in fremder Tracht führten. Die Soldaten klirrten mit ihren Säbeln und stießen mit ihren Lanzen auf den Boden, und die Pferde keuchten und dampften.

Zum Könige! rief das Volk, das allmälig zu einer dichten Masse angewachsen war, führt ihn zum Könige. Der Gefangene war ein Sarazene.

Estella eilte aus dem Gemache, aus Furcht, im allgemeinen Tumulte könne sie gesucht und hier gefunden werden.

Zeige dich nicht am Fenster, Klara, sprach die Infantin beim Weggehen, und bleibe hier.

Klara aber hörte diese Worte nicht. Regungslos saß sie in einem Sessel und hielt den Kopf in beiden Händen und sann.

Mittlerweile traten die Krieger ins Schloß und wurden in das Gemach Don Juans geführt. Dort finden wir noch immer Gonzalo vor dem Könige. Kaum war Estella aus dem Königsgemache getreten, als Don Juan das Gespräch mit dem neuen Günstling wieder aufgenommen hatte. Wann habt ihr mit Don Josef gesprochen? fragte der König Gonzalo, der sich erst erholte, als er Estella entfernt wußte.

Heute schon, in der frühesten Morgenstunde, antwortete der Gefragte.

Hat er die Echtheit dieser Schriften anerkannt? fuhr der König mit einem prüfenden Blicke fort.

Ja, sprach Gonzalo, er hat auch bereits ein mündliches Geständniß abgelegt.

Der König schwieg. Die Worte seiner Tochter waren nicht spurlos in seiner Brust verklungen.

Und was für eine Strafe würde er denn verdienen, sprach der König.

Wenn ein feindlicher Soldat in unsere Gewalt geräth, wird er hingerichtet, versetzte Don Gonzalo mit schlauer Miene, weil er nach unserm Leben getrachtet, und wenn ein Spanier in fremde Gefangenschaft fällt, widerfährt ihm dasselbe Loos — Don Josef ist gefährlicher als ein offener Feind, er wußte mit geheimen Waffen umzugehen.

Er soll also mit dem Tode bestraft werden, sprach der König, so meint ihr's doch, Don Gonzalo.

Ja, so meine ich es, erwiederte Gonzalo beherzt und hier — dabei zog er ein Pergament aus der Tasche, hier ist das Urtheil, welches Euerer Bestätigung bedarf, um vollstreckt zu werden. Der König nahm die Schrift entgegen und las sie. Ich will selbst noch einmal mit Don Josef sprechen, sagte der König, die Schrift auf den Tisch legend. Gonzalo entfärbte sich.

Wenn er mir gestanden hat, fuhr Don Juan fort, dann will ich der Gerechtigkeit freien Lauf lassen; morgen soll er ins Schloß zu mir geführt werden, bis dahin schont mir den Mann. —

Die Ankunft der Krieger, die wir weiter oben schon erwähnt, unterbrach hier die Unterredung der Beiden. Mißvergnügt schlich Gonzalo nach Hause.

VI.

Sevilla, die kastilische Hauptstadt, war in großer Aufregung. Auf allen Straßen sah man bewaffnete Truppen, die mit Sing und Sang unter wilden Kriegsliedern durch die Stadt zogen; an jeder Ecke drängten sich Gruppen Neugieriger zusammen; kurz, die Residenz war über Nacht wie umgewandelt. Jene Krieger, welche gestern einen Sarazenen als Gefangenen vor den König geführt, brachten auch die Nachricht, daß eine große Anzahl marockanischer Soldaten in das königliche Gebiet gedrungen sei und das Land zu verheeren drohte, wenn man

nicht schnelle und kräftige Hülfe an die Küste sende, um einestheils die dortigen Bewohner vor den Angriffen der Sarazenen zu schützen, anderntheils die muthwilligen Heiden wieder in die See zu treiben.

Bekümmert saß Don Juan in seinem Gemache. Die Gefahr, die diesmal seinem Lande drohte, war größer als je Nach den Berichten der Soldaten und nach der Aussage des Gefangenen waren die Marockaner schon sehr weit auf Kastiliens Boden vorgeschritten, und auch die Anzahl der Feinde eine sehr bedeutende; drum sollte der Widerstand um so kräftiger sein und schneller — doch im Schatze fand sich kein Geld. Der König wußte es immer, daß er keine großen Reichthümer an baarem Gold und Silber besitze, das kümmerte ihn aber wenig; wenn er Geld brauchte, wußte Don Josef stets zu schaffen, und wenn ein Krieg große Summen verschlungen hatte, so wußte der Schatzmeister durch kluge Mittel die Lücken auszufüllen, ohne daß das Volk dadurch gedrückt worden wäre. Anders stand es aber jetzt. An Don Josef konnte sich der König jetzt nicht wenden, von dieser Seite konnte er keine Hülfe erwarten. Und doch war sie so nothwendig. Viele Soldaten mußten neu bekleidet, andere neu bewaffnet werden, Lebensmittel mußte man herschaffen. Einen Augenblick lang dachte der König an seinen frühern Freund, aber nicht, wie er zu Gonzalo gesagt, um Jenen selbst zu sprechen und sich von seiner Schuld oder Unschuld zu überzeugen, sondern — um Rath, um Hülfe in der Noth zu bekommen. Doch das durfte er nicht, wenn er sich nicht vor den Augen aller seiner Unterthanen erniedrigen wollte. Was war zu thun? Gonzalo mußte vor den König treten.

Don Gonzalo! hob der König mit ernster Miene an, ihr seid glücklich; für euch ist die Zeit schnell gekommen, die Andere oft so lange erwarten, nämlich die Zeit, wo ihr euch des Vertrauens, so ich und das Volk in euch setze, würdig zeigen könnt.

Gonzalo lächelte schlau. So bitte ich Euch, großer König, mir die Mittel hiezu anzugeben, erwiederte er.

Ihr wißt, wie die Dinge im Lande stehen, sprach der König, wir müssen uns vertheidigen, müssen Krieg führen, und der Krieg erfordert Geld.

Darum werdet Ihr aber doch nicht verlegen sein? versetzte Gonzalo. Ihr seid doch König von Kastilien, des reichsten Landes der Erde.

Wo sind denn Kastiliens Schätze, wenn sie nicht in Euern Kammern aufgehäuft liegen?

Nicht in meinen Kammern liegen sie aufgehäuft, die Schätze Kastiliens, erwiederte Don Juan, ich bedarf ihrer auch nicht, in den Händen der Edelleute und der Bürger sind sie.

Und der Juden, versetzte Gonzalo schnell, als wenn er darauf gewartet hätte. Lasset nur zwei oder drei ihrer Häuser durchsuchen, und Ihr werdet mehr Gold finden, als nöthig, um ein halbes Jahrhundert Krieg zu führen.

Das ist mir nicht unbekannt, erwiederte der König. Die Juden sind es auch, die mir mit ihrem Golde zur Zeit der Noth immer beistanden, und ich fürchte, daß ich auch heute wieder zu den Brüdern Don Josefs meine Zuflucht nehmen muß, wenn ihr nicht so viel Geist und Geschick besitzet, die nöthigen Mittel, einige hundert Tausend Goldgulden aufzutreiben, ohne das Volk dadurch zu drücken.

Mein Herr und König, sprach Gonzalo lächelnd, wenn Ihr glaubet, daß Don Josef die Gelder aus seinem Seckel nur hergegeben, so irrt Ihr; der Jude hat dem Aermsten des Volkes eher sein einziges Gewand verpfändet, als er einen der hundert Edelsteine, die seiner Tochter Kopf und Nacken zieren, geopfert hätte. Wenn das Geschick heißt und Geist, durch den Schweiß Anderer sich Verdienste zu erwerben, dann, fürwahr, edler König, wollte ich lieber ein Arriero sein, als in der Nähe des Thrones stehen.

Der König schwieg.

Gonzalo sah gewonnenes Spiel und fühlte sich daher ermuthigt. Ich will euch das nöthige Geld zur Stelle schaffen, sagte er, doch müßte ich eine Bedingung stellen.

Nun? sprach Don Juan.

Ihr stellt mir eine Urkunde aus, welche mich ermächtigt, die geborgte Summe nach Beendigung des Krieges aus den Schätzen einiger Juden zu heben, die ich bestimme.

Der König sah wohl, worauf es sein williger Diener abgesehen hatte. Es wird nicht so weit kommen, dachte er bei sich selbst, daß die Summe mit Gewalt aufgetrieben werden muß, denn wenn der Sieg auf unserer Seite ist, und das bezweifle ich nicht, so wird die Beute reichlich genug sein, alle Kosten zu decken, die der Feldzug verursacht, — ich will ihm seinen Willen lassen.

Gut, sagte der König laut, ihr bringet 500,000 Goldgulden, und die Urkunde wird euch heute noch ausgefertigt und mit meinem eigenen Siegel bekräftigt werden.

Noch eine Bitte, sprach Gonzalo, eine demüthige Stellung vor dem Herrscher einnehmend. Ich will mit in die Schlacht ziehen.

Das könnt ihr, erwiederte der König lächelnd, und wenn ihr den Abumalik mit euern Pfeilen treffet — ihr sollt doch ein trefflicher Schütze sein — so dürft ihr von mir das Höchste verlangen, und es soll euch gewährt werden, wenn es in meiner Macht steht.

Gonzalo verbeugte sich.

Lasset dies in allen Straßen ausrufen, fuhr Don Juan fort, wer den Anführer der Sarazenen, den Abumalik, erlegt, der darf sich eine Gnade, welcher Art sie sei, von mir erbitten, und ich will sie ihm nicht versagen.

Ich werde euren Befehlen gehorchen, antwortete Gonzalo Martin, indem er sich anschickte sich zu entfernen. Meine Diener werden die besprochene Summe in nächster Stunde noch hieher bringen, und ich will mir dann die Urkunde abholen und morgen ziehe ich mit den Truppen den Heiden entgegen.

Gonzalo schied unter unzähligen Bücklingen von dem Könige. Nie war ihm so wohl wie jetzt zu Muthe. Nun sah er sich so nahe, so sehr nahe am Ziele, daß er nicht mehr davon entrückt zu werden glaubte.

Am selben Tage noch wurde, wie der König es befohlen, auf allen Plätzen und in jeder Straße der Aufruf an das Volk und die Soldaten erlassen, daß Derjenige, der den Abumalik tödte, sich vom Könige eine Gnade erbitten könne.

Gonzalo schaffte die besprochene Summe ins Schloß, erhielt die Urkunde ausgefertigt und am andern Tage verließ er an der Spitze vieler kampfeslustigen Soldaten die Stadt Sevilla, um den Feind zu bekriegen.

Einige Tage vergingen, und Don Josef schmachtete noch immer in dem unterirdischen Gewölbe, ungewiß über das Schicksal, das ihn erwartete. Des Königs Gedanken waren auf dem Schlachtfelde; sein Sinn war zu sehr mit dem Kriege beschäftigt, zudem war Gonzalo nicht anwesend. Ganz natürlich, daß die Angelegenheit des ehemaligen Schatzmeisters weder eine vortheilhafte, noch eine gefährliche Aenderung erlitt, und unser Freund empfand nur dadurch auf eine angenehme Weise die Abwesenheit seines Feindes, daß er das Angesicht des Schändlichen nicht sehen mußte und nur die freilich freche und höhnische Behandlung der Diener Gonzalos zu ertragen hatte.

Estella aber war es, die jetzt am meisten litt. Sie hatte Klara schon mehrere Tage nicht gesehen; sie wagte es nicht, vor der Freundin zu erscheinen, ohne wenigstens irgend welche Hoffnung zu bringen; sie dachte sich's, daß Klara doch beständig in sie dringen werde, sie aus dem Schlosse gehen zu lassen, und gerade um deswillen glaubte sie jeder Begegnung mit der Freundin ausweichen zu müssen. Klara, sprach sie zu sich selbst, wird auf allen Straßen ihren Vater suchen, sie wird jeden Vorübergehenden nach dem Vater fragen, und wenn sie erkannt ist, dann schützt sie meine Freundschaft nicht mehr, das Volk wird sie mißhandeln, es wird nicht allein die Tochter

des Don Josef mißhandeln, der den König vergiften wollte, es wird in Klara die Tochter des Juden mißhandeln, denn Gonzalo hat es bereits so weit gebracht, daß die Armen ihre Armuth, die Kranken ihre Krankheit den Juden zuschreiben, und es gibt gewiß solche im Volke, die es nicht scheuten, das Mädchen mit entblößtem Haupte auf den Markt zu stellen. Mit jedem Tage glaubte Estella eine gute Nachricht zu hören, jede scheidende Sonne flößte ihr neue Hoffnung auf das Morgen ein, und die Sonne ging wieder auf, und der Tag war wieder angebrochen und die Hoffnungen — — entschwunden. Ueber Don Josef konnte Estella keine Nachricht erlangen, wenigstens keine gute, keine wahre, und Estella vermied es, das traurige Angesicht der Freundin zu sehen, ohne es erheitern zu können.

Da geschah es eines Morgens, daß eine Frau mit der Infantin sprechen wollte. Die Frau war Juanna.

Edle Donna, sprach Juanna mit Hast, ich suche meine Gebieterin, Klara, schon seit 12 Tagen und kann sie nirgends finden; sie war doch und ist vielleicht noch eure Freundin, und vielleicht wißt ihr mir anzugeben, wo Donna Klara weilt. Ich will, ich muß mit ihr sprechen.

Und wenn ich dir das nicht sagen könnte, erwiederte Estella vorsichtig.

So müßte ich zum Könige! sprach Juanna lebhaft.

Was kannst du denn so Wichtiges zu offenbaren haben? sagte Estella, die Zofe mit einem strengen Blicke messend. Der König ist jetzt für Wenige nur zugänglich und —

O, ich muß, ich muß mit dem Könige sprechen, wenn ich Klara nicht sehen kann, rief Juanna.

Willst du dich mir nicht anvertrauen? fragte Estella lächelnd. Du weißt, ich war deiner Gebieterin immer recht gut und bin ihr heute noch zugethan, und wenn ich auch jetzt in diesem Augenblicke nicht zu ihr kann, so werde ich doch Mittel finden können, ihr eine Nachricht zukommen zu lassen. Was hast du ihr denn zu sagen? Juanna sah sich ängstlich im Zimmer um.

Wißt ihr, edle Donna, sprach Juanna mit einem merkwürdigen Blicke, Don Josef ist unschuldig!

Wie? rief Estella, das weißt du und sagst es erst jetzt, erst heute?

Ich wußte es nicht früher, erwiederte Juanna ruhig, als wende sie den Vorwurf von sich ab, vor einer Stunde erst hat Gomez unter Thränen seinen Fehltritt eingestanden.

So erzähle mir doch, sagte Estella.

Juanna sah sich noch einmal im Gemache um, als fürchte sie sich selbst vor geschwätzigen Wänden und sagte dann leise: Don Gonzalo hat meinen Sohn verführt!

Wie meint ihr das? war Estellas drängende Frage.

Nun, erwiederte Juanna, Don Gonzalo hat Gomez so lange mit Versprechungen bethört und seine Tasche so lange mit Gold angefüllt, bis Gomez eingewilligt hat, vor dem Könige, euerm Vater, gegen Don Josef aufzutreten.

Estella bebte vor Freude und Ungeduld.

Und wer hat euch das Alles gesagt? forschte die Infantin.

Mein Sohn selber, versetzte Juanna, die jetzt der Freundin Klaras Alles umständlich erzählte, von der Krankheit ihres Sohnes, von seinen Fieberphantasien, und von dem nächtlichen Besuche Don Gonzalos. Das Gewissen, fuhr die Zofe fort, hat dem guten Jungen keine Ruhe mehr gegeben, das Geheimniß mußte heraus; Don Gonzalo hat meinem Sohne einen Schwur abgenommen, daß er Nichts verrathe, ich aber sagte ihm, daß es keine Pflicht sei, einen solchen Schwur zu halten — o Himmel, verrathet mich nicht, edle Donna, bei Gonzalo.

Sei ruhig, Juanna, sprach Estella. Und die Infantin sank auf die Knie und sprach: Dank dir, großer Gott, daß du Licht werden lässest und den Verräther enthüllst. Rasch sprang dann Estella auf und faßte Juanna beim Arme. Jetzt komm, ich werde dich zu deiner Gebieterin führen.

Ihr wißt? schrie Juanna, und ihr Auge erglänzte vor Freude und seliger Wonne.

Schweige, gebot die Infantin. Du darfst mit Niemandem davon sprechen, wo du sie gesehen; es wird ein Tag kommen, wo kein Dunkel mehr über die Sache schweben wird, dann magst du furchtlos — doch komm, laß uns nicht zögern, o Klara, Klara!

Estella führte die erstaunte Zofe durch viele Gemächer, viele Thüren öffneten und schloßen sich hinter ihnen und endlich kamen sie in einen dunklen Gang. Nachdem sie diesen durchschritten hatten, gelangten sie an eine kleine Pforte. Estella zog einen Schlüssel aus dem Busen und öffnete mit demselben das Gemach. Aber, o Schrecken, es war leer. . . .

Gott, wo ist Klara? rief die Infantin, die ihren Augen nicht traute.

Hier liegt ein Brief, sprach Juanna, auf einen Tisch zeigend. Estella stürzte auf den Brief los und erbrach ihn mit unglaublicher Hast und las!

Theuere Estella!

Ich habe hier keine Ruhe mehr; das Schicksal meines Vaters verbietet mir, an einem Orte zu bleiben, wo man ihn verkannt, wo selbst du ihn verkannt hast. Ich wußte mir eine Verkleidung zu verschaffen, die mich vor jedem Erkanntwerden schützen wird, und die es mir erlaubt, der Spur meines armen Vaters so lange nachzusuchen, bis ich sie gefunden. Forsche mir nicht nach, du darfst es um deinetwillen nicht thun, und es würde dir auch nichts frommen und mir nur schaden. Verzeihe mir, wenn ich undankbar an dir gehandelt, ich kenne aber in diesem Augenblicke keine Tugend, als die Liebe zu meinem Vater; ich höre jetzt keine Stimme, als die, welche aus der Gefangenschaft zu mir ruft.

Deine

Klara.

Estella brach in Thränen aus.

Nun zum Könige! rief sie und zog Juanna stürmisch mit sich fort.

Gonzalo saß in einem reichen Zelte und zechte mit wüsten, tollen Genossen, während die Soldaten gegen die Sarazenen kämpften. Viel Blut war schon geflossen, die kastilischen Soldaten waren tapfer, muthig, aber auch die Sarazenen hatten gute Geschosse. Abumalik war selbst am Kampfe betheiligt. Ein jeder der spanischen Krieger hatte sein besonderes Augenmerk auf den Häuptling der Feinde gerichtet; ein Jeder mochte schon einen giftigen Pfeil auf ihn abgedrückt haben, aber Abumalik war noch unversehrt; mit stolzer, feuriger Geberde saß er noch immer auf seinem schnaubenden Roße, ertheilte bald Befehle, bald kämpfte er selbst an der Seite eines gemeinen Kriegers. Schon neigte sich der Sieg auf die Seite der Sarazenen, schon ermatteten die Spanier und einzelne Reihen wurden schon durchbrochen, da — plötzlich wankte Abumalik auf seinem Roße, er wankte und stürzte bluttriefend auf die Erde. Er war tödlich getroffen. Ein wildes Siegesgeschrei scholl aus der Mitte der Spanier, neuer Muth, neue Kraft strömte in ihren Adern, Verwundete rafften ihre letzten Kräfte zusammen, und die Tapfern stürzten sich tollkühn unter die Feinde. Dort drüben aber zeigte sich — als man den Fall des Führers sah — eine entsetzliche Verwirrung; Alles floh, was noch fliehen konnte, Pfeile, Bogen, Schwerter und Lanzen wurden weggeworfen und eine Beute der siegestrunkenen Spanier. Die untergehende Sonne warf ihre letzten Strahlen auf ein weites Leichenfeld; da lagen die Leichen in grauenerregendem Zustande, hier zerstreut, dort auf einander gethürmt. Kastiliens Krieger letzten sich an den Gluthen südlichen Weines. Gonzalos Jubel war endlos, als ihm die Kunde von dem Siege in sein Zelt überbracht wurde.

Wo ist der wackere Sieger, der den Abumalik erlegte?

schrie er. Ich will ihn zum Könige führen, und reich soll sein Lohn sein.

Mehrere Soldaten führten einen bepanzerten Ritter vor Gonzalo Martin. Auf seinem Hute flatterte eine schmucke Feder, die Hände waren mit eisernen Handschuhen verhüllt, und das Gesicht unter dem Visir unkennbar.

Wer bist du? sprach Gonzalo den bescheidenen Ritter an. Zeige mir dein Angesicht und melde deinen Namen.

Das werde ich, erwiederte der Ritter, aber nur vor dem Könige; bis dahin habet Geduld.

Fürwahr, rief Gonzalo beleidigt, fürchtete ich nicht, das Recht des Ritters zu verletzen, ich würde dich mit Gewalt dazu zwingen, meinen Befehlen zu gehorchen; doch du scheinst mir Einer von den Edeln des Landes zu sein.

Hoch lebe der Tapfere! schrien die vielen Krieger, die auf dem Schauplatze standen. Hoch lebe er!

Nun auf das Pferd! befahl Gonzalo. Ohne Verzug wollen wir nach Sevilla eilen, um unserm edlen Könige die Trophäen des Sieges zu überbringen. Und du, mein stolzer Ritter, sprach Gonzalo, zu dem Unbekannten gewendet, du wirst an meiner Seite reiten, auf daß beim Einzuge gleich die Bürger Sevillas dich begrüßen.

Und wer noch ein Pferd hatte, der schwang sich auf dasselbe und fort ging es, durch Berge und Thäler, durch Wiesen und Felder, der Hauptstadt Kastiliens zu.

Schluß.

Der König war außer sich vor Entrüstung, als er von den bösen Ränken Gonzalos hörte, als Gomez — dessen Krankheit nur eine Folge der Gewissenspein war, und der nun, da er es über sich gebracht, des folternden Geheimnisses sich zu entledigen, wieder seine vollkommene Gesundheit erlangt hatte — als der Jüngling erzählte, wie Martin ihm so lange geschmeichelt, gedroht, ihn so lange mit Hoffnungen und Ver-

sprechungen gepeinigt, bis er eingewilligt und gegen den edlen Don Josef gezeugt habe. Der größte Theil des Goldes, das der Edelknabe von dem Verführer bekommen, war noch vorhanden, und Juanna legte es zu den Füßen des Königs.

Nimmermehr hätte ich ruhig sterben können, sagte sie unter aufrichtigen Thränen, wenn ich gewußt hätte, daß mein Sohn dem Edelsten der Männer einen Frevel zugefügt.

Der König fühlte sich tief beschämt, denn er sah ein, daß er der Spielball Gonzalos gewesen, er begriff erst jetzt, wie auch er von Gonzalo als Werkzeug gebraucht worden.

Estella! sprach Don Juan zu seiner Tochter, Don Josef ben Efraim soll Genugthung erhalten, ich will nicht daran denken, meine Ehre zu rächen, ich will nicht darauf sinnen, den Elenden zu strafen, weil er auch mich betrogen, nein, Alles was ich thun kann, Alles was in meiner Macht steht, soll aufgeboten werden, um meinen Freund mir wieder zu versöhnen; denn fürwahr, er ist edler als ich. Und du, Estella, wirst Klara noch inniger an dein Herz schließen, wenn dies möglich; doch du bedarfst dieser Erinnerung nicht, denn ich weiß es ja, daß du für Klara dein Alles hingegeben hättest. O, könnten wir nur ermitteln, wo das Mädchen weilt, seit sie aus ihrem Verstecke entflohen. Dies allein stört mir den Gedanken an die Freude, an das Frohlocken meines Josefs, wenn ich selbst die Riegel seiner Fessel öffne und ihn an meiner Hand dem Volke wieder entgegen führe.

Und wann willst du dieses thun, Vater? fragte Estella vor Freude jubelnd; wann willst du dieses wahrhaft heilige Werk vollziehen?

Wenn Gonzalo aus dem Kriege heimgekehrt ist, erwiederte der König.

So lange willst du warten! rief Estella verwundert. So lange soll Don Josef noch schmachten? Oder zweifelst du noch an seiner Unschuld? Gonzalo wird Alles läugnen, er wird alle Zeugen Lügen strafen, die gegen ihn auftreten, er wird

seine Rechtlichkeit beschwören, und — ich fürchte — o, befreie ihn heute noch, jetzt in dieser Stunde noch, denn nur dadurch kannst du das Unrecht einigermaßen wieder gut machen, so ihm geschehen.

Der König gab den Bitten der Tochter und seiner eigenen Stimme Gehör. Unter dem Zuströmen des Volkes begab er sich nach Gonzalos Haus, ließ die fest verriegelten, eisernen Thüren sprengen und führte Don Josef, wie er es Estella versprochen, in die Mitte der Zuschauer, die den Befreiten jubelnd begrüßten.

Don Josef hatte sich nicht verändert. Wohl war das Gesicht von einem ungepflegten Barte bewachsen, und das Haupthaar nicht in der gewohnten Ordnung, auch war das Antlitz bleich und etwas eingefallen, doch das Auge war nicht matt, es erglänzte noch immer von edlem, beweglichen Feuer. Als aber der Vater nach seiner Tochter fragte, und er hören mußte, daß man ihren Aufenthalt nicht kenne, da ward er trostlos. Der König gab freilich Befehle, Klaras Spur überall zu verfolgen, dadurch wurde aber keineswegs die Trauer des Vaters gemindert, und Don Josef wünschte lieber zwischen den feuchten Gefängnißmauern zu sterben, als den Verlust seiner Klara zu erleben.

Gonzalo war mit seinen Truppen nach Sevilla gekommen, und sein Erstes war es, zum Könige zu eilen, den fremden Ritter an der Seite.

Der König saß auf seinem Throne, und sein ganzer Hofstaat um ihn, und auch Estella fehlte nicht, denn die Kunde von dem errungenen Siege war schon früher zu seinen Ohren gedrungen, und er erwartete Gonzalo und den unbekannten Ritter, von dem schon die sonderbarsten Gerüchte in der ganzen Stadt umliefen.

Don Juan begrüßte Gonzalo nicht mit jenem Grade der Freundschaft, wie es dieser erwartet hatte.

Ich fühle mich glücklich, sprach Gonzalo, Euch, edler König, sagen zu können, daß ich über Abumalik gesiegt habe.

Und wer ist jener Ritter, der den Sarazenenführer getödtet? fragte der König, denn ihm gebührt die Palme.

Gonzalo gab einen Wink, und der Unbekannte trat vor.

Du darfst dir eine Gnade von mir erbitten, sprach Don Juan, und wärst du ein Verbrecher, der das Leben verwirkt, ich müßte dir es schenken.

Der Ritter schlug das Visir aus seinen Augen und stürzte sich zu den Füßen des Königs und schrie: Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!

Der König sprang entsetzt von seinem Throne auf. Ist's möglich? schrie er.

Klara! rief Estella und warf sich in die Arme der Freundin.

Ihr seid es also, Donna, hub nun der König wieder an, nachdem es in der Versammlung ruhig geworden war. Nicht an euch ist es, Gerechtigkeit von mir zu verlangen, an mir ist es, euch um Verzeihung anzuflehen.

Klara sah den König verwundert an.

Doch dieser antwortete nicht, sondern gab einem Diener ein Zeichen. Dieser entfernte sich, und alsbald trat Don Josef in das Gemach.

Meine lieben Freunde und Freundinnen ersparen mir, die Scene des Wiedersehens zwischen Vater und Tochter zu schildern. Wer vermöchte dies? — —

Gonzalo konnte sich nicht mehr halten, er wollte sich entfernen. Ob vor Rührung oder einer andern Empfindung wegen?

Nicht so! rief Don Juan, als er dies bemerkte, bleibet hier! Ihr habt die Schändlichkeit begangen, die Unschuld anzuschwärzen, so habt auch den Muth, den Sieg der Unschuld zu ertragen. Wisset, daß während eurer Abwesenheit an den Tag gekommen ist, was ihr gethan, um mich, euern König, zu überlisten und Don Josef zu vernichten, und hättet ihr euer Leben auch im Kriege daran gesetzt, ihr seid der doppelten

Strafe anheimgefallen. Der Finger Gottes hat mir euere Schandthaten gezeigt, und nimmer soll es euch gelingen, mit eurem Gift die Edeln zu begeifern.

Don Josef und seine Tochter hörten diese Worte nicht mehr, sie hatten sich in ein anderes Gemach entfernt, wo kein Zeuge die Ausbrüche ihrer unbeschreiblichen Wonne belauschen konnte. Estella aber, das sonst so gute, sanfte, edle Mädchen frohlockte über den Fall Gonzalos und wollte auch den Schändlichen fallen sehen; und als die Schergen den Verräther aus dem Saale führten, da ergriff die Infantin des Vaters Hand und sprach: Danken wir dem Himmel, daß er Licht werden ließ, ehe es zu spät war.

Juanna erntete den Lohn für ihre Treue. Nun wich sie nimmer von ihrer Gebieterin und sah sich als Freundin behandelt, und Gomez trat auf den Wunsch Don Josefs an Gonzalos Stelle, der einige Tage nachdem er als prahlerischer Sieger in die Stadt gezogen war, sein schnödes Leben unter dem Beile endete.

Die Freunde.

I.

Es war gerade ein Tag nach Simches Thora. In der Judengasse zu Feldheim bemerkte man keine Spur mehr von den vielen rasch auf einander folgenden Feiertagen, die um diese Zeit von den Bekennern des jüdischen Glaubens begangen werden. Die Männer waren schon wieder ihren Geschäften „nachgegangen" und die Frauen hatten im Innern ihrer Wohnungen gar viel zu thun, als: die theuren Festtagskleider behutsam in den Kasten zu hängen, die befranzten Vorhänge von den Fensterstangen abzulösen, die überflüssigen Messer und Gabeln und Schüsseln und Platten auf den Boden zu schaffen, und noch viele andere nöthige und unnöthige Dinge.

Am ruhigsten und stillsten ging es aber — und dies ist kaum glaublich — in der jüdischen Schule zu. Schon hatte es vom Thurme herab zwei Uhr geschlagen, die Zeit war also da, wo der Unterricht beginnen sollte, und doch waren im Lehrzimmer erst vier Knaben versammelt. Der Lehrer, ein alter, zitternder, eisgrauer Mann saß in einem eben so alten, verkommenen Lehnstuhle und — schlief. So ruhig und still es nun auch im Schulzimmer sein mochte, so konnte dem Anwesenden eine gewisse, hastige Bewegung doch nicht entgehen, die unter den wenigen Schülern herrschte. Einer stieß den Andern mit dem Ellenbogen und flüsterte dabei einige unverständliche Worte vor sich hin oder diesem Andern in's Ohr.

Geh' du, du mußt ihn fragen, sagte jetzt der, welcher der Aelteste zu sein schien, zu einem kleinen, kugelrunden Knaben, dich hat er immer am liebsten.

Ich will nicht, antwortete Jener. Geh' du, du bist der Aelteste.

Ich? ich thu's nicht, erwiederte dieser. Der Lehrer kommt fast alle Tage zu meinem Vater und — — — wart', das Gescheidteste ist, wir losen. Wer den kürzesten Zipfel zieht, der muß ihn bitten, der muß aber, da gilt keine Ausrede.

Gesagt, gethan! die andern zwei waren mit dem Vorschlage zufrieden, und so wurde denn an's Werk geschritten, und der kugelrunde Knabe zog den kürzesten Zipfel. Nun half kein Sträuben, kein Naserümpfen mehr, der Knabe schlich auf den Zehen aus der Schulbank und näherte sich dem Schultische, an welchem der Lehrer noch immer schlafend saß. Entschlossen packte der Kleine die Tischplatte und rüttelte daran, zuerst schüchtern, und als dies nichts nützte, etwas muthiger und stärker und immer stärker — — da erwachte der Lehrer und mechanisch fing er an: B'reschis boro elohim, im Anfange schuf Gott — Was willst du? fuhr er den Knaben an, als er ihn am Tische erblickte. Wo sind die Andern, was?

Ich weiß es nicht, antwortete der kleine Junge halblaut.

So setz' dich in deine Bank und sag' nach, schrie der Lehrer in seinem schläfrigen Unwillen.

Der Knabe wollte sich schon schüchtern zurückziehen, da hörte er hinter seinem Rücken die Worte: Du mußt! Und darauf blieb er stehen, faßte ein Herz und sprach: Herr Siegmann, lassen sie uns heut noch frei, nur noch den halben Tag.

Was? rief der Lehrer voll Verwunderung. Habt ihr nicht genug Feiertage gehabt, wo ihr den ganzen lieben Tag kein Buch angesehen habt? Giebt man euch den Finger, wollt ihr gleich die ganze Hand. Nichts damit!

Die zwei Worte: Du mußt! haben gewiß einen gewaltigen Eindruck auf unsern jungen Freund gemacht, denn des

Lehrers Befehl vermochte nicht, ihn einzuschüchtern. Er sprach wohl nicht, doch blieb er stehen.

Was habt ihr denn vor? frug nun der Lehrer, der unterdessen zu nachgiebigeren Gedanken gekommen sein mochte.

Berthold und Emil fahren um 4 Uhr mit ihrem Bruder fort und kommen vielleicht nimmer zurück; alle andern Kinder sind schon bei Hirschbergs, um zu sehen, wie die Studenten wegfahren.

Ich weiß nicht, hatte der Lehrer ein so außerordentlich gutes Herz, daß er Niemandem eine Bitte abschlagen konnte, oder war er noch schläfrig, genug, er rief: Geht, mit vier Jungen lerne ich nicht, schlug das inzwischen aufgeblätterte Buch zu und erhob sich von seinem Sessel.

Die Knaben stürzten auf und davon und schnurstracks dem Hause Hirschbergs zu.

Dort herrschte reges Leben. In der Flur eine einspännige Kutsche, hinten und vorn mit Koffern und Taschen bepackt. Ein Rudel Knaben — die gesammte jüdische und ein gut Theil der christlichen Jugend Feldheims — hatte sich hier versammelt, und während sich die Einen beständig an der Kutsche und dem Gaul und den Koffern Etwas zu schaffen machten, gafften die Andern neugierig auf die Fenster im ersten Stockwerke. Gerade war ein Junge mit keckem Uebermuthe auf den Kutschenbock gestiegen und im Begriff, das Leitseil zu ergreifen, da schrieen die etlichen und zwanzig Kehlen in einem Tone: Der Herz! der Herz! und suchten das Weite. Und daran thaten sie gar nicht Unrecht, denn der Herz, ein stark gebauter, junger Mann mit einem trotzigen Gesichte, war nicht wenig erbittert über die theilnehmende Jugend, und wäre der Bursche, der es gewagt hatte, sich auf die Kutsche zu schwingen, nicht durch einen verwegenen Sprung entwischt, eine derbe Tracht Prügel hätte er sicherlich empfangen, und wie es seinem rechten oder linken oder beiden Ohren ergangen wäre, wagen wir nicht zu entscheiden, denn Herz

hatte heißes Blut und ließ nicht gern mit sich scherzen. Wer mir unter die Hände kommt, schrie er den Flüchtigen nach, den lasse ich nimmer lebendig fort, das sag' ich euch im Guten. Ein schallendes Gelächter war die Antwort auf diese Warnung, und ärgerlich ging Herz die Treppe wieder hinauf.

Der runde Knabe in der Schule hat es euch, meine lieben Freunde, schon verrathen, warum unter der Feldheimer Jugend eine solche Aufregung herrschte, und solltet ihr euch wundern, daß eine kleine Ursache solche Wirkungen hervorbringen könne, so bedenket, daß es bis jetzt in Feldheim der erste Fall war, daß zwei Jünglinge als „Studenten" in die Residenz sich begaben. Mancher Feldheimer Junge hatte zwar schon in Griesbach, dem nächstgelegenen Gymnasialstädtchen, zu „studiren" angefangen, und das mit allem Fleiße und Eifer, und hatte es auch durch zwei oder drei Jahre ausgehalten, das vierte Jahr aber zurückzulegen, das gehörte schon zu den Seltenheiten, und in die Hauptstadt war bis jetzt — wie schon gesagt — noch Keiner des Studiums wegen gegangen. Entweder es war den Eltern die Zeit zu lange geworden, und es hatte sich ihnen die Meinung aufgedrängt, daß es besser sei, ihr Kind zum Geschäft zu verwenden, oder es wurde dem Knaben selbst das Lernen etwas zu einförmig und er dachte, es lebe sich leichter beim Handel. Berthold und Emil waren also wirklich die Einzigen und Ersten, die es durch ihr eifriges Streben und ihren festen Willen durchgesetzt, eine höhere Schule zu besuchen, als die in Griesbach, und wenn auch einige Mütter sagten, in acht Tagen kommen sie zurück, sie werden's in der Fremd' nicht aushalten, so sind das nur neidische Seelen, die es nicht ertragen können, daß die „Zwei" es so weit bringen sollen, während ihre Söhnleins auf und davon gelaufen sind. Andere behaupteten, es sei das gar kein Ernst, wenn's zum Abschiednehmen komme, so würden die Beiden, der Eine wie der Andere, froh sein, wenn sie nicht fort müßten. Daß es aber purer Ernst war, sah man

doch an den Koffern und Taschen, die so fest aufgepackt und vollgespickt waren mit Hemden, Strümpfen, Büchern, mit drei geräucherten Zungen und einer gedünsteten Kalbsbrust. Darin aber waren Alle in Feldheim einig, daß Berthold und Emil die geschicktesten Jungen auf „weit und breit" seien und auch die gesittetsten und bravsten, und daß die Feldheimer einst werden stolz auf sie sein können.

Emil und Berthold waren nicht Brüder, sie waren gar nicht mit einander verwandt, Berthold war der Sohn wohlhabender Eltern, Emil das Kind einer dürftigen Wittwe; die zwei Jünglinge hegten aber innige Freundschaft für einander, sie fühlten sich durch ihr gleiches Streben innig mit einander verbunden, theilten Freud' und Leid mit aufrichtigem, unverdorbenen Herzen. Als Emils Vater vor zwei Jahren gestorben war — die Jünglinge befanden sich damals in Griesbach — da brachte Berthold dem unglücklichen Freunde die Trauerbotschaft, und es that ihm aus guten Gründen wohl. Er fühlte es sehr gut, daß nur ein liebendes Herz es verstehe, dem Unglück gegenüber schonend und mild zu sein. Und wenn Emil nachher oft traurig war — und dies kam sehr oft vor, denn er war ja der Sohn einer armen Wittwe und konnte seine Mutter in Briefen und Worten nicht anders ermuthigen, als wenn er sie auf die Zukunft hinwies, die er durch seinen Fleiß und durch Beharrlichkeit ihr herrlich gestalten wolle, — so gab sich Berthold alle erdenkliche Mühe, um von des Freundes Stirne die Falten des Kummers zu verwischen. — —

In der Stube bei Hirschbergs sehen wir in dem Augenblicke, wo Herz die Jungen verjagte, die Eltern Bertholds, die Mutter Emils und unsere zwei Freunde.

Schreibt nur gleich, wenn ihr an Ort und Stelle seid, unterbrach Frau Hirschberg ein längeres Stillschweigen, sonst sind wir in Sorgen.

Gewiß, gewiß! antworteten die Jünglinge, wir werden keine Minute versäumen.

Bleibt auch immer beisammen, sprach Herr Hirschberg, zwei können immer mehr als einer. Thut nichts einer ohne den andern, dann geht's am besten, dann bleibt ihr am ehesten auf dem rechten Wege. Von uns habt ihr nichts Schlechtes gesehen und ihr werdet, so es Gottes Wille ist, auch immer brav bleiben. Denket immer, daß ihr jüdische Kinder seid, haltet die Gebote Gottes, übertretet sie nicht übermüthig und freventlich, denket bei jedem Schritt, bei jedem Vorhaben an den da oben, der die Herzen prüft, erinnert euch stets an das fünfte Gebot, das da lautet: Ehre Vater und Mutter! Dieses Gebot ist, wenn es im Innern Wurzel, feste Wurzel geschlagen, die sicherste Schutzwehr gegen Thorheiten und Missethaten, denn ein gutes Kind muß doch denken: Ich habe einen Vater, eine Mutter, und die Verirrungen eines Kindes haben schon manchen Vater, manche Mutter in die dunkle Gruft gebracht.

Berthold und Emil sprachen nicht, in ihren gegenseitigen Blicken lag die beredtste Antwort.

Es ist schon drei Uhr, rief jetzt Herz zur halbgeöffneten Thür in's Zimmer, um 5 Uhr müssen wir dort sein, es ist keine Zeit mehr zu verlieren.

So geht in Gottes Namen, sagte Hirschberg, indem er seine Hände auf die Häupter der Jünglinge legte und still den Segen sprach. Die Mütter küßten ihre Söhne, die elterliche Liebe preßte ihnen manche Thräne aus den Augen, und als die Kutsche aus dem Hause fuhr, riefen sie den Reisenden Jeworechacho nach.

Die versammelten Burschen liefen hinter der Kutsche weit bis vor den Markt und erst, als ihnen das Pferd etwas zu anhaltend davontrabte, kehrten sie allmälig um. Und wenn zwei Bauern am Wege oder auf dem Felde standen und einer fragte, was denn heut unter den Judenbuben „los sei," so

antwortete der andere! Ja, heut sind die zwei Studenten fort.

Warum sah aber Herz so finster darein? Warum gönnte er Niemandem einen freundlichen Blick, selbst seinem Bruder Berthold nicht, dem er für längere Zeit das Geleite gab? Unaufhörlich und mit offenem Grimm hieb er auf den Gaul los, er trabte ihm nicht langsam, nicht schnell genug. Was ging in dieses Mannes Seele vor?

Herz war um vieles älter, als sein Bruder Berthold. Bis in sein zwanzigstes Jahr war er nicht aus seinem Orte gekommen, wenigstens nicht weiter, als auf zwei Meilen in der Entfernung, und hatte wenig, fast gar nichts gelernt. Mit Mühe nur konnte er etwas lesen und schreiben und kümmerte sich auch sehr wenig darum; schon frühzeitig wurde er vom Vater zum Geschäfte verwendet, und so trieb er Jahr aus, Jahr ein, seinen Handel mit Leder und rohen Häuten. Erst seit 2—3 Jahren besuchte er einige größere Märkte in der Provinz und führte Geschäfte ohne seinen Vater aus, und ein einziges Mal nur war er in der Hauptstadt gewesen, wo er aber an dem Treiben der Menschen durchaus keinen Gefallen finden konnte. Sie leben in den Tag hinein, von heut auf morgen, sagte er zu Hause, wissen nicht, ob sie leben, ziehen sich schön an, tragen goldene Ketten, essen und trinken, was gut und theuer ist, tanzen und springen und kümmern sich nicht um Gott und um die Welt. — Als Herz von dem Wunsche seines Bruders hörte, in der Stadt seine Studien fortzusetzen, und noch dazu bemerkte, daß die Mutter diesen Wunsch beim Vater eifrigst unterstützte, da konnte er nicht genug Worte und nicht oft genug Gelegenheit finden, seinem Unmuthe über die Städter und ihre Sitten Luft zu machen. Das nützte aber nichts, und wenn auch der alte Hirschberg hie und da wankend gemacht wurde und sich zu der Ansicht seines ältesten Sohnes hinneigte, es sei eine Sünde, ein Kind mutterseelenallein unter die schlechten Menschen zu schicken, so

gewann doch Emil mit seinen Bitten und Versicherungen, und die Mutter mit allen ihren Worten und Mitteln immer wieder die Oberhand. O, die Frau Hirschberg — die übrigens, nebenbei gesagt, eine sehr brave, gute und wohlthätige Frau war, nur schien sie etwas eitel zu sein — die Frau Hirschberg also, die hätte ihren jüngeren Sohn jetzt schon gern als Doktor oder Professor oder sowas dergleichen gesehen. Als Berthold noch im Gymnasium war, zeigte sie immer die Briefe herum, die sie von ihrem Sohne erhalten, und sagte dann regelmäßig: Mein Berthold kann dem Professor schon mehr antworten, als der Professor ihm.

Noch immer war der alte Hirschberg unschlüssig, bis an einem Abende der Kaplan auf der Straße zu ihm trat und ihm sagte, daß er heute den Berthold ein bischen geprüft habe und ganz erstaunt über seine Leistungen sei, und daß er, als Vater, die heilige Pflicht habe, diese Talente nicht unbenutzt und solchen Fleiß nicht unbelohnt zu lassen. An diesem Abende faßte nun Isaak Hirschberg den festen Entschluß, Berthold nach der Residenz zu schicken, und somit gewann er Dreierlei: er beglückte sein Kind, ehrte den Kaplan und machte dem ewigen Treiben und Drängen seiner Frau ein Ende.

Von dieser Zeit an ward Herz immer finstrer und finstrer, er redete kein Wort, wenn er es nicht nothwendig reden mußte, und freute sich mit dem freilich unedlen Gedanken, daß noch einst eine Zeit kommen werde, wo man an seine Worte denke. Herz war durchaus nicht bösen Gemüthes, er hatte es nur, wie so viele Menschen, die selten aus ihrem Kreise kommen, nicht unter fremden Menschen sich bewegen gelernt haben, ewig empfindlich bleiben und sich gekränkt und verletzt fühlen ob des geringsten Wortes, es nicht verschmerzen können, wenn Andere nicht so denken, wie sie. Daß aber der häusliche Friede mehr als ein Mal durch den Unwillen des ältesten Sohnes gestört wurde, läßt sich leicht denken.

Auch Emil hatte lange zu kämpfen, bis ihm sein Wunsch in Erfüllung ging —: er war arm. Woher sollte die dürftige Wittwe die Mittel nehmen, den kostspieligen Aufenthalt ihres Sohnes in der Residenz zu bestreiten? Sie hatte ja Mühe und Sorge genug, ihren Lebensunterhalt aus dem Ertrage eines kleinen Mehlhandels zu gewinnen. In Griesbach wohnte Emil bei einem alten Schames, der zugleich Gemeindeschreiber war, und der gab Jenem gern Kost und Wohnung für die Schreibereien, die ihm der junge Student versah; in der Hauptstadt konnte aber die Frau auf keinen alten Schames rechnen, der nicht schreiben konnte, und somit hatte sie keine Aussicht, dem Willen ihres Sohnes Folge leisten zu können. Da schaffte der alte Hirschberg Rath. Er versprach, Emil einen Brief an einen alten Bekannten in der Stadt mitzugeben, der großes Ansehen genieße und dem es also ein Leichtes sein müsse, dem Jüngling für den Anfang Kosttage zu verschaffen, später werde er sich schon selbst forthelfen. Wohnen — sagte der Vater Bertholds — wird er bei meinem Sohne und mit der Kleidung wird man schon fertig, da werde ich das Meinige thun.

Während wir die Verhältnisse der beiden Jünglinge besprachen, waren sie im Bahnhofe angelangt, und als es zum Abschiede kam, siehe, da war Herz wie umgewandelt. Er drückte den scheidenden Bruder mit lebhafter Innigkeit an seine Brust, und zwei dicke Thränen stahlen sich auf die rauhen Wangen. Leb' wohl! sagte er zu ihm mit schwankender Stimme. Bleib' immer brav! Laß dir Nichts abgehen, ich komme bald zu dir; wenn du aber was brauchst, so schreibe nur mir. Gieb mir die Hand darauf!

Berthold legte seine Hand in die dargebotene Rechte des Bruders. O, diese unerwartete Herzlichkeit that ihm so wohl, so unendlich wohl, daß er vor freudiger Seligkeit hätte weinen und jubeln können. Er konnte keinen Laut über die Lippen bringen. Und du — wendete sich Herz freundlich zu Emil —

sieh auf Berthold, du bist älter und hast schon mehr erfahren, als er. Ihr wohnt beisammen, gieb Acht, daß er sich nicht erkühlt. Ich werde dir schon öfter etwas schicken, und wenn du Mangel hast, so schäme dich nicht und schreibe mir auch, wie Berthold; deine Mutter braucht nichts davon zu wissen.

Bald darauf brauste die Lokomotive von dannen, und Herz schaute dem fliegenden Zuge so lange nach, bis er hinter einem dichten Gehölze verschwand, und nur noch der braune Qualm sichtbar blieb. Im Nachhausefahren blieb die Peitsche ruhig im ledernen Ringe, der Gaul konnte traben, wie er wollte, und Herz kam nach Feldheim, er wußte nicht, wie?

II.

Wenn junge Leute in eine fremde Stadt reisen, so werden sie gewöhnlich von Eltern und Verwandten, von Freunden und Bekannten mit einer Masse von Empfehlungsbriefen versehen, dazu bestimmt, ihnen hier und dort eine gastliche Aufnahme zu bereiten. Oft erreichen solche Briefe ihren Zweck, eben so oft oder noch öfterer aber trifft es sich auch, daß, hat man nur erst ein solches Schreiben abgegeben, man die andern ungestört in der Tasche läßt und zur Einsicht gelangt, daß Empfehlungsbriefe dann recht gut sind, wenn man sie — nicht braucht.

Berthold hatte zwar von seinem Vater bloß zwei solche Briefe bekommen, und man sollte denken, daß Aron Hirschberg seine kostbarsten Freunde ausgesucht, seine besten Bekannten; dem schien aber nicht also zu sein. Kaum waren die beiden Jünglinge in R. angekommen, als sie die Wohnung desjenigen aufsuchen wollten, auf den die Adresse des einen Briefes lautete. Einen halben Tag brachten sie damit zu, dieselbe ausfindig zu machen, und als ihnen dies gelungen war, als sie in der bezeichneten Straße, in dem bezeichneten Hause waren, hörten sie zu ihrer nicht geringen Verwunderung, daß der Mann schon vor zwei Jahren nach einem dreijährigen

Krankenlager gestorben sei, woraus sich deutlich ergab, daß der Vater Bertholds seine Freunde doch ein wenig vernachlässigte.

In banger Erwartung traten sie den Weg zu dem andern Herrn an, wenn dieser nun auch nicht mehr lebte, so wäre es — dachten sie — um ihre Bekanntschaft gethan, sie ständen ganz allein in der Stadt und gar um Emil würde es dann schlecht bestellt sein. Doch der Herr Wolf Asch lebte noch und schrie der alten, einseitigen Magd durch ein kleines Luckfenster in die Küche, daß sie aufmachen solle, da Jemand läute. Die arme Köchin war auch etwas schwerhörig.

Seb Wolf Asch saß an einem kleinen Tischchen, vor einem großen Folianten. Er achtete der Angekommenen nicht, und ließ die beiden Jünglinge, nach Art der großen Herren, eine Weile im Zimmer stehen, ohne nur aufzublicken. Endlich aber erhob er sich von seinem Sessel, nahm die silberne Brille ab und schritt auf unsere Freunde zu.

Was giebt's? Studenten? Heut nicht — Freitag — s'ganze Jahr keine Ruh —

Auf diese Weise ging's dem Reb Wolf aus dem Munde und schneller, als man es fassen konnte.

Berthold zog den Brief seines Vaters aus der Tasche und überreichte denselben Herrn Asch.

Das braucht's gar nicht, fuhr der Alte etwas sanfter fort, indem er den Brief entgegennahm und ihn von allen Seiten betrachtete, gar nicht, nicht im Geringsten; wenn ich jungen Menschen Etwas thun kann, thu' ich's ohne Brief. Die Leute glauben, nur an Reb Asch einen Brief, dann ist's schon gut; — der Reb Asch kann aber auch nicht immer —

Bei diesen mit vielem Selbstgefallen gesprochenen Worten hatte Herr Asch den Brief erbrochen und ihn mit Aufmerksamkeit gelesen. Als er zu Ende war, sagte er:

Ja, ja, ich kann mich noch an den Hirschberg erinnern. Welcher von euch ist sein Sohn?

Berthold stellte sich ganz höflich vor.

Nachdem er sich den Jüngling recht genau angesehen hatte, wendete er sich zu Emil mit den Worten:

Sie wollen also Kosttage haben? Es ist schwer jetzt, mein junger Freund, die Leute geben nicht mehr so gern, wie früher, aber sie sollen sie doch bekommen, und wenn ich, der Reb Asch, mich ihrer annehme, so kann es ihnen nicht fehlen.

Emil dankte Herrn Asch. Es war ihm, als fühle er seine Brust von einer mächtigen Last befreit.

Nachdem nun Reb Wolf seinen Gästen einen Platz angeboten hatte, fragte er sie über Alles: wann sie gekommen, was sie studiren wollten, ob die Leute in ihrer Heimath etwas auf Religion halten, wo sie wohnen würden, und gab ihnen den Rath, nur in der Judengasse ein Quartier zu suchen, denn erstens schicke sich das für ein Judenkind, zweitens hätten sie's mit dem „Schulgehen" bequem. Er empfahl ihnen sogar eine Frau, die ein Zimmer für Studenten zu vergeben hätte, ganz in seiner Nachbarschaft und bei der, setzte er hinzu, würden sie gut versorgt sein, besonders, wenn sie sagten, daß sie von Reb Asch hergeschickt seien.

Damit hatte der Besuch sein Ende.

Die beiden Jünglinge freuten sich nicht wenig über die gute Aufnahme, die sie bei dem alten Herrn erfahren hatten, und wenn es ihnen auch dünken wollte, daß Reb Wolf zu Zeiten bös und mürrisch sein könne, so mußten sie doch gestehen, daß er im Laufe der Unterredung sich recht freundlich und zuthunlich gezeigt, gute Rathschläge ertheilt und Emil die besten Hoffnungen gegeben hatte.

Berthold sowohl als Emil waren doch, wie schon erwähnt, mehrere Jahre lang außer dem väterlichen Hause; sie hatten also die Fremde schon kennen gelernt und waren keineswegs so linkisch schüchtern und unbeholfen, wie man es oft an jungen Leuten sieht, die zum ersten Male in einen fremden Kreis treten; aber sie fühlten sich in der großen Stadt doch

einsam und fremd und suchten daher sobald als möglich ein Asyl zu erlangen. Mit leerem, hungrigen Magen stiegen sie steile, winklige Treppen zu Frau Hindl hinauf, die ihnen Reb Wolf Asch empfohlen. Ach, diese Frau Hindl war, so runzlich und häßlich sie auch aussah, doch für unsere Fremden eine ganz angenehme Person, denn sie versprach ihnen Alles, was sie nur wünschten. Das Zimmer war nach ihrer Aussage ein „Prachtzimmer" und kein Student, der reichste nicht, hätte ein schöneres; zu essen wolle sie ihnen aufstellen, was gut und gesund und nicht theuer ist, und wenn Einem bei ihr chasw'scholaum das Geringste zukomme, so lerne man sie erst recht kennen. Sie habe es eigentlich nicht nöthig, erklärte sie noch, daß sie fremde Leute verpflege, sie thue es aber nur darum, weil sie sich fürchte, mit einem einzigen Dienstboten ganz allein zu wohnen.

Wer war nun glücklicher als die Beiden? Am selben Abende wohnten sie schon bei Frau Hindl im dritten Stockwerke. Das Zimmer war in der That recht nett und wohnlich eingerichtet, und es kam den beiden Jünglingen vor, als hätten sie es nie schöner gehabt und würden es auch nie besser treffen.

Als aber die Nacht hereingebrochen war, und die Lampe ihr ruhiges, freundliches Licht von sich strahlte, wurden die Jünglinge von jenem Gefühle beschlichen, das man Heimweh nennt, ein bitterwehes Gefühl, das nur für jene beschreiblich ist, die es schon kennen und es also auch zu fühlen im Stande sind; die verschiedensten Regungen durchkreuzen das unverdorbene Gemüth und füllen es mit einem unnennbaren Wehe. Da erinnert sich das dankbare Herz an die Opfer, die zärtliche Eltern ihm zu jeder Zeit gebracht, da denkt es an die immerwährenden Beweise von Bruder-, von Schwesterliebe, da fallen ihm hundert und hundert Dinge ein, die es damals nicht beachtet und die heute dazu beitragen, süße oder traurige Empfindungen zu erregen, und dieses dankbare Herz macht sich

Vorwürfe, daß es jene Bezeigungen der Liebe und innigsten Zärtlichkeit nicht mit dem gehörigen Maße erwiedert, ja oft mit Undank belohnt habe, und der liebende Sohn, der liebende Bruder möchte forteilen, in seine Heimath, nur eine Sekunde lang möchte er an dem Halse der Eltern hängen und ihnen sagen, daß er sie liebe, unendlich liebe. Das reine Gemüth erinnert sich auch daran, wie oft es den Eltern und Geschwistern Kummer und Verdruß gemacht, und es möchte sich in diesem Augenblicke hingezaubert wissen an den heimathlichen Heerd, um den Beleidigten, Gekränkten Abbitte zu thun.

Still und traurig saßen sich die zwei Freunde gegenüber. Emil dachte an seine Mutter. Er vergegenwärtigte sich in seinem Geiste all' den Kummer, all' die Sorgen, die sie sich seiner Zukunft wegen gemacht und daneben das Drängen, womit er sie gequält. Er sah jetzt die Thränen, die so oft, so sehr oft auf den Wangen seiner Mutter perlten, und diese Thränen brannten jetzt schmerzlich in seinem Inneren.

Der Jüngling stand jetzt an einem Ziele, das er schon längst angestrebt; er hatte Hoffnung, daß es ihm in der Stadt gut gehen werde, jetzt aber in *diesem* Augenblicke hätte er nun gern mit der Vergangenheit getauscht.

Und Berthold?

Auch *er* sah seinen Herzenswunsch gewährt; doch mit welchen Opfern? — Er hatte sich von seinem Bruder zu Zeiten mit Bitterkeit abgewendet, weil er glaubte, er stünde seinen Plänen hindernd im Wege. Und wie gut, wie innig hat sich sein Herz beim Abschied gezeigt! Was habe ich ihm geantwortet, fragte er sich selbst. Habe ich ihn nicht um Verzeihung gebeten? O, er hat ein gutes, edles Herz, und ich bin undankbar.

Solchen und ähnlichen Gedanken hatten sich die Jünglinge an diesem ersten Abende hingegeben. Wären sie nicht durch die allmählig erlöschende Kerze an die Mitternacht gemahnt worden, gewiß hätte sie das Morgenroth aus ihren wehmuthsvollen Träumereien geweckt.

Wie sich aber jugendliche Seelen schnell in fremdes Leben hineingewöhnen, wie sie sich unbekannten Menschen sehr leicht anschmiegen und sich überhaupt bald eine neue Heimath gründen, so geschah es auch, daß unsere beiden Freunde sich in ihrem neuen Aufenthaltsorte bald heimisch fühlten. Mit ihren Studien ging es ihnen gut, d. h. sie waren fleißig und strebsam, und der erste Monat verstrich für sie unglaublich schnell. Hindl hatte ihnen jeden Abend etwas Neues zu erzählen; ein Mal brachte sie eine Neuigkeit, die sie von ihrem Sohne habe aus Ungarn mitgetheilt bekommen; das andere Mal lieferte sie die Biographie von Diesem oder Jenem in der Judengasse, sehr oft aber, — und das that sie am liebsten — erzählte sie von früheren Zeiten, in denen sie oft ins Theater gegangen sei und so schrecklich viel geweint habe. Wenn die beiden Freunde auch manchmal die Hindl mit ihren Beschreibungen und Jugenderinnerungen über alle Berge gewünscht haben, oder dorthin wo „der Pfeffer" wächst, so hörten sie ihr zu andern Zeiten doch wieder gern zu und namentlich Emil, der oft allein zu Hause war. Nicht lange dauerte es, und Berthold und Emil hatten die Aufmerksamkeit ihrer Lehrer auf sich gezogen und durch ihr eifriges Streben, den eisernen Fleiß, der sich in der kleinsten ihrer Arbeiten kund gab, gewannen sie auch eine gewisse Achtung bei ihren Mitschülern.

Die Freundschaft zwischen den beiden Jünglingen erstarkte von Tag zu Tag. Erst in der weiten Fremde sahen sie so recht, was sie sich bis jetzt gewesen, erst jetzt wurden sie sich der Bande bewußt, die sie so fest an einander geknüpft. Unversehens müssen zwei Seelen ineinander fließen, ihr Fühlen und Denken, ihr Sinnen und Streben wird ineinander verwoben und erst dann, wenn es sich darum handelt, die Gefühle der Anhänglichkeit und Treue zu bestätigen, wenn sich die Gelegenheit darbietet, gegenseitig für einander einzustehen, dann erst wird man gewahr, daß man noch eine Seele außer der eigenen in sich schließt, und daß diese zwei Seelen, die

eigene und die fremde, nicht mehr leicht zu trennen sind, ohne das innere Glück zu stören.

Berthold, dem es durch die günstigen Vermögensverhältnisse gegönnt war, die edleren Freuden der Stadt zu genießen, besuchte oft Theater und andere solche Plätze, und da er überhaupt in seinem ganzen Wesen zutraulicher und hingebender war, als Emil, so gewann er sich bald viele Freunde oder Anhänger unter seinen christlichen Kollegen und namentlich unter Letzteren den Sohn eines reichen Kaufmannes, Max Rosner, mit dem er häufigen Umgang pflegte. Max Rosner besuchte beinahe jeden Abend die Freunde, um Berthold zu irgend einem Vergnügen abzuholen, und wenn dieser den steten Verlockungen nicht Gehör gab, und Max dann allein, freilich verdrießlich weggehen mußte, so geschah dies nur aus Rücksicht für Emil. Nicht zu verwundern ist es, wenn im Innern Rosners nach und nach eine gewisse Abneigung gegen Emil Wurzel schlug, und dieser auch seines Freundes Freund nicht recht leiden mochte. Als aber Berthold einmal nach Hause geschrieben hatte, daß er einen christlichen Jüngling zum Freunde habe, da antwortete die Mutter, daß sie stolz darauf sei, und daß er ja Alles mitmachen solle, was Andere seinesgleichen genießen. Frau Hirschberg war immer selig, wenn sie etwas von Max Rosner's Freundlichkeit zu ihrem Sohne erfuhr, und in Feldheim war dieser Name bald so gekannt, daß jedes Kind wußte, daß damit der junge noble Kaufmannssohn gemeint sei, bei dem der Berthold jede Minut' frei aus- und eingehe.

III.

Es war kurz vor dem Neujahre. Als Berthold und Emil an einem Morgen dieser Zeit in den Lehrsaal traten, fanden sie dort eine lebhafte Bewegung unter den Schülern, Max hatte eine Liste in der Hand, worauf schon viele Namen geschrieben waren.

Ah, da kommst du! rief Rosner Berthold entgegen, da sieh nur, du wirst Neuigkeiten erfahren.

Was giebt es denn? frug Berthold mit neugierigen Blicken.

Wir sammeln eben Unterschriften zu einem Gemeinzwecke, erklärte einer der christlichen Studenten. Es ist schon lange unser Wunsch, dem Rektor zum Neujahr ein Geschenk zu machen, es fehlte uns nur immer an den Mitteln, den Wunsch auf eine würdige Weise zu verwirklichen. Versuchen wir's also heute noch einmal, vielleicht bekommen wir dann doch genug Geld zusammen, um einen goldenen Pokal dafür anzuschaffen.

Warum soll es nicht gehen? meinte Berthold. Es wird gewiß Jeder das Seinige dazu beitragen, und mit diesen Worten riß er Rosner die Liste aus der Hand und setzte seinen Namen mit einem größern Betrage als die andern darunter.

Du bist ein herrlicher Junge, sagte Max zu Berthold, du kannst dich wenigstens von ein Paar Kreuzern trennen. Dann setzte er lächelnd hinzu: Weißt du, so was kann nicht schaden, damit kriegt man einen Professor am ehesten herum; ein solches Geschenk kann Manchem von uns Pardon erwirken und schlechte Censuren in die besten verwandeln.

Die Zuhörer lachten.

Ja, lacht nur, fuhr Max fort, seine Kameraden von der Nützlichkeit ihres Vorhabens zu überzeugen, — Dem Geld und Gold ist Jeder hold. Als ich im Untergymnasium war, hat mir ein versiegeltes dickes Briefchen von meiner Mutter manchmal aus der Klemme geholfen; wenn ich vor der Prüfung schon fünf feste Zweier am Nacken fühlte, brachte ich nach dem Examen die fettesten Vorzugsklassen nach Hause und bekam vom Vater eine gespickte Börse und von der Mutter Alles, was ich wollte und eine Masse Küsse obendrein.

Diese Enthüllungen mochten den Jünglingen recht wohl gefallen, denn das Gelächter wollte kein Ende nehmen. Den Meisten mißfiel zwar die Art und Weise, wie Rosner ihre Lehrer verunglimpfte, doch solche Worte waren sie von dem

reichen Kaufmannssohne gewohnt, sie wußten es Alle, daß er „Nichts" sei und es daher immer darauf absehe, Andere in ihrem Thun und Lassen, in ihren Kenntnissen und Bestrebungen zu verkleinern, doch belustigen ließen sich die jungen Leute gern von dem Kameraden.

Da wird er Augen machen, sprach Max mit gemeinem Selbstgefallen immer weiter, da wird er glotzen und vergnügt die Hände reiben, wenn er den Becher sieht, und verziehen und vergessen ist dann Alles, dessen wir uns schuldig gemacht und frisch und muthig können wir von Neuem darauf lossündigen.

Das kannst du, aber nur du allein! sprach Emil ernst zu dem Muthwilligen. Wenn du Bestechung nöthig hast, und sie dir auch gelingt, dann Glück zu; wir brauchen sie nicht.

Was plapperst du? erwiederte höhnisch Max. Da seht einmal den Judenbuben an, wie er sich spreizt und fromm thut. Predige du in deiner Judenschule, aber nicht —

Da unterbrach er sich in seinen Schmähworten, seine Blicke waren auf Berthold gefallen, der dazu eben nicht das freundlichste Gesicht machte. Mach' dir Nichts daraus, wendete er sich zu diesem freundlich, es gilt ja doch nicht dir; du weißt ganz gut, daß ich dich lieb habe, wie alle Andern, aber solche Duckmäuser können wir nicht brauchen.

Ich habe deine Gesellschaft nie verlangt, versetzte Emil stolz, dazu fühle ich mich zu gut.

Wirklich? fiel Rosner ein, ich glaube — doch wohin sollte mich das auch führen, mich mit dir im Kothe herum zu wälzen.

Friede, Friede! schrie einer der Umstehenden, ein alter Gymnasiast, der schon allmälig grau zu werden anfing, solche kleinliche Zwistigkeiten geziemen sich nicht für Männer der Wissenschaft. Friede!

Diese Worte, mit einem heiligen Ernst gesprochen, und aus dem Munde des „Aeltesten", thaten ihre Wirkung. Max,

der im Grunde nicht böse war, nur übermüthig und herrisch, konnte leicht bittere Worte verdauen — er reichte dem beleidigten Kameraden die Hand. Emil wollte sie nicht annehmen, da begegnete er dem Auge Berthold's und schlug ein.

Salbungsvoll erhob der Friedensstifter seine Hände, um einen Segen zu sprechen, da öffnete sich die Thür, gravitätisch trat der Professor ein, und nur mit genauer Noth konnte Max die Liste den Sperberblicken des Lehrers entziehen.

Als die Vorlesungen zu Ende waren, begann das Spiel von Neuem, aber jetzt in aller Ruhe. Max schickte sich an, die versprochenen Geldbeträge einzusammeln. Freilich stieß er bei dieser Operation auf manchen Stein; ein gut Theil der Kameraden hatte kein Geld, Mancher unter ihnen besaß keinen Kreuzer im Vermögen und wußte auch bis jetzt noch nicht, wo und was er zu Mittag essen werde, geschweige denn einen überflüssigen Gulden. Als Rosner mit dem Einsammeln zu Ende war, zählte er das Geld und sprach: Ich habe auf eine größere Summe gehofft, doch was thut das? Ich werde die Lücken schon ausfüllen; was abgeht, werde ich noch darauf legen.

Bravo! bravo! schrien alle Jünglinge.

Das kann aber nur der Rosner, sprach Einer unter ihnen. Dafür muß er am Sylvesterabend bei Ueberreichung des Pokales den Vortritt haben und eine Rede halten.

Die ich schreiben werde, rief der Aelteste dazwischen. Ich habe schon eine kernige Ansprache im Kopfe.

Nicht nöthig, nicht nöthig! erwiederte Max spöttisch lächelnd. Ich werde meine eigenen Worte sprechen, da braucht's kein Schreiben, nur von der Zunge weg. Wenn ich ein alter Student wäre, wie du, so würde ich dem Professor sagen, was und wie er zu lesen hat.

Der Beleidigte schwieg und die Andern auch.

Auf der Straße nahm Max den jungen Hirschberg unter den Arm, zog ihn von der Seite Emils weg und sagte zu

ihm: Du mußt auch mit uns gehen, wenn wir, ich und noch drei, dem Professor das Geschenk überreichen.

Ich danke dir, sagte Berthold, es freut mich, daß du mir so gut gesinnt bist. Aber warum streitest du so gern mit meinem Freunde? Damit thust du mir keinen Gefallen.

Ei, laß mich mit deinem Freunde. Ich begreife nicht, wie du diesen Bücherwurm für deinen Freund ausgeben kannst, du und er, wie himmelweit verschieden! Du glaubst sein Freund sein zu müssen, weil ihr in einem Orte geboren und vielleicht auch ein wenig verwandt seid und — da hätte ich viele, gar viele Freunde, wenn ich mich mit Jedem abgeben wollte, der sich mir anschmiegt.

Wir sind uns schon seit unserer frühesten Jugend gut und durch vielfache Beziehungen mit einander verbunden, erwiederte Berthold.

Von euerer frühesten Jugend? wiederholte Max lachend. Spielkameraden seid ihr gewesen, weiter nichts. Und was für Beziehungen können euch verbinden, oder je verbunden haben? Du warst wahrscheinlich ein Gassenjunge, und er auch, das sind die freundschaftlichen Beziehungen, von denen du so warm sprichst.

Als mich mein Vater jüngst mit dir und Emil gehen sah, sagte er des andern Tages bei Tische: Du seiest ein ansehnlicher Junge, mit dem Andern aber solle ich keine Gesellschaft machen.

Berthold machte keine weitern Versuche, seinen alten Freund gegenüber dem jungen zu vertheidigen. Zu seiner Unehre müssen wir gestehen, daß er genug Gründe zur Widerlegung gehabt hätte, daß es ihm ein Leichtes gewesen wäre, das Vorurtheil, welches Max gegen Emil zur Schau trug, gänzlich zu vernichten, er wußte es sehr wohl in seinem Innern, daß seinem Freunde Unrecht geschah. Warum sprach er dies nicht aus? — — —

Unterdessen war Emil bei Reb Wolf Asch und — lernte hebräisch. Diejenigen Lehrer, die Herrn Asch gekannt, werden sich darüber nicht wundern, denn Reb Asch warb Jeden an, der ihm irgendwie verbindlich war, zwei oder drei Stunden in der Woche bei ihm Unterricht im Hebräischen zu nehmen.

Asch war zu nichts weniger geeignet als zu einem Lehrer, denn seine Geduld verließ ihn jeden andern Augenblick, und statt daß ihm der Unterricht zur Erholung dienen sollte, wie er selbst sagte, ärgerte er sich nur über seine Schüler und tobte und raste. Emil war also unserm alten lehrreichen Reb Asch auch in die Hände gefallen; er trug sein Schicksal mit Geduld und Beharrlichkeit, denn einestheils benutzte er die Lehren und Unterweisungen des in der hebräischen Literatur bewanderten Armenvaters, anderntheils hatte er dem alten Manne schon manche schwache Seiten abgeguckt, Eigenthümlichkeiten, die man nur kennen mußte, um den Alten recht erträglich zu machen; endlich aber war Emil Herrn Asch in der That vielen Dank schuldig, denn nur seinen Bemühungen gelang es, ihm, dem armen, fremden, ungekannten Jüngling, unentgeltliche Nahrung zu verschaffen, ohne welchen Behelf er hätte wieder nach Feldheim zurückkehren müssen.

Mit unverwandter Aufmerksamkeit saß Emil neben Reb Asch vor dem mächtigen Folianten und sog jedes Wort des Lehrers mit Gier ein, und doch hatte der alte Mann immer zu zanken. Bald faßte der Jüngling zu langsam einen talmudischen Satz, bald stellte er zu wenig Fragen, bald waren diese zu einfältig, bald zu vorwitzig, kurz ohne eine lange Predigt gings bei keiner Lection ab, und da hieß es denn immer, daß die Jungens von heute „keinen Groschen" mehr werth sind u. s. w. Dagegen hatte wieder die Gastfreundlichkeit keine Grenzen, die Herr Asch unserm Freunde gegenüber zeigte, und Emil wußte in diesem Hause nie, daß er ein armer Mensch sei, sondern er sah sich in Allem als Gast behandelt. Wie ganz anders in den übrigen Häusern! Wie

traurig ging er oft über eine Schwelle, wo er den Gnadenbissen erhalten sollte, und wie noch trauriger schritt er vom sauren Mahle weg und seiner Wohnung zu?! Durch diese Wohlthätigkeit, von der er Gebrauch machen mußte, kam ihm erst recht zum Bewußtsein, daß er eine Waise sei, keinen Vater habe, der sich seiner annehme, wohl eine arme Mutter, die selbst gedrückt, und gedrängt unter niedrigem Dache wohne.

Wie würde euch zu Muthe sein, meine jungen Freunde, wenn ihr nach mehrstündiger Arbeit in ein Haus kommt, wo ihr auf gastliche Freundlichkeit rechnet, ihr euch freuet, fern vom elterlichen Hause doch eine Familie zu wissen, in deren gemüthlichem Kreise ihr Erinnerung findet an die lieben Eurigen und vergesset das übrige Ungemach der Fremde, wie würde euch da zu Muthe sein, wenn ihr die Treppe hinaufgestiegen seid und mit Kälte in die Küche — — gewiesen werdet, um das ohnehin bittere Brod des Almosens an einem kleinen, rauhen, unbedeckten Tische verzehren zu müssen, sodaß der Bissen sich in Wermuth verwandelt? In diese Lage kam Emil immer am Sonntage. Das war bei einem reichen Kaufmanne. Mit Angst und Beben schlich er jedesmal die schöne, breite Treppe hinauf und setzte sich in die Küche, wo ihm eine unwillige Magd die Speisen mehr vorwarf, als vorsetzte. — Am Montage, da hatte er es schon etwas besser; da hatte er ein Haus, wo er wenigstens in's Zimmer durfte. Daß er an einem eigenen, abgesonderten Plätzchen saß, nun — — man kann doch von wohlthätigen Leuten nicht verlangen, daß sie einen Fremden wie einen zur Familie Angehörigen behandeln! . . . Am lästigsten war für Emil aber gewiß der Dienstag, denn da hatte er es mit einer Köchin zu thun, der an Bosheit Niemand gleich kommen konnte. Wenn er noch so blanke Stiefel hatte, so schlug unser Frauenzimmer doch stets einen heillosen Lärm auf, und ihre stechenden Worte waren, daß er allen Koth und Schmutz aus der Stadt in's Haus schleppe, und daß sie nicht da sei, um „Orchim" zu

bedienen; heute noch wolle sie mit der Frau reden, und wenn die's nicht ändere, so ändere sie's selbst, packe ihre Sachen zusammen und gehe fort, es sei ihr nicht bang um einen Dienst.

Es läßt sich leicht denken, daß Emil oft lieber hungrig geblieben wäre, als solche Worte zu hören. Doch es ging einmal nicht anders: um zu arbeiten, muß man Nahrung zu sich nehmen, und der Hunger führt manche Menschen zu noch Aergerem, als zum Ertragen solcher Bosheiten.

Am Mittwoch mußte Emil das Essen wirklich verdienen. Gewöhnlich waren die Leute schon vom Tische gegangen, und es blieb ihm allein übrig, die Ueberbleibsel zu vertilgen. Wenn es aber nur das gewesen wäre und nichts weiter, wenn ihn nicht die drei Buben und die zwei Mädchen beständig geplagt und belästigt hätten! Kaum hatte er den Löffel an den Mund gesetzt, als der Nazi mit einem mächtigen Zeitungsbogen in der linken Hand, so lange an Emils Schulter rüttelte und schüttelte, bis dieser sich dazu schickte, einen Hut daraus zu machen. Kaum war er damit fertig, als Tini herzusprang und schreiend forderte, daß er der Puppe den Kopf wieder aufklebe. Dann kam der Robi, dem mußte Emil die Hosenbänder befestigen oder die Schuhe binden, zuweilen wußte es auch Resi durchzusetzen, daß der unglückliche Emil den Zimmt im kleinen Spielmörser stoßen mußte, während dessen ihm die Speisen kalt wurden. — Der Donnerstag war etwas erträglicher. Kam Emil an diesem Tage in das bestimmte Haus, so hieß es gewöhnlich, man habe ihn ganz vergessen, und die gnädige Frau ließ ihm durch einen Dienstboten zwei Groschen geben, er solle sich damit im Gasthause etwas zu Gute thun. Freilich bekam er für diese zwei Groschen, wofür er sich etwas zu Gute thun sollte, blos einen Teller Suppe und ein Stück Brod, — dieses einfache Mahl mundete ihm aber besser, als alles Andere in der Küche und am besondern Tischchen und zwischen Tini und Robi und Nazi und Resi, so liebenswürdig auch die Kleinen sein moch-

ten. — Der Freitag mußte Ersatz bieten für die ganze Woche, mit dem Gläschen Wein, welches Emil am Tische des Bücherhändlers Basch trank, schwemmte er allen Verdruß hinunter, den er die Woche hindurch geschluckt, und allen Schulstaub dazu. Der Bücherhändler Basch hielt unsern Freund aber auch sehr hoch, denn Emil konnte ihm über dieses und jenes Buch Auskunft geben, konnte ihm rathen, ob er diese oder jene Schrift kaufen solle, was sie werth sei, und ob er Etwas daran verdienen könne. Dann liniirte er den Kindern ihre Schreibbücher, sah ihnen die Aufgaben durch, zeigte ihnen auch Manches und machte sich dadurch bei den jungen Bücherhändlern ganz unentbehrlich. Wenn also unter allen seinen Wohlthätern diese Familie ihm am liebsten war, weil sie ihm am freundlichsten entgegenkam, wenn er sich schon die ganze Woche darauf freute, den Freitag Abend nach elterlich-frommer Sitte weihevoll im heimischen Kreise zuzubringen, so ward ihm auch hier darum die Gabe nicht so sauer, weil er doch Etwas dafür bieten konnte, was die Leute anerkannten und es ihm offen sagten. Gar zu gern hätte Emil überall einen Dienst für die Gaben geleistet, so man ihm gereicht, er hätte ja dann kein Almosen nehmen müssen, welches für den Nehmenden um so saurer wird, wenn der Gebende die Augen zudrückt und mit abgewandtem Gesichte den Bettelpfennig von sich streckt. O, die reiche Dame giebt so gern, bereitwillig öffnet sie die Börse und reicht das Geldstück mit vornehmer Miene dem Bittenden hin, nur sehen will sie das Elend nicht. Was braucht das Herz davon zu wissen, wenn der Beutel willig ist? . . .

Der Winter war nun schon vorgeschritten, nur noch zwei Tage, und das neue Jahr hielt seinen Einzug. An einem dieser Abende saßen Berthold und Emil in ihrem Zimmer und arbeiteten. Ersterer schrieb in ein Pensum, Letzterer hatte ein Blatt Talmud zu lernen, denn morgen sollte er wieder eine Stunde bei Reb Asch nehmen, und dieser verlangte Fleiß

und Pünktlichkeit. Die Lampe brannte ruhig und freundlich unter ihrem blechernen Schirme, und lustig trollte sich der Pendel an der Uhr — — Hindel hatte dieses Erbstück aus reiner Anhänglichkeit zu den „Studenten" in's Zimmer gehängt — und vorwitzig, denn man hörte nichts als ihn. Plötzlich vernahmen sie ein Poltern auf der Stiege.

Das ist Rosner, sagte Emil, ich kenne ihn an seinem ungestümen Wesen. Kaum hatte Emil seine Vermuthung ganz ausgesprochen, als Max zur weitgeöffneten Thür in's Zimmer trat.

Dacht ich mir's doch, sprach Rosner, in einen Stuhl sich werfend, dacht ich mir doch, daß ich euch in dieser Verfassung treffe. O, nur lernen, nur immer studiren, setzte er lachend hinzu, eure Tanten werden nicht wenig Freude an euch erleben.

Ich nehme es nicht so fürchterlich strenge, erwiederte Berthold, gleichsam sich entschuldigend, indem er das Pensum zuklappte.

Heute meinetwegen so strenge du willst, sprach Max; heute bin ich nur zum Faulenzen und dazu bin ich mir selbst genug. Gestern habe ich die ganze Nacht getanzt und morgen Abend möchte ich mit noch einer Nacht den Versuch machen, drum kann heut der Schlaf nichts schaden, und du, Emil, hast dich also nicht im Geringsten zu fürchten, daß ich dir deinen Busenfreund raube.

Wenn ich mich wirklich davor ein Mal fürchtete oder noch fürchte, so geschieht es wahrlich nicht meinet-, sondern seinetwillen — entgegnete Emil gereizt.

Ach, mein guter Emil, sprach Max, ich bin eigentlich nicht in der Absicht hier herauf über die 95 zerrissenen Stufen gestolpert, um zu erwägen, ob du meinet-, deinet- oder seinetwegen fürchtest, herzensguter Emil, sondern in der Absicht, dich, Berthold, um Etwas zu bitten.

Um was denn? fragte Berthold.

Du weißt doch, antwortete Rosner, daß ich unserem Gratulanden eine Rede vordeklamiren soll. Nun ließe ich mir das noch gefallen, wenn nur der alte, gute Herr nicht so pedantisch wäre und jedes Wort abwäge, so daß man Nichts vor ihm sprechen kann, was man nicht vorher aufgeschrieben.

Nun, das ist wohl doch nicht schwer? meinte Emil, das —

Wer spricht von schwer oder leicht? fiel Rosner diesem in's Wort, eine solche Sache schmiert man im halbschlafenden Zustande auf's Papier, nur Lust muß man dazu haben und die hab' ich nicht. Vielleicht erbarmt sich einer von euch beiden des armen Rosner und fängt ein Paar solcher abgeschmackter Feiertagsphrasen auf.

Warum nicht? recht gern! antwortete Berthold.

Emil lächelte.

Besonders du kannst mit dergleichen Zeuge gut umgehen, sprach Rosner zu Emil gewendet, du hast dich doch schon ein Mal darin groß gezeigt.

Nun? fragte Emil.

Nun? wiederholte Rosner lebhaft. Nun? mache die Arbeit, es kann mir auf einige Gulden nicht ankommen.

Nein! sprach Emil im entschiedenen Tone, das thue ich nicht.

Hat dich mein Antrag beleidigt? frug Max, und ein spöttisches Lächeln umspielte seine Lippen.

Nicht im Geringsten, antwortete Emil, im Gegentheil, ich wäre froh, wenn ich durch bloßes Abschreiben mir Etwas verdienen könnte, wie sollte ich — —

Warum also dein großsprecherisches Nein! fiel ihm abermals Max in's Wort.

Warum? das will ich dir gleich erklären, erwiederte Emil. Sieh, ich weiß es sehr gut und Berthold auch und alle unsere Kameraden und auch du fühlst es bei dir selber, daß du nicht im Stande bist, jene Feiertagsphrasen zu fangen.

Ei, ei, rief Rosner, jetzt gefällst du mir wieder; nur fortgefahren!

Wärest du nun gekommen, sprach Emil ernst, und hättest gesagt: Ich kann das nicht, ich kann mich nicht gehörig dazu sammeln, nun so hätte ich dir mit Freuden gedient, ich hätte dir einen Gefallen erwiesen, der sehr häufig unter Kameraden vorkömmt; wenn du aber glaubst, deine Blößen bei mir mit Geldversprechungen zuzudecken, wie bei Andern mit Herrschsucht und Verlockungen, so irrst du dich sehr.

Diese Worte brachten Rosner in eine fürchterliche Wuth. Gern hätte er Emil geantwortet, er fand aber keine Worte.

Judenbub! flüsterte er zitternd, sprang vom Sessel und schleuderte die Thüre hinter sich zu.

Hast du's gehört? fragte Emil seinen Freund, wie weit eure Freundschaft reicht. Judenbub?

Nicht mir, dir hat der Schimpfname gegolten, erwiederte Berthold.

Schimpfname? wiederholte Emil. Ich sehe das Wort „Jude" nicht als einen Schimpf an; für dich mag der Ausdruck vielleicht etwas Beleidigendes haben, für mich nicht.

Du hast Recht, erwiederte Berthold gereizt, du hast's errathen: Ich würde mich durch dieses Wort beleidigt fühlen, weil man damit den Inbegriff aller jener Eigenschaften bezeichnet, die den jüdischen Jüngling von seinen christlichen Kameraden auszeichnen, nicht aber auf eine vortheilhafte, sondern auf die nachtheiligste Weise. Nur die blöde Anmaßung, die du, ich weiß nicht, aus welcher Ursache, ihm gegenüber zur Schau trägst, konnte ihn dazu hinreißen, dich —

Nennst du das Anmaßung, wenn ich nicht krieche und Herrn Rosner überall zuspringe, wo es gilt, seine Unwissenheit zu verdecken und seinen Eigendünkel zu verbergen? Ich habe nicht die geringste Lust, vor ihm zu zittern, ich fühle mich durch seinen Umgang nicht geschmeichelt und ich finde vielmehr Vergnügen daran, mit dem Aermsten meiner Mitschüler einen Spaziergang auf einsamem Wege zu machen, als in Rosners Hause als Jude huldreichst geduldet zu werden.

Berthold schwieg, die Worte seines Freundes hatten ihn verletzt; er war nicht im Stande, sie zu widerlegen, deshalb entsprang aus der Verletzung ein Groll, ein bitterer Groll gegen seinen Freund, mit dem er so innig verbunden war . .

Emil aber, der freute sich, daß er es ein Mal über sich gebracht, dem Freunde gegenüber ernsthaft seine Meinung ausgesprochen zu haben, er freute sich, weil er glaubte, es werde anders werden.

IV.

Als Berthold am andern Morgen mit seinem Freunde Rosner zusammenkam, zeigte dieser ein schmollendes Gesicht, und der junge Hirschberg zürnte über Emil nur noch mehr.

Ich gehe mit dir nach Hause, sagte Berthold zu Max, als die Schulstunden zu Ende waren.

Was willst du dort? fragte Rosner stolz.

Ich habe dir Etwas mitzutheilen, erwiederte Berthold.

Nun komm! sprach der Jüngling lächelnd.

Als sich unser junger Freund mit Max allein im Zimmer sah, zog er ein Papier aus der Tasche und sprach: Warum konntest du dich gestern so sehr vom Zorne hinreißen lassen? Sieh', hier ist deine Rede, und hättest du dich allein an mich gewendet, so wüßte Emil nicht das Geringste davon.

Warum sollte er Nichts davon wissen? fragte Rosner seinen Freund. Glaubst du oder glaubt ihr vielleicht, daß ich nicht zu jenen Arbeiten fähig bin, die ihr unternehmet? Ich hätte ihm seine Mühe bezahlt, weil ich meine Zeit angenehmer zu verwenden weiß, als — — Ja, ja, so habt ihr's, ihr glaubt immer, die Ersten sein zu müssen, auch die Ersten zu sein, und denket nicht, daß ihr euch dadurch den Haß eurer Genossen zuzieht.

Am Ende könnte uns der auch wenig schaden, gab Berthold zur Antwort, übrigens kannst du weder mir, noch Emil, deinen soeben gemachten Vorwurf zur Last legen.

Dir nicht, aber deinem Freunde, und ich sage es dir jetzt aufrichtig, entweder du brichst mit Emil, oder mit mir.

Berthold schwieg.

Sieh, fuhr Rosner, durch das Stillschweigen Hirschbergs ermuthigt, fort, ich habe es dir jüngst erst gesagt und wiederhole es heute noch ein Mal, dann aber nicht wieder. Alle deine und meine Bekannten hätten dich lieber, wenn du deinem Emil für immer entsagtest.

Das kann ich nicht, entgegnete Berthold ernsthaft.

Und warum nicht? fragte Max begierig.

Darüber kann ich dir keine Aufklärung geben.

Wie kannst du nur in einer solchen Spelunke wohnen, in dem elendesten Hause in eurer ganzen Judenstadt, während du, als der Sohn wohlhabender Eltern, unter anständigen Menschen deinen Aufenthalt wählen solltest.

Ich schäme mich nicht, unter meinen Glaubensbrüdern zu weilen — erwiederte Berthold.

Wirklich nicht? sprach Max höhnisch. Warum wohnen, denn die besseren Familien deines Glaubens alle in unserer Mitte? Warum ziehst es du gerade vor, im Kothe herumzuwaten? Wahrlich, dein Märtyrerthum wird nicht in den Geschichtsbüchern verzeichnet! Gesteh' es nur, habe ich Unrecht?

Und als Berthold abermals schwieg, ergriff Max dessen Hand und sagte; Berthold, du wohnst von jetzt an bei mir.

Wie? fragte Berthold, bei dir?

Ja, ja, bei mir, in meinem Zimmer, hier, wo wir jetzt sind, du wohnst bei mir, du mußt!

Und dein Vater? bemerkte Berthold, auf dessen Angesicht eine leichte Röthe sich zeigte.

Hat gar Nichts dagegen, antwortete Max, ich habe schon zu manövriren angefangen. O, da hätten wir schöne Tage, Berthold! und, fürchte dich nicht, du würdest in deinen Studien nicht zurückbleiben, du verdoppelst deinen Fleiß und kannst dadurch die Hilfe Emils leicht entbehren.

Was? du glaubst, daß ich darum an Emil hänge, weil —

Ich glaube gar Nichts, versetzte Rosner, ich weiß es, Emil zeigt es zu deutlich.

Hat er Etwas gesagt? forschte Berthold zornig.

Nein, Nichts hat er gesagt! antwortete Rosner ausweichend. Laß dies gut sein.

Nein, nein, du bist mir hierüber aufrichtigen Bescheid schuldig, und dann erst, dann will ich auch dir Rede stehen.

Später ein Mal, wenn du bei mir bist, sprach Max. Sprich nicht mehr hiervon, ich werde dir nicht mehr sagen, als bereits geschehen. Ueberlege dir den Vorschlag, den ich dir gemacht, und sei versichert, daß es dir nicht zur Unehre gereicht, wenn . . .

Gut denn, fiel Berthold seinem Freunde in's Wort. Ich werde mir es überlegen.

Du versprichst mir aber, sagte Max, deinem Freunde gegenüber Nichts von dem verlauten zu lassen, was wir so eben gesprochen.

Das muß ich! versetzte Berthold entschieden.

Du darfst es nicht, erwiederte Max, ich will es nicht.

Wie soll ich aber der Wahrheit auf die Spur kommen? meinte Berthold.

Ei, ei! sprach Rosner, sich beleidigt stellend. Wenn du meinen Worten nicht traust, nun dann thust du freilich besser daran, unsere ganze jetzige Unterredung zu vergessen.

Ich werde also schweigen, erwiederte Berthold. Mit diesen Worten legte er das beschriebene Papier auf den Tisch und trennte sich, aufgeregten Gemüthes, von Rosner.

Als er zu Hause in seinem Zimmer angelangt war — Emil saß gerade damals neben Reb Asch und lernte — warf er sich unmuthig in einen Sessel. Sein Inneres war in eine fürchterliche Gährung gerathen. Sollte ich mich wirklich in ihm getäuscht haben? fragte er sich selbst. Sollte er wirklich aus Eigennutz, aus der schnödesten Selbstsucht sich mir

anhänglich gezeigt haben? Nein, nimmermehr — — und doch, wie hätte denn Rosner solche Anspielungen machen können? Rosner ist mir gut, ich habe jetzt die klarsten Beweise davon, und er — Emil — ist so, wie man mir ihn bezeichnet.

Junge Leute haben rasches Blut, sie urtheilen schnell und greifen bei Verdächtigungen nur immer zu jenen Gründen, die ihnen am besten taugen. Hätte Berthold sich an die Vergangenheit erinnert, die er mit seinem Freunde in der schönsten Eintracht verlebt, hätte er sich alle die Fälle vergegenwärtigt, wo Emil sein edles Herz, sein reiches Gemüth so gegeben, wie er es in der That besaß, dann würde Berthold sicherlich durch die Worte Rosners nicht irre gemacht worden sein, und alle hohlen Schmeicheleien, die dieser an dem jungen Hirschberg darum verschwendete, um sich an Emil zu rächen, würden fruchtlos an der eisernen Ueberzeugung abgeprallt sein, daß Emil nicht schlecht sein könne, gewiß nicht so schlecht, um sich Jahre lang zu verstellen. Einen Umstand, einen gewichtigen, müssen wir berücksichtigen. Bertholds Eitelkeit überstieg das Maß des Nothwendigen, und nicht zu läugnen ist's, daß der Gedanke, der Einzige zu sein, der von Max Rosner, dem Sohne des bekannten Großhändlers, so sehr vorgezogen werde, daß dieser Gedanke, sagen wir, und die kleinliche Furcht, von dem christlichen Freunde vielleicht verspottet zu werden, alle anderen Gedanken aus seinem Geiste drängte, die seinen Freund hätten rechtfertigen und den letzten Verdachtsgrund beseitigen können. In seinem Unmuthe, in der Wallung seines Herzens griff Berthold zu jenem Mittel, sich Erleichterung zu verschaffen, dessen man sich so oft in solchen Fällen bedient; er setzte sich an den Schreibtisch, nahm die Feder zur Hand und schrieb an seine Mutter einen lärmenden Brief, worin er dem augenblicklichen Drängen seines Herzens Luft machte und haarklein Alles berichtete, was er erlebt, und nicht unterließ, manches Wörtchen unwillkührlich mit unterlaufen zu lassen, was den

Verdacht gegen Emil zur Gewißheit machte. Der Brief wurde versiegelt und der Post übergeben. . . .

Emil mochte ahnen, was mit seinem Freunde vorging, er mochte sogar die volle Vermuthung haben, daß das innige Band, welches ihn mit Berthold schon so lange umschlungen, locker werde, er war sich aber keiner Schuld bewußt und zu stolz dazu, den jungen Hirschberg um die Ursache seiner Veränderung zu fragen. So vergingen mehrere Tage, die beiden Freunde sprachen nur das Nöthigste mit einander, Berthold schloß sich mit jedem Tage, mit jedem Abende Rosnern enger an, und tagtäglich wich ein Stück des Vertrauens und der Anhänglichkeit aus seinem Herzen. — So vergingen mehrere Wochen — für Hirschberg des freudigen Genusses, für Emil Wochen der ernsten Arbeit und der gewissenhaftesten Pflichterfüllung. Wenn es wahr ist, daß junge Menschen, unter drückenden Verhältnissen geboren und erzogen, in der Fremde standhafter aushalten, ungebeugt dem Ungemache entgegensehen und, trotz aller kleinlichen Sorgen und Bekümmernisse, mit Freude und Erfolg ihrem Ziele zueilen, während umgekehrt Jünglinge, denen zärtliche und mit Glücksgütern gesegnete Eltern jedweden irdischen Wunsch gewähren können und auch gewähren, dem leisesten Hauche weichen und auf dem Pfuhle der äußerlichen Genüsse versumpfen, so kömmt dies daher, weil eben Jene den Wurm nicht kennen, der an den edlen Säften saugt, um nicht die verschiedenen Gifte, die nur hemmend auf das Wachsthum der Seele einwirken und aus einem lieblichen Sprößling, der anfänglich der edelste Baum zu werden versprach, nur einen knorrigen, wilden Stamm entwickeln. Damit wollen wir aber nicht gesagt haben, daß Emil gewiß nicht so ernst und eifrig geblieben wäre, wenn er häufiger Gelegenheit gehabt hätte, äußere Wünsche zu befriedigen; denn als die beiden Jünglinge sich besser zugethan waren, als jetzt, hatte Berthold seinen Freund öfter aufgefordert, mit ihm Vergnügungen zu theilen. Dieser aber hatte es ausgeschlagen, wir

sagen nur, daß es um so ehrender für einen jungen Menschen ist, wenn er auch in den günstigsten Verhältnissen das höhere Ziel nicht aus den Augen verliert, jenes höhere Ziel, welches jeder Mensch erreichen muß, gehöre er dem niedrigsten oder dem höchsten Stande an, wenn er verdienen will, ein Mensch genannt zu werden, Mensch im Sinne der gebildeten, gesitteten Welt, Mensch im Sinne der Religion, im Sinne Gottes. —

Es war an einem Samstage, Emil hatte heute seinen Tag, wie gewöhnlich, bei Herrn Basch und befand sich auch wohl dabei. Seit einiger Zeit hatten es die Nachkommen des Buchhändlers unserem Freunde schon zur Pflicht gemacht, nach dem Mahle ihnen dies oder jenes zu erzählen, und so mußte sich denn auch heute Emil in sein Schicksal fügen. Drei Knaben und vier Mädchen setzten sich um den Tisch — die weiße Damastdecke und darauf eine frisch gefüllte Blumenvase wichen am Samstage nie von demselben, — darauf sah man hier sehr genau — und Herr Basch, der Vater, legte sich auf ein Sofa, nicht aber, um zu schlafen, sondern um zuzuhören; Frau Basch konnte freilich den Genuß nicht theilen, sie hatte ja unmittelbar nach dem Mittagstische wieder damit zu thun, für jedes ihrer Kinder das Vesper, bestehend aus einem Stück Kuchen und einigen gedörrten Birnen, herzurichten und sie jedem derselben auf ein besonderes Plätzchen zu legen, damit um 4 Uhr die Stube nicht der Schauplatz eines Tumultes und heftigen Kampfes werde, denn so friedlich auch die Söhne und Töchter der Basch's waren, so sehr vergaßen sie aller Nachgiebigkeit und Geschwisterliebe, wenn es sich um das Vesper handelte. War dies geschehen, so mußte Frau Basch das gebrauchte Silberzeug „einsperren", die Schlüssel abziehen, ein neues Kleid anziehen und eine respektable Haube aufsetzen und in „Visit" gehen. Und das dürfen wir der guten Frau nicht verargen, denn sie mußte ja auch die ganze Woche im „Gewölb" stehen und war angespannt, wie ein „Karrengaul," und der Samstag durfte ihr daher stets ein willkommener

Tag sein. Und wie wohl war unserer Frau Basch in diesen Visiten, sie konnte ja jetzt, am Samstag Nachmittag, wo das Gewölbe geschlossen war, von keinem langweiligen Käufer belästigt werden, der ein altes Buch für 4 Groschen zehn Mal durchblätterte und es dann erst nicht kaufte, oder von einer Magd, die ein Viertelpfund koschern Käse verlangt, denn neben den Büchern liebte es Herr Basch auch, in verschiedenen anderen Handelsartikeln Geschäfte zu machen, z. B. am Pessach in Koscherwein, vor Fasttagen in Strohpantoffeln; von den Büchern hätte Herr Basch wohl nicht den Lebensunterhalt für seine ganze, zahlreiche Familie gewinnen können.

Wie schade! Während wir der Frau Basch in die „Visit" nachgegangen sind, haben wir die Geschichten versäumt, die Emil der jungen Familie Basch's erzählte, und wir sehen nur noch, wie die drei Söhne und die vier Töchter unverwandten Auges auf den Erzähler sehen und darob ihre Vesper vergessen, den Kuchen mit sammt den gedörrten Birnen.

Emil schickte sich an wegzugehen.

Bleiben sie noch! Erzählen sie noch! Nur noch eine! schrieen die Kinder, herzlich bittend.

Ich kann nicht länger hier sein, antwortete Emil, ich muß gehen.

Warum? fragte jetzt Herr Basch selber. Was haben sie heute zu thun? Bleiben sie wirklich bei uns und erzählen sie etwas, ich unterhalte mich auch dabei. Was können sie zu thun haben?

Ich muß zu Herrn Asch, um zu lernen, erwiederte unser Freund.

Lassen sie ihn heute warten; was geht sie der Asch an?

Er geht mich so viel an, als ich ihm Dank schuldig bin, versetzte Emil ernst. Wer hat mich, um nur ein Beispiel anzuführen, zu ihnen empfohlen?

Freilich er, erwiederte Herr Basch etwas verlegen, seinetwegen aber, das glauben sie mir, hätte ich sie nicht ange-

schaut und ich hätte ihnen keinen Kosttag gegeben, wenn ich nicht gesehen hätte, daß sie ein ordentlicher Mensch sind. Meinen sie denn, der Reb Asch empfiehlt sie nur? Wenn der erste Lo Chefez zu ihm kommt und zu ihm sagt: Herr Asch, sie sind ein großer Gelehrter, so wird sich der Reb Asch niedersetzen und dem Lo Chefez ein Brieferl schreiben, worin er sagt, daß Alles, was man an ihm thue, zu wenig sei, so brav sei der Jung.

Deswegen darf ich ihm aber nicht weniger dankbar sein, meinte Emil, denn auf jeden Fall hat er mir Gutes erwiesen. Es ist traurig genug, wenn Menschen ihren Undank dadurch zu beschönigen suchen, daß sie auf den Ursprung der Wohlthaten zurückgehen, um hier unreine Beweggründe aufzustöbern. Ich habe einmal die Gutthaten genossen, nun — —

Hab' ich ihnen gesagt, daß sie — — fiel Herr Basch dem Jünglinge rasch ins Wort, indem er sich von seinem Sopha aufrichtete. Gott bewahre mich, sie verstehen mich nicht recht; ich meine nur, daß sie nicht nöthig haben, sich herumpudeln zu lassen. Er macht's Jedem so, der Asch. Wem er einen Bissen Brod giebt, der muß bei ihm lernen, mit dem zankt er und schreit er nach Noten. Es thut ihm genug leid, daß er zu den Soldaten, die am Pessach immer Bletts bei ihm holen, nicht sagen kann: Heute Nachmittag um 4 Uhr müßt ihr da sein, da lernen wir ein Stück Schulchen Orech.

Emil antwortete dieses Mal nicht; er schien um eine Gegenrede verlegen zu sein; wahrscheinlich darum, weil Basch nicht so ganz Unrecht haben mochte.

Ich sehe es ihnen an, daß sie es ändern möchten, fuhr der Bücherhändler fort. Warum sollen sie nicht trachten, ihr Brod selbst zu verdienen? Sie sind gesund und geschickt — mehr braucht's nicht, um auf eigenen Füßen zu stehen.

Diese Worte zündeten in Emils Kopfe. Theils sah er darin einen Vorwurf, theils lag seinem Herzen ja der Gedanke nicht ferne, auf eigenen Füßen zu stehen.

Wie gern möchte ich selbstständig sein, erwiederte unser Freund mit lebhafter Miene, wie gern möchte ich meinen Bissen selbst verdienen, und wenn er nur aus schwarzem Brod bestände.

Warum soll ihnen das nicht möglich sein? meinte Herr Basch. Wie viele junge Leute ernähren sich bei den jüdischen Familien in unserer Stadt durch den Unterricht.

Ich bin ganz fremd hier, ganz ohne Bekannte, sprach Emil muthlos. Zudem bin ich noch sehr jung; welcher Vater wird mich zum Lehrer für seine Kinder haben wollen?

Jung sind sie freilich, gab der Buchhändler zu, aber nicht zu jung, denn sie sind ernst, und der Ernst wiegt oft die Jahre auf. Bekannte haben sie keine? Bekannte werde ich ihnen schaffen, ich kenne jedes Kind in der Stadt. Aber — und Herr Basch sprang von seinem Sessel auf, was brauchen sie lange Bekannte? — Sie sind mein Lehrer.

Wie meinen sie das? fragte Emil betroffen.

Wie ich das meine? sprach Basch; Sie unterrichten meine Kinder, ich nehme sie aus der Schule, sie lernen ohnedies Nichts dort.

Ich könnte keinesfalls die Schule ersetzen, meinte der Jüngling; da wären sie betrogen und nach kurzer Zeit müßten sie schon diesen Schritt bereuen.

So laß ich die Kinder vor wie nach in die Schule gehen, und sie unterrichten sie in den freien Stunden; dann laufen sie wenigstens nicht herum. Wollen sie? Ich will's nicht umsonst von ihnen. Sie kriegen Kost und Wohnung und etwas Geld.

Ein Engel vom Himmel herab hätte für Emil keine angenehmeren Worte sprechen können, als es eben der Buchhändler Basch gethan. In diesen Worten lag doch die ganze Erfüllung eines seiner dringendsten Wünsche. Doch bevor er die Einwilligung aussprechen konnte, bevor er nur sagen konnte, was seine Mienen schon verrathen, fiel ihm das Verhältniß zu Berthold ein und was sich daran knüpfte.

Nein, sprach Emil leise, es thut mir leid, ich kann —

Nein? Sie können nicht? fiel ihm der bewegliche Buchhändler in's Wort. Sie können nicht? Sagen sie lieber, sie wollen nicht. Ja, ja, sie sind um kein Haar besser, als so viele Andere, sie glauben auch, die gebratenen Tauben werden ihnen in's Maul fliegen, ein Faullenzer sind sie, ein —

Herr Basch hätte vielleicht noch recht lange in unsern betroffenen Freund hineingedonnert, wenn die drei Söhne und die vier Töchter nicht die Fürsorge der Mutter zu Schanden gemacht, und trotzdem diese jeden Theil der Vesper einzeln gelegt, doch Streit bekommen hätten, wodurch der friedliebende Großvater, wenn er allemal von diesem Spektakel hörte, unwillkürlich die Bemerkung machte, daß es vielleicht doch besser wäre, wenn man entweder keine Birnen dörre, oder daß alle Birnen gleich groß werden sollten.

Herr Basch hatte also vollauf zu thun, seine Friedensvorschläge zur Geltung zu bringen, und Emil war unterdessen — er wußte gar nicht, wie, — auf die Straße gekommen, wo er die freilich rauhe Januarluft mit Begierde einsog, denn der kleine Basch hatte ihn nicht wenig in die Hitze getrieben. Als er nach Hause kam — es war schon Abend, und der Sabbath zu Ende, fand er auf dem Tische einen Brief. Er erkannte an der Adresse die Schrift seiner Mutter und mit fliegender Begierde erbrach er das Schreiben. Der Inhalt schien für den Leser nicht erfreulicher Art zu sein, denn kaum hatte Emil das Schreiben zu Ende gelesen, als er es unwillig auf den Tisch legte.

Hätte ich das gedacht, sagte er laut, hätte ich es nur geahnt . . o, ich kann mir es sehr gut denken, wie dich das kränkt. Er nahm den Brief noch einmal zur Hand, und nachdem er eine Stelle gelesen hatte, rief er in heftigem Ungestüm: Zurück kommen? Nein, nein, das thue ich nicht; er mag sehen und seine Mutter auch, daß mich Gott nicht verlassen wird; wie es aber ihm ausgeht, das wird sich zeigen. . .

In diesem Augenblicke war Emil wie umgewandelt; seine angeborne Schüchternheit war einem kräftigen Selbstbewußtsein gewichen. Ich werde allein meine Wege finden, fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, und wer weiß, die bessern, als in seiner Gesellschaft. . .

Um unsere lieben Leser nicht lange im Dunkeln zu lassen, sagen wir, daß der Inhalt dieses Schreibens, welches unsern Freund so sehr in Aufregung versetzt, nur die Folge jenes Briefes war, den Berthold damals so unüberlegt nach Hause geschickt hatte. Kaum war Frau Hirschberg im Besitze desselben, als sie ihr großes „türkisches" Tuch umwarf und hinüber lief zur Mutter Emils und sie in einem Athem mit Vorwürfen jedweder Art überschüttete, und die arme Mutter ganz betäubt machte, ohne daß diese nur wußte, um was es sich eigentlich handle. Sie sagte ihr, ob das der Dank sei, für Alles, was man schon an ihr gethan und was sie noch an Emil thue, an dem undankbaren Menschen, daß man ihren Sohn beneide und zu verkleinern suche. Keinen Augenblick mehr dürfe Berthold bei Emil wohnen, er habe es gar nicht nöthig, für sein gutes Geld schlechte Leute frei zu halten, während sich die Nobelsten der Stadt um ihn rissen.

Mehr sagte Frau Hirschberg nicht, und die Wittwe hatte genug nachzudenken, zu weinen und sich abzuhärmen, und obschon sie in der Hauptsache nicht klar war, wußte sie doch genug, um jenen Brief zu schreiben, bei dessen Empfang wir vor einigen Minuten gegenwärtig waren und worin sie ihren Sohn beschwört, nach Hause zu kommen. —

Eine arme Frau ist ja augenblicklich in rathloser Bestürzung; die Wittwe wußte wohl, daß ihr Sohn jedenfalls unschuldig sei, dies ahnte sie aber nicht, daß Emil schon reif dazu sein könne, den Schicksalsschlägen mit kräftiger Faust zu trotzen.

Als der Jüngling wieder etwas ruhiger geworden war, dachte er ernstlich daran, auf welche Weise der Sache die beste

Seite abzugewinnen sei, und es fiel ihm Herr Basch mit seinem heutigen Antrage ein. Mit dem Antrage, dessen Annahme ihm jetzt so gelegen wäre, kamen ihm auch alle die Worte in den Sinn, die dem Drohen gefolgt waren, und er bedauerte es sehr, nur einen Augenblick lang an Berthold gedacht zu haben. Herr Basch, sagte er aber zu sich selbst, hätte auch nicht gleich so rasch sein müssen, dann wäre doch Alles gut. Emil hatte leider noch nicht die Erfahrung, daß sich die Launen und Eigenschaften der Menschen sehr selten unsern Wünschen und Verhältnissen anpassen, und daß es immer gerathen sei, in der Fremde einen Anker sich bereit zu halten. — —

Rathlos legte sich unser armer Freund zu Bette — und rathlos entschlummerte er. —

V.

Während nun Emil zwischen kränkenden Erinnerungen und Vorwürfen, zwischen beunruhigenden Sorgen und unausführbaren Plänen schwankte, während er vielleicht unter drückenden Träumen schwer athmete und im Geiste das kummervolle abgehärmte Antlitz seiner Mutter sah und dann erwachend das schwerbelastete Herz nur durch eine Thränenfluth erleichtern konnte, während dessen verlebte Berthold vergnügte Stunden. Heute war er glücklich, er befand sich auf einem Balle im elterlichen Hause Rosners. Es war dies das erste Mal, daß er ein solches Vergnügen mitmachte; kein Wunder also, wenn er sich schon lange darauf gefreut, kein Wunder, wenn er es hier in diesem Kreise schön fand, wie nirgends, und daß er viele seiner Kameraden bedauerte, die jetzt nicht in seiner Lage waren, und daß er über sich selbst staunte, so glücklich zu sein. Er dachte in Mitte der fremden Umgebung auch hie und da an Emil und noch hatte er so viel Theilnahme für seinen bisherigen Freund, daß er es unwillkürlich wünschte, Emil möchte auch zugegen sein. — —

Und doch so glücklich er sich in diesem Kreise dünkte, so

wenig heimisch fühlte er sich in der That, so freundlich und ermunternd sich Max ihm zeigte, so glaubte er doch manchem Blicke zu begegnen, der da sagen wollte: Du gehörst nicht hierher. . . . Und besonders waren es die Schwestern seines neuen Freundes, zwei junge, schnippische Mädchen, denen der jüdische Gast nicht sehr genehm war, und die jedwede Annäherung mit ihm vermieden. Wenn nun einzelne Glieder des Hauses sich kalt und sogar abstoßend zeigten, um wie viel mehr mußten dieses Fremde thun, die keine Verpflichtung hatten, Gastfreundschaft zu üben und zuvorkommend und höflich wenigstens zu scheinen.

Es ist gewiß, daß jeder Mensch, und sei er noch so jung, noch so unerfahren, jenen höheren Sinn in sich trägt, der in allen äußern Fällen des Lebens seine Stimme ungefragt erhebt und sagt: Dieses oder Jenes paßt nicht für dich, laß' es, thue es nicht, du ernteſt nur Beschämung und Reue. Und wenn man dieser Stimme — es ist dasselbe wie mit dem Gewissen — rechtzeitig Gehör schenkte, das innere Ohr nicht mit unvernünftigen, widernatürlichen Gründen betäuben würde, gewiß ersparte man sich manche bittere Erfahrung und manches verletzende Wort würde nicht gehört werden.

Max, als der Sohn des Hauses, konnte unmöglich die ganze Zeit seinem Freunde schenken, und da dieser, heute zum ersten Male in einer größeren Gesellschaft, noch nicht das Geschick hatte, an Allem Gefallen zu finden, was in dieser oder in jener Gruppe gesprochen ward, nicht das Geschick hatte, durch schöne Worte sich Allen freundlich zu zeigen, so mußte es kommen, daß sich Berthold bald vereinsamt fühlte und nach und nach den Goldschaum verblassen sah. Fast mißmuthig lehnte er an einem Fenster und hatte den Genuß, von hier aus zu sehen, wie sich Andere unterhielten, wie sich Einer zum Andern fand — da bemerkte er, daß die zwei netten, schnippischen Töchter des Hauses mit einem jungen Herrn von ihm sprachen.

Sie haben heute einen neuen Gast? sagte der Herr. Nicht umsonst sind ihre Eltern als die gastfreundlichsten Menschen —

Ach, erinnern sie uns nicht an diesen Gast, erwiederte die eine der jungen Damen, ohne Berthold zu bemerken. So weit dürfte sich meine Gastfreundschaft wohl nicht ausdehnen. Gott weiß, wie Max an dem jungen Herrn nur Gefallen finden kann.

Es war auch Mama nicht recht, sagte die Andere, daß der Bruder diesen Hirschberg bei uns einführte, sie sagte, wir hätten die Juden ohnedies überall, auf allen Spaziergängen, in den Theatern, auf Bällen, ja selbst in Kirchen, wir brauchten sie also nicht noch auch in unsern eigenen Zimmern.

Nun? versetzte der Herr. Ich glaube — —

Nun, nun? fiel dem Sprechenden die Aeltere ins Wort. Sie wissen doch, wie Papa ist. Was wir und Mama sagen, ist Alles null und nichtig; nur Marens Wort hat Gültigkeit. Was er sagt, muß ausgeführt werden, Papa thut's nicht anders.

Ja, denken sie nur, Herr Werner, sprach die Jüngere scheinbar ärgerlich, denken sie nur, der liebe Herr Hirschberg soll gar bei uns — —

Da ertönte die Musik, und das für Berthold nicht sehr erbauliche Gespräch hatte sein Ende erreicht. Der Herr führte die eine Dame zum Tanze, und die andere stellte sich auf ihren Posten, um erst aufgefordert zu werden.

Berthold hatte genug gehört, um vor der Hand alle Lust und Liebe zu dem Hausballe zu verlieren. Tief fühlte er sich beschämt durch die Worte des Fräuleins und gern wäre er aus seiner Umgebung unvermerkt verschwunden. Aus jedem Auge, von jedem Munde glaubte er einen Spott zu lesen, jeder Blick schien ihm zu sagen: Du gehörst nicht hierher, du hast eine gerechte Strafe erlitten. Mißmuthig schlich er sich aus dem prächtig erleuchteten Saale und suchte ein Plätzchen in einem kleinen dunklen Kabinete auf. Hier setzte er sich in eine Ecke und machte der ganzen Welt Vorwürfe und keine sich selbst.

Wäre Emil nicht so tückisch, so hätte es mir nie einfallen können, an Max mich anzuschließen, sagte er zu sich selbst und erbitterte sich noch mehr gegen seinen frühern Freund, denn er glaubte ja, daß auch er schon von der Beschämung wissen müsse, die er so eben erlitten. Nichts nährt den Haß gegen alte Freunde mehr, als das Bewußtsein, daß sie unsere Schwächen kennen. . . .

So sehr entbehrlich sich nun Berthold in diesem Hause fühlte, so hatte er doch nicht den Muth, sich daraus zu entfernen, um nie wieder sich blicken zu lassen; er entdeckte alle möglichen unwahren Gründe, um sein grollendes Innere zu beschwichtigen. — —

Warum sonderst du dich denn von der Gesellschaft ab? fragte ihn plötzlich Max, der rasch ins Kabinet getreten war. Ist dir nicht wohl? Ich suche dich schon seit einer Viertel Stunde.

Berthold erzählte jetzt seinem Freunde, was er aus dem Munde seiner Schwestern gehört.

Ach, was kümmert dich denn das Geschwätz eines Mädchens, erwiederte Max auf die Erzählung. Du bist bei mir, im Hause meiner Eltern und nicht bei meinen Schwestern.

Komm mit mir, der Vater hat dich noch nicht sprechen können und gerade jetzt ist er allein; komm, komm!

Und als Hirschberg zögerte und Einwendungen machte, sagte Rosner: Nun, wenn du den Spröden spielen willst, dann hat man freilich nicht Unrecht, sich über dich lustig zu machen. Du wirst doch keinen Landjunker vorstellen wollen, der darüber beleidigt ist, wenn man sagt, sein Geburtsort käme *nach* der Residenz, vielleicht wie dein Freund Emil. Uebrigens, wenn du durchaus nicht willst — — Berthold war nachgiebig, er hatte Alles wieder vergessen. — —

Der Vater Maxens, ein alter, ehrwürdiger Mann, begrüßte den jüdischen Jüngling mit der gewohnten Herzlichkeit.

Von der nächsten Woche an werden sie also mit meinem

Max das Zimmer theilen — nun, meinetwegen! Meine Frau ist zwar nicht recht damit einverstanden, aber sie wird sich's mit der Zeit auch gefallen lassen müssen, wenn sie nur erst sieht, daß sie einen wohlthätigen Einfluß auf meinen Sohn ausüben — und das hoffe ich von ihnen — und ihre Freundschaft dazu benützen, ihn auf ernste Wege zu bringen, was eben nur durch das musterhafteste Beispiel gelingen kann.

Den jungen Herrn Rosner schien diese Rede nicht sehr zu erbauen, er zog den Freund von seinem Vater weg.

Siehst du, sagte er zu Berthold, als sie sich unbemerkt glaubten, daß du Unrecht hast, wenn du glaubst, man sähe dich hier nicht gerne. Was er von Einfluß und musterhaftem Beispiel und ernsten Wegen und was noch dergleichen spricht, berührt weder dich noch mich; es ist so seine Art, stets zu predigen; das einzig wahre und gute an der Sache ist, daß wir jetzt immer beisammen sein werden.

Jetzt war Berthold wieder der Alte; er hatte ja Genugthuung erhalten und nun durfte er in seinem Sinne wieder guter Dinge sein.

Sechs Tage nachher wohnte Emil allein bei Frau Hindl, und hatte Muße, über gar viele Dinge nachzudenken. Frau Hindl ärgerte sich im Stillen nicht wenig darüber, daß Berthold von ihr ausgezogen. Man soll mit „die Studenten" nichts anfangen, sagte sie oft zu sich selber, wenn ihr diese Angelegenheit just durch den Kopf fuhr. Hab' ich einen Kasten angeschafft und noch zwei Stühle und eine Flasche, lauter Sachen, die ich für meine Wirthschaft nicht gebraucht hätte, und hab mir dadurch Kosten gemacht. Warum aber? Weil ich in der Meinung war, der Jung bleibt ein paar Jahr bei mir; so aber zieht der fort, kaum sind 4 Monate vorbei, und läßt mich im Stich mit meinem Kasten und Allem, was ich angeschafft und noch dazu mit dem andern Jung, den ich doch nicht herauswerfen kann — er ist mir rachmones genug. Hindl war eine recht gute, brave Seele, und wenn sie auch in

Selbstgesprächen ihrem Zorne über den Verlust des jungen Quartierherrn Luft machte und beim Strickstrumpf die Bemerkung fallen ließ, daß ihr Emil nicht viel eintragen könne, so ließ sie's unserm zurückgebliebenen Freunde doch nicht fühlen, im Gegentheil, sie ermunterte ihn, wenn er niedergeschlagen schien und tröstete ihn mit den Worten, daß in der Stadt noch kein ordentlicher, geschickter Mensch zu Grunde gegangen sei, und daß er sich kein graues Haar solle wachsen lassen über den kleinen Miethzins. So gut diese Worte auch gemeint sein mochten, für Emil hatten sie wenig Erfreuliches; er mußte über die Wohlthaten von wohlhabenden Leuten so viel Bitteres sehen und hören, um wie viel herber mochte ihm die Hülfe von einer armen Frau erscheinen.

Daß es unter diesen Verhältnissen Emils einziges Streben war, eine Quelle zum Unterhalt seiner Bedürfnisse zu entdecken, läßt sich leicht denken, und daß er jetzt den größten Muth zu jedweder Unternehmung gefühlt, entsprang aus der Furcht, nach Hause zurückkehren zu müssen, und aus dem in jedem Menschen wohnenden Gefühle, denen gegenüber sich selbstständig und kräftig zu zeigen, die uns verlassen. — Alle Pläne aber, die sich Emil machte, scheiterten, alle Hoffnungen, mit denen ihn gute Freunde vertrösteten, zerrannen, und der einzige Mann, der ihm Rath und Hülfe in der Noth hätte schaffen können, schien für ihn verloren zu sein. Er glaubte sich mit einem Male alle seine Gunst verscherzt zu haben.

Seit jenem Samstag Abend hatte er sich nicht mehr bei dem Buchhändler blicken lassen, theils glaubte er ihn verletzt zu haben, theils aber — und dies war der gewichtigere Punkt, fühlte er sich durch die Worte des Herrn Basch in seiner Ehre gekränkt. — O, die Empfindlichkeit quält und peinigt uns mehr, als wir uns selbst eingestehen wollen. — Jeder Mensch soll sich unsern Meinungen anschließen, sein Urtheil über uns soll unserem Ehrgeize und Dünkel entsprechen, und wir bedenken nicht, daß auch Andere geschmeichelt sein wollen; wir gewöhnen

uns so selten daran, eine gewissenhafte Selbstschau zu halten, denn dann könnte uns ein herbes, aber wohlgemeintes Urtheil über unsere Fehler und Schwächen nicht so sehr beleidigen wie es in der Regel geschieht. Wir bedenken ferner nicht, daß es so viele Menschen giebt, deren rasches Blut Worte in den Mund treibt, bitter und verletzend, und daß dieselben Menschen eine Stunde später mit der thunlichsten Güte und Freundlichkeit ihr Unrecht wieder gut zu machen suchen; wir unterscheiden zu wenig ehrliche Herzen von schlechten und ziehen, wenn die beleidigte, selbstüberschätzende Eitelkeit ihre Stimme erhebt, keine Linie zwischen Recht und Unrecht.

Herr Basch war ein herzensguter Mann, dabei aber rasch im Loben und im Tadeln und kaum im Stande, bei inneren Aufwallungen seine Zunge im Zügel zu halten. Er bedauerte es lebhaft, daß Emil sein Haus meide; er hätte gern eine Gelegenheit ergriffen, um den Jüngling in den Kreis seiner Familie zu ziehen. Als Emil an einem Samstage nach dem Tempel bei der Wohnung Basch's vorüberging, wollte der Buchhändler, der ihn erblickte, auf die Straße eilen und ihn ansprechen. Damit glaubte er aber sich zu viel zu „vergeben", und trat von seinem Vorhaben zurück.

Gewiß geht er wieder zu seinem Reb Asch, sagte der Buchhändler zu sich selbst, gewiß geht er wieder hin, der Narr und lernt und — —

Emil ging in der That zu Reb Asch, und wie es auch Herr Basch richtig vermuthet, zum „Lernen."

Emil hörte mit ausdauernder Geduld all' die gelehrten Andeutungen und Erklärungen über einzelne Stellen im Schulchen Orech, und obschon er deren, trotzdem daß Emil sehr wißbegierig war und das Studium der jüdischen Literatur mit Vorliebe betrieb — schon satt sein mochte, denn Reb Asch war, wie schon zu öfteren Malen erwähnt, ein sehr unfreundlicher Lehrer, so zeigte der Jüngling doch nicht die geringste Spur von Unbehagen. Der größte Uebelstand bei diesem Unterrichte

war unstreitig der, daß es der Schüler nicht wagen konnte, eine Frage zu stellen, denn wenn es Emil ja einmal versuchte, da konnte Reb Asch fürchterlich aufgebracht werden, denn der gute Mann meinte, man müßte ihn immer verstehen, und wenn er auch noch so schlecht deutsch und noch so hastig und überstürzt sprach. Schon war Emil über eine halbe Stunde bei seinem Lehrer gesessen, der Zeiger an der kunstvollen Spieluhr hatte sich schon bedeutend auf die zweite Hälfte der Stunde geneigt, als die Magd ins Zimmer trat und zu Emil sagte, daß der „Andere" auf der Treppe warte und mit ihm sprechen wolle.

Ohne sich lange nach der Person des „Andern" zu erkundigen, entschuldigte sich Emil bei Reb Asch und entfernte sich aus dem Zimmer.

Wen sah er auf der Treppe? — Seinen Freund Berthold. Der junge Hirschberg hatte eine brennende Zigarre im Munde. Neugieriger als Emil war aber Herr Wolf Asch. Wer ist der „Andere", sprach er zu seiner Magd, die er noch im Zimmer glaubte, während sie schon wieder in einer Schüssel rührte, warum kann er nicht herein kommen, ins Zimmer? Ich will doch sehen, wer der Andere ist.

Mit diesen Worten nahm er seine silberne Brille ab und ging auf die Treppe. Sie sind's? sagte Reb Asch in einem unbeschreiblich bittern Tone. Warum kamen sie nicht zu mir, warum lassen sie sich bei mir nicht mehr sehen? Ach, ich weiß es jetzt, ich weiß es.

Berthold wußte kein Wort der Erwiederung zu sagen, und er befand sich in einer großen Verlegenheit.

Wo haben sie gelernt, fuhr Reb Asch lebhaft fort, daß man am heiligen Sabbath in ein Judenhaus kommt mit der Zigarre im Munde? Macht's man bei ihnen zu Hause in Feldheim so? Schämen sie sich alle Augen aus dem Kopfe, gehen sie, mir werden sie nicht mehr über die Schwelle kommen, ich kann solche Leute nicht brauchen.

Berthold hatte genug gehört; stillschweigend entfernte er sich und ließ Emil mit Reb Asch allein stehen.

Und sie, wendete sich Letzterer an unsern Freund, kommen sie mit mir.

Als die Beiden wieder im Zimmer waren, stellte sich der strenge Mann vor den Jüngling und sagte mit aufgehobenem Zeigefinger: Sie sind nicht um ein Haar besser als der Hirschberg, verstehen sie mich? Wenn sie nicht auch aus demselben Holze wären, hätten sie ihn nicht zum Chawer, verstehen sie? —

Emil verstand Alles sehr wohl, doch konnte er keine Silbe der Entschuldigung über die Lippen bringen, er sah ein, daß sein Lehrer einigermaßen Recht habe, ebenso aber fühlte er sich keiner Schuld bewußt. Konnte er etwas dafür, daß Berthold sich so vergesse? Er wunderte sich doch selber über das Erscheinen Bertholds und über die Art seines Erscheinens und konnte sich eines gerechten Unwillens über Berthold nicht erwehren. Herr Asch aber, weit entfernt, die Vorgänge in Emils Brust zu beobachten, oder nur gewillt, seinen Schüler anzuhören, faßte diesen am Arme und sagte: Gehen sie, auch sie kann ich nicht brauchen, wenn sie mit einem Poscheh Israel Gesellschaft machen. Mit den Leuten, die ihnen Kosttage geben, werde ich aber noch ein Paar Worte reden.

Emil konnte nichts Besseres thun, als gehen.

Als er aber in seinem Zimmer war, da überdachte er das Traurige seiner Lage. Nun war auch die Gnade dieses Herrn verscherzt; und wenn es so fortgeht, dachte er sich, so bleibt kein anderer Ausweg, als nach Hause zu reisen. Und auch dieser letzte, allerletzte Gedanke scheiterte schon im Entstehen an der Ausführung, denn er besaß keinen Thaler in seinem Vermögen. Hindl war es wieder, welche die Klagen Emils mit theilnehmendem Herzen vernahm, und sie war es auch, die einigen Trost zu spenden wußte.

Machen sie nur keinen solchen Lärm, sagte sie zuletzt, es

ist noch nicht so schlecht, wie sie meinen, wenn alle Stricke reißen, sind sie bei mir.

Emil mußte sich freilich mit dem sehr schwachen Troste der Frau Hindl begnügen, denn er selbst wußte sich keinen bessern zu geben.

VI.

Berthold schien sich in seiner neuen Umgebung gut zu gefallen, und wenn er auch hie und da Manches bemerkte, was seiner Eigenliebe gerade nicht schmeichelte, wenn auch zufälligerweise ein Wort zu seinen Ohren drang, recht geeignet, seiner Eitelkeit einen Hieb zu versetzen, wenn er endlich oft unwillkürlich die stille Bemerkung machte, daß er in Gesellschaft Emils mehr gelernt, eifriger seinen Studien obgelegen, so waren denn doch alle jene Worte und Bemerkungen nicht stark genug, der Thatsache die Wage zu halten, daß er bei Rosner in einem Zimmer wohne, was, wie seine Mutter ihm auch schrieb, noch keinem jüdischen Studenten passirt sei. Nicht vergessen dürfen wir aber, daß der alte Rosner Berthold wirklich gern sah, und dadurch wurde den schnippischen Blicken und Reden der beiden Töchter so ziemlich die Spitze geboten.

Daß Berthold in der That weniger rasche Fortschritte gemacht, seit er sich so fest an Max angeschlossen, dies sah unser Freund zuweilen — wie schon oben bemerkt — selbst ein, und der Jüngling that, was so viele Andere seines Gleichen thun, er gebot dem sprechenden Bewußtsein Schweigen, unverbrüchliches Schweigen, und eine gewisse Zeit hatte er dann immer Ruhe. Doch es kam eine Zeit, eine schwere Zeit, — die Zeit der Prüfung, und es begann im Innern des Jünglings zu grauen, oder Tag zu werden, wie man eben will. Zu grauen begann es in ihm, wenn er an die vielen Arbeiten dachte, die in kürzester Zeit nachgeholt werden mußten, wenn er nicht — so schrecklich klang das Wort in seinen Ohren, daß er es gar nicht auszusprechen wagte; es begann aber auch zu tagen, wenn er an seinen verlassenen Freund dachte, und überlegte,

wie es jetzt wohl mit seinen Aussichten auf das Examen stehen würde, hätte er Emil nicht hintangesetzt. — Berthold warf sich dann mit einem unzeitigen, nie fruchtbringenden Eifer auf seine Arbeiten, um das Versäumte nachzuholen. Er hatte es sogar so weit gebracht, eine ganze Nacht am Tische zu sitzen, in der Absicht zu studiren. Wohl blieb es nur bei der löblichen Absicht, denn Berthold las oder lernte eine Seite zehn Minuten lang und verträumte den nächsten Rest der Stunde. Bald dachte er daran, welche Freude seine Mutter haben werde, wenn er ein herrliches Zeugniß nach Hause gebracht, und das schien ihm denn doch nicht unmöglich, denn er hatte ja von Manchem seiner Mitschüler und zumeist von Max Rosner die Aeußerung vernommen, daß ein wahrer Student das ganze Schuljahr hindurch kein Buch ansehe, aber in den letzten drei Nächten Alles einhole, was Andere während neun Monaten im Schweiße ihres Angesichtes „gebüffelt", — dann aber kam es ihm wieder vor, als könne es ihm doch nicht glücken und als würde er statt eines guten Zeugnisses eitel Schande nach Hause bringen. Und als der Tag erwachte, und Berthold gewahr wurde, daß er doch kein rechtes Stück durchgearbeitet, und daß drei, auch sechs solcher Nächte keineswegs ein vernachlässigtes Jahr einzubringen im Stande seien, da mußte er sich auch entschließen, den folgenden Tag sich nicht aus dem Hause zu rühren. Und dieser folgende Tag war gerade ein Sonntag. Auch Max hatte sich heute ausnahmsweise zu den Büchern gesetzt, denn er mußte erst vor einer Stunde von seinem Vater eine Predigt hören, daß er seine Zeit auf der Reitbahn vergeude, während Berthold den Kopf in den Büchern stecken habe. Aber nicht lange hielt es der junge Rosner aus; er schlug das Buch zu und sagte: Geh's, wie es mag, ich überlasse es dem Zufall und dem guten Geiste unserer Herren Examinatoren. Und damit sprang er zu Berthold und klappte von rückwärts auch sein Buch zu.

Was soll das? fragte Berthold unwillig seinen Freund. Ich habe noch ein gutes Theil durchzuarbeiten.

Ja, ja, fiel ihm Rosner lachend ins Wort, arbeite nur frisch drauf los und am Ende weißt du so viel oder noch weniger als am Anfang.

Berthold schien mit dieser Behauptung nicht recht einverstanden, denn er blickte Max befremdet an.

Nun ja, fügte Max hinzu, die Prüfung wird ohne das Bläuen eben so gut vorübergehen.

Vorübergehen wird sie, erwiederte Berthold lächelnd, aber wie? das ist eine andere Frage.

Die für dich ganz gleichgültig sein muß, sprach Max.

Wie meinst du das? fragte Berthold.

Wozu brauchst du ein Zeugniß, Junge? fragte Max seinen Freund.

Auf's Zeugniß kommts am Ende nicht so sehr an, entgegnete Berthold, es ist blos eine Formsache; übrigens brauche ich es zu demselben Zwecke wie du. Ohne ein entsprechendes Zeugniß werde ich doch in keine höhere Klasse aufgenommen.

Nun sag' mir einmal im Ernste, sprach Max, wozu dir all der Plunder, den du in diesen höheren Klassen lernen mußt, dienen soll? Ich brauche ihn erstens, weil es mein Vater durchaus will, und zweitens, weil ich damit einen Zweck erreiche. Du aber, du wirst ein Handelsmann, wie alle deine Glaubensgenossen, und einem Korn- oder Pferdehändler wird es nicht darauf ankommen, ob Cicero oder Demosthenes ein größerer Redner gewesen sei.

Ich werde aber eben kein Handelsmann, wie du meinst, versetzte Berthold, durch die Worte Rosners etwas verletzt.

Was sonst? fragte Max.

Anfangs hatte ich den Wunsch, Prediger zu werden, antwortete Berthold, seit ich aber hier bin, hat sich meine Neigung geändert, und ich werde das Studium der Rechtskunde ergreifen.

Du, ein Rechtsgelehrter? rief Max verwundert aus, da höre ich ja ganz neue Dinge. Du bist doch ein Jude, und

als solchem stehen dir doch sehr wenige oder gar keine Aemter offen. Ich hörte dies erst jüngst von einem Herrn, der mit meinem Vater über diesen Gegenstand sprach, und mein Vater erwiederte damals darauf, daß dadurch manchen Israeliten eine glänzende Bahn versperrt sei.

Berthold wurde nachdenklich.

Jener Herr, er ist ein hoher Beamter, fuhr Max zu erzählen fort, bemerkte auch, daß seit einiger Zeit mehrere Juden zur christlichen Religion übergegangen seien, und nur aus dem Grunde, sich im öffentlichen Staatsdienste eine Stelle zu erwerben.

Der junge Hirschberg sprang ungeduldig von seinem Sessel auf und ging mehrere Male rasch im Zimmer auf und ab.

Warum so wild? sprach Max. Denkst du dich vielleicht schon am Taufbecken und ein halbes Jahr nachher als Geheimrath.

Berthold sah seinen Freund mit einem sonderbaren Blicke an und sagte lächelnd: Spotte nicht, Max, Alles hat seine Zeit. Ich habe schon öfter das gehört, was du mir eben mitgetheilt, selbst von meinem Vater und früher, noch vor einem Jahre schreckte ich vor dem Gedanken schon zurück, jetzt aber kommt mir dies Alles nicht mehr so fürchterlich vor und — ich habe auch schon manche Stunde darüber nachgedacht — wenn — aber lasse Nichts davon verlauten — und wenn, du darfst gar nicht lachen, ich sage dir, wenn mein Vater nicht wäre — —

Ließest du dich taufen! ergänzte Max die Worte seines Freundes.

Ja! sprach Berthold im entschiedenen Tone.

Nun? erwiederte Max, dein Vater wird sich auch mit dir aussöhnen, wenn du nur erst — —

Sprich jetzt Nichts mehr hiervon, Max, sprach der junge Hirschberg und setzte sich an sein Buch.

Der Gedanke, die Religion seiner Väter zu verlassen,

konnte bei dem jungen Menschen nur einem seit einigen Monaten zugenommenen Leichtsinn seinen Ursprung verdanken; daß aber dieser Gedanke, so schlecht er war, so bedauernswerth auch Berthold in unsern Augen dadurch erscheinen muß, doch nicht aus seinem Innern wich, im Gegentheile feste Wurzel faßte, dürfen wir unsern Lesern nicht verschweigen. Wir wollen nicht untersuchen, welche Gründe Berthold sich zu bilden wußte, um das Elende des Gedankens zu beschönigen, wir wollen auch glauben, daß der Jüngling oft den Dämon, der in seinem Geist sich nach und nach einzuschleichen gewußt, zu bannen sich bestrebt; der jugendliche Sinn, schneller, wenn es gilt, einen Gedanken zu erfassen und williger, als sich von ihm los zu sagen, wußte gewisse Regungen des Herzens zu übertäuben und fing an, Handlungen gut zu heißen, die Berthold früher an Andern verdammt hatte. Es darf uns nicht befremden, wenn der Jüngling wissen wollte, was sein Freund Emil zu dem Ganzen sagen würde, und zu dem Ende suchte er ihn am damaligen Samstage auf, nicht gerade, um ihn zum Vertrauten zu machen, sondern um seine Meinung zu hören, oder vielmehr ein billigendes Wort. Und hätte nicht Herr Asch mit seiner Dazwischenkunft das Vorhaben Hirschbergs vereitelt, wir glauben, daß dieser wieder auf den rechten Weg gekommen wäre. Aus Reb Asch's strengen, zurückstoßenden Worten aber, aus seinem damaligen Benehmen, wußte sich der Jüngling neue Gründe zu schaffen, seine Pläne zu rechtfertigen. —

Einige Tage, nachdem auch Emil von Herrn Asch unverschuldet verwiesen worden war, unser Freund der letzten Stütze sich beraubt sah, und nur Hindl ihm noch rathend und tröstend zur Seite stand, trat Herr Basch unerwartet mit einem zerrissenen Buche in Emils Zimmer. Unser Freund wußte sich über den sonderbaren Besuch nicht zu fassen, und ohne ein Wort der Bewillkommnung zu finden, ging er dem Gaste entgegen.

Das Buch, welches Herr Basch in der Hand hielt, schien offenbar ein Vorwand zu dem Besuche zu sein.

Können sie mir, lieber Nathan, sprach Herr Basch sogleich bei seinem Eintritte, nicht sagen, wo das Buch herausgekommen ist, in welcher Stadt, meine ich.

Emil nahm das alte, zerblätterte Buch in die Hand und wendete es nach allen Seiten. Plötzlich riß der Antiquar dasselbe unserm Freunde etwas unsanft aus der Hand und sagte: Was soll ich da lange mit ihnen hin und herreden? Hindl hat mir gesagt, daß Reb Asch sie aus dem Hause gejagt und ihnen nur Schaden thun will. Hab ich ihnen gesagt, was er ist? Jetzt, wenn sie aber nicht wollen, so reden sie nur frei heraus, frage ich sie noch einmal, ob sie bei mir sein wollen? Ist's ihnen recht, so ist's mir auch recht, und bereuen werden sie's nicht. Einem Andern, als ihnen, thu' ich die Ehre gar nicht an, daß ich zu ihm komme, der muß zu mir kommen. Weil ich sie aber immer, gleich von Anfang her, gern gehabt habe, nehm' ich's mit ihnen nicht so genau. Sie haben, wie ich ihnen schon einmal gesagt, Kost und Wohnung und Alles, was sie brauchen, bei mir, und auf etliche Gulden sehe ich auch nicht, wenn sie fleißig mit meinen Kindern sind. Wer sieht auf ein paar Gulden bei der heutigen Zeit?

Herr Basch hatte unserm erfreuten Emil keine Zeit gelassen, eine Erwiederung zu geben, ein Wort des Dankes zu sagen. Wer war nun froher, als Emil? Mit einem Male sah er sich geholfen aus allen Nöthen und Aengsten; er sah seine nächste Zukunft gesichert. Er wies natürlich das Anerbieten des Herrn Basch nicht zurück, sondern gab sogleich das Jawort, schon Nachmittags bei dem Buchhändler einzuziehen.

Emil hatte nun nichts Wichtigeres zu thun, als überall seinen Dank abzustatten, wo man ihm Kosttage gegeben, seine sieben Sachen zusammen zu räumen und in die Wohnung des Herrn Basch schaffen zu lassen. Mit Frau Hindl fand er sich dahin ab, daß er ihr versprach, die kleine Schuld, so sie an ihn zu fordern hatte, recht bald zu tilgen. Und Frau Hindl war damit recht zufrieden, denn fürs Erste war sie

Emil recht gut; sie war's auch, die Herrn Basch dazu bewegte, den Nathan zu besuchen, dann hatte sie — wie sie selbst sagte — auf die paar Gulden ja nicht „aufgezehrt."

Herr Asch aber konnte dem jungen Hirschberg seinen Fehltritt nicht verzeihen. Vielleicht hätte er seinen Groll beschwichtigt, wenn Berthold zu ihm gekommen wäre und ihn aufrichtig um Verzeihung gebeten hätte; da dies aber nicht geschah — Berthold dachte an nichts weniger als an Buße, und Emil fürchtete sich so sehr vor Reb Wolf, daß er ihm überall auswich — so beschloß Herr Asch seinem alten Freunde Hirschberg einen Brief zu schreiben, worin er ihm zeigen werde, was für einen Sohn er habe, und sich auch in Zukunft vor solchen Empfehlungen verwahren wolle. Solche Leute, wie Berthold, schrieb er, habe man genug in der Stadt, man brauche sie nicht erst vom Lande zu holen, und es wäre viel besser, sie möchten sich gleich taufen lassen, dann wüßte man wenigstens, was Christ und was Jude sei.

Dieser Brief, voll flammenden Zornes, machte auf die Familie Hirschberg den unangenehmsten Eindruck; der Vater lag gerade krank darnieder, wie er überhaupt seit einiger Zeit immer etwas kränklich war, und da er den Worten Asch's Glauben schenkte, stellte er sich die Sache noch ärger vor, als sie sich selbst der Schreiber gedacht und machte sich Vorwürfe, daß er dem Drängen seines Sohnes nachgegeben; es habe ihm immer geahnt, daß nichts Gutes dabei herauskomme, und jetzt zeige sich's deutlich, daß er sich nicht getäuscht. Er wünschte nur gesund zu sein, damit er den Berthold selbst nach Hause bringen könnte. Herz warf alle Schuld auf seine Mutter. Hätte er nicht bei Gojim gewohnt, sagte er beständig, so wäre er kein Goi geworden und du hast immer geglaubt, du seiest glücklich, wenn er etwas von seinem Kameraden geschrieben. Wäre er nur bei Emil geblieben! Warum schreibt Reb Asch nichts Arges von Emil? Ich habe immer geschworen, daß Emil ein braver Junge ist, das hast du aber nicht leiden

wollen, und du wirst's noch erleben, daß Berthold uns Alle verläugnet, uns vor dem Gesichte verläugnet, daß du seine Mutter, und der Vater sein Vater und ich sein Bruder bin.

An Widersprüchen von mütterlicher Seite fehlte es nicht, obschon Frau Hirschberg allmählich doch einsah, daß sie Manches zu dem Vorgefallenen beigetragen haben mochte, und wenn es früher in der Familie immer still hergegangen, denn Herz war — wir kennen ihn doch schon von früher — äußerst schweigsam, und Herr Hirschberg oft unwohl, so hörte man jetzt nicht selten lauten Zank und Hader.

Das Beste ist, sagte an einem dieser Tage der alte Hirschberg zu Herz, indem er sich in seinem Bette aufrichtete, das Beste ist, du fährst morgen nach der Stadt und nimmst ihn augenblicklich mit.

Er muß aber doch vorerst seine Prüfungen machen, versetzte Frau Hirschberg.

Ich brauch' keine Prüfungen, erwiederte Herr Hirschberg gereizt. Ich hab' mich lange genug von dir überreden lassen, jetzt will ich ein Mal ein Wort befehlen; ich hab' gesagt, er muß kommen, so muß er kommen, weiter ist's aus!

Und dabei blieb es auch. Herz reiste am zweitfolgenden Tage ab, und da man ihn am Samstage in der Synagoge vermißte, da munkelte man in der Gemeinde dies und jenes, aber auf das Wahre kam man nicht, denn diesmal machte Frau Hirschberg keine Besuche. Von ihrem Berthold hatte sie schon lange keinen Brief mehr gehabt, und das Schreiben Reb Asch's . .

VII.

Die Zeit des Examens rückte mit Riesenschritten heran, und wenn Berthold, wie schon gesagt, bisher keine große Lust gezeigt, das Versäumte nachzuholen, so hatte er jetzt allen ruhigen Sinn verloren, und Max war nicht der Gefährte, der dazu geeignet gewesen wäre, ihn aus seinen Träumereien zu

wecken, wurde er doch jetzt durch den hie und da noch erwachenden Fleiß und Eifer seines Freundes nicht gestört. Er ermangelte nicht, im Geheimen seine übrigen Freunde von dem Gedanken Bertholds zu verständigen und auch seinem Vater erzählte er die Veränderung, die in Hirschberg vorgehe. Herr Rosner zeigte aber keineswegs die billigende Theilnahme für seinen Freund, wie es Max erwartet hatte, nein, er schüttelte mißbilligend das Haupt und an einem Abende ließ er Berthold auf sein Zimmer rufen.

Setzen sie sich zu mir, sagte der Kaufherr in freundlichem Tone zu Berthold, als dieser, erstaunt über die seltsame Einladung, in das Zimmer eingetreten war.

Und als Berthold zögerte, der Aufforderung des alten Herrn, für den er immer eine tiefe Ehrfurcht hegte, nachzukommen, sprach dieser:

Setzen sie sich nur neben mich! wir haben einige Worte mit einander zu sprechen. Hirschberg nahm einen Sessel und that, wie es der Herr gewünscht.

Ich bemerke, hub Herr Rosner an, indem er seine Dose aus der Rocktasche hervorholte, ich bemerke, daß sie nicht mehr so sind, wie zur Zeit, als ich sie in mein Haus nahm.

Berthold hätte gern gefragt, warum? wenn er nicht die Antwort schon gleich auf der Zunge gehabt.

Ich erlaubte damals meinem Sohne, fuhr Rosner fort, sein Zimmer mit ihnen zu theilen, weil ich sie für einen wackern, strebsamen Menschen hielt und glaubte, daß sie wohlthätig auf meinen Sohn einwirken würden, der nicht so sehr viel Lust zeigt, seinen Eltern Freude zu machen.

Berthold schwieg noch immer.

Nun sehe ich aber, sprach der Kaufmann weiter, daß auch sie keinen Ernst, keinen Eifer für das Gute zeigen, und es schmerzt mich, ihnen sagen zu müssen, daß ich, so hoch sie früher in meinen Augen gestanden, nunmehr von ihnen wenig halte.

Berthold erkannte die Wahrheit dieser Worte und das Recht des Herrn; er wollte einige Entschuldigungen hervorstammeln.

Zudem, fügte Herr Rosner noch hinzu, habe ich von Max gehört, daß sie dem Gedanken nicht fern sind, ihre Religion zu verlassen.

Berthold machte ein bejahendes Zeichen und sprach ein leises Ja.

Sehen sie, sprach der Kaufmann immer in gleichem, ruhigen Tone fort, einen solchen Menschen müßte ich verabscheuen.

Berthold glaubte sich vom Blitze getroffen; er saß unruhig auf dem Stuhle und wünschte nur, aus dem Zimmer zu sein.

Jedenfalls, fuhr der alte Herr fort, ist es der reinste Leichtsinn von ihnen, einem solchen Gedanken nur Raum in ihrem Innern zu gestatten. Sie sind noch viel zu jung, um einzusehen, was das heißt, sich von seiner angestammten Religion loszusagen, zu der sich ihre Eltern bekennen, sie sind viel zu jung und unerfahren, um die schrecklichen Gefühle der Reue vorzuempfinden, denen sie vielleicht ein Mal erliegen müßten, wenn sie nicht verderbt genug sind, sich über Alles hinwegzusetzen, oder nicht stark genug, mit ihrem Verstande alle bitteren, furchtbaren Empfindungen zu bannen, von denen solche voreilige, unüberlegte Menschen in der Regel im Alter gequält und gepeinigt werden, sie sind viel zu jung, um zu prüfen, was ihnen frommt, und namentlich, wo es sich um eine so heilige Sache handelt. Sie glauben eher zu einem Ziele zu gelangen und auch zu einem höhern, wenn sie die jüdische Religion mit der christlichen vertauschen. Ich will ihnen hierin nicht ganz Unrecht geben, dies glauben sie aber, daß der junge Israelit, ist er nur eifrig im Guten und ausdauernd, sein Glück ebenso als Jude gründen kann, denn als Christ, und daß der tüchtige, wackere Mann, sei es früher

oder später, immer anerkannt wird. Nun habe ich über diesen Gegenstand genug gesprochen. Ich setze voraus, daß sie verständig genug sind, andern Sinnes zu werden, sonst schreibe ich selber an ihren Vater, um ihn rechtzeitig auf die Wege seines Sohnes aufmerksam zu machen. Wenn Max Etwas dazu beigetragen, in ihnen solche Gedanken heraufzubeschwören, so thäte es mir leid, nur hätten sie denken sollen, daß er aus demselben Holze geschnitzt ist, wie sie. Jetzt bitte ich sie aber noch, sobald es ihnen möglich ist, mein Haus zu verlassen. Sehen sie sich nach ordentlichen Leuten um, die ihnen gute Herberge geben können, am besten ist's wohl, wenn sie wieder zu ihren Glaubensgenossen ziehen. Und damit Gott befohlen. Sie können gehen!

Berthold fühlte sich zerschmettert, vernichtet. Ohne einen Laut hervorbringen zu können, entfernte er sich.

Als der junge Hirschberg seinen Freund sah und ihm das Gehörte mitgetheilt hatte, sagte dieser: Daraus mache dir gar nichts; du kennst doch den Alten, er kann vom Predigen einmal nicht lassen. Was übrigens den Laufpaß betrifft, den dir der Vater ertheilt, so tröste dich damit, daß ja bald Ferien sind, und du dann ohnedies nach Hause gereist wärest.

Die Ferien? O, wie unangenehm klang jetzt dieses sonst so süße Wort in den Ohren unseres Freundes. Ferien, — Prüfung, — und Alles, was damit zusammenhängt, — Berthold wußte gar keinen Ausweg, keinen ermuthigenden Gedanken aufzuspüren, dem Jüngling war unnennbar weh' ums Herz. . . .

Am folgenden Tage nahm er sich ein Quartier in einem der entlegensten, unansehnlichsten Stadttheile, er wollte weit weg sein von seinen Bekannten, und am selben Tage bezog er dasselbe.

Ungefähr acht Tage nach diesem Vorfalle war's — die Prüfungen hatten schon lange begonnen, und Emil hatte allabendlich Gelegenheit sich zu freuen — als Herz in der Residenz

anlangte. Sein erster Gang, noch am Abende seiner Ankunft, war zu seinem Bruder. Ohne den Reisestaub abzuschütteln, ohne irgend einige und nur die kleinste Aenderung mit seinem nicht sehr eleganten Anzuge vorzunehmen, begab er sich nach dem Hause des Kaufmanns Rosner, denn dahin lautete die Adresse seines Bruders. Im Vorhause traf er eine von Marens Schwestern, und als diese den Fremden mit einem Blicke ansah, der da sagen mochte: Was wollen sie? — sprach Herz:

Ich heiße Herz Hirschberg und bin der Bruder von Berthold Hirschberg.

Das Fräulein ließ Herz allein im Vorhause, in Gesellschaft des Leuchters, den sie auf den Tisch stellte und eilte kichernd in eines der angrenzenden Zimmer. Alsbald kam sie wieder und wies den Fremden in ein Gemach. Dort befand sich der Kaufmann.

Herz wiederholte seine Anmeldungsformel und wurde dann von Herrn Rosner freundlich begrüßt.

Wo ist mein Bruder? fragte nun Herz, der schon vor Ungeduld brannte, Berthold abzukanzeln.

Er wohnt nicht mehr bei uns, antwortete Rosner.

Da müßte ich auch Etwas davon wissen, erwiederte Herz verwundert, denn Berthold hat uns doch Alles geschrieben und nie uns angezeigt, daß er nicht mehr bei ihnen wohne.

Seien sie versichert, entgegnete der Kaufherr lächelnd, daß ich ihren Bruder nicht verläugnete. Daß sie von seinem Wohnungswechsel noch nicht verständigt sind, wundert mich nicht sehr, da derselbe erst vor etlichen Tagen stattgefunden.

Herr Rosner knüpfte nun an diese Bemerkung sogleich die Ursache, warum Berthold ausgezogen, und erzählte dem staunenden Herz Alles, was er zu erzählen wußte, und verschwieg auch nicht den geringsten Umstand.

Herz glaubte zu träumen. Er hatte das Schrecklichste vernommen. Jetzt kann ich mir Alles deuten, rief er, von

dem Sessel aufspringend, denken sie sich, er ist am heiligen Sabbath mit der brennenden Cigarre zu Reb Asch gekommen.

Herr Rosner kannte Reb Asch wohl nicht und legte vielleicht dem erwähnten Vorfalle nicht die große Bedeutung bei, doch begriff er die Stimmung des Bruders und sagte: Ja, das Vernünftigste, was sie thun, ist eben, daß sie ihren Bruder augenblicklich aus seiner gegenwärtigen Lage reißen und ihn in ihre Heimath, in das elterliche Haus zurückführen, wo er ——

Wo wohnt er aber? fiel Herz Herrn Rosner ins Wort.

Das weiß ich eben nicht, antwortete der Kaufmann, und auch mein Sohn wird ihnen darüber keine Auskunft geben können, denn er sah ihn seit dem Tage nicht mehr, wo er unser Haus verlassen.

Herz dachte in diesem Augenblicke an Emil. Der wird mich schon zu ihm führen, sagte er zu sich selbst. Hastig griff er nach seinem Hute und sagte: Ich danke ihnen, Herr Rosner, wenn sie ein Mal nach Feldheim kommen, so will ich ihnen auch gefällig sein. Und schnell war er aus dem Zimmer.

Emil war gerade mit dem Unterrichte seiner Zöglinge beschäftigt, als Herz ins Zimmer trat. Die Prüfungen, die unser Nathan jetzt abzulegen hatte, brachten nicht die geringste Aenderung in seinem Leben hervor, weil er eben das ganze Jahr hindurch in seinem Eifer für die Studien nicht erkaltet war und in seinem Fleiße nicht nachgelassen hatte, und der Jüngling konnte mit Zuversicht auf das beste Zeugniß hoffen.

Emil war nicht wenig erstaunt, als er Herz eintreten sah.

Wo ist Berthold? fragte Herz, nachdem er kaum einen guten Abend gewünscht hatte. Basch, der gerade vom „Gewölb" nach Hause gekommen war, wollte von dem Sofa aufspringen, um den „Grobian hinauszuwerfen," — so hatte er sich später geäußert, — als er aber sah, daß es ein Bekannter Emils sei, gebot er seinem Innern Ruhe und blieb liegen.

Wo ist mein Bruder? fragte Herz noch ein Mal, als Emil nicht schnell genug geantwortet hatte.

Ich weiß nicht, erwiederte Emil betroffen.

Alle Welt weiß nicht, wo Berthold ist! rief Herz. Ist ihm vielleicht ein Unglück zugestoßen? Und der junge Mann wurde einen Augenblick lang nachdenklich und traurig.

An Emil war's jetzt, Herz zu erzählen, wie es gekommen, daß sich Berthold von ihm getrennt. Ich habe mir's immer gedacht, aber die Mutter hat mich immer überschrieen, wenn ich ein Wort hab' verlauten lassen, und zuletzt habe ich mir eingebildet, das Beste ist schweigen.

Morgen in aller Früh' mußt du mir ihn suchen helfen, sagte wiederum Herz zu Nathan nach einem peinlichen Stillschweigen, du bist bekannt in der Stadt.

So lange ich kann, recht gern, erwiederte Emil.

Es läßt sich denken, wie Herz in der damaligen Nacht zu Muthe war. Die widersprechendsten Gefühle wechselten in seinem Innern. Bald grollte er seinem Bruder aufs Heftigste und konnte ihm das nicht verzeihen, was er schon früher gewußt und heute aus dem Munde Rosners erfahren, bald beunruhigte ihn der Gedanke, daß Berthold ein Uebel begegnet sein könne.

Mit dem frühesten Morgen stand er auf und begab sich zu Emil. Und nun ging's auf die Wanderung durch alle Straßen. Emil fragte jeden seiner Mitschüler, ob denn er nicht wisse, wo der Hirschberg wohne, aber keiner von ihnen wußte Bescheid zu geben. Eine Stunde verging um die andere, und noch waren die Suchenden auf keine Spur Bertholds gekommen, es wurde 9 Uhr, 10 Uhr, Mittag, und müde, matt, voll Zorn und Unruhe gingen Herz und Emil in das Gasthaus, wo Ersterer beherbergt war. Dort fand Herz einen Brief — er hatte zu Hause angegeben, wo er in der Residenz logiren werde, damit man doch wisse, wohin man sich nöthigenfalls zu wenden habe, wenn während seiner Abwesenheit Etwas zu Hause vorkomme. — In dem Schreiben wurde Herz von seiner Mutter gebeten, ja so schnell wie möglich mit Berthold nach Hause zu reisen, denn der Zustand des Vaters habe sich noch in derselben Nacht, wo er abgereist, sehr verschlimmert und er — der Vater — habe nur den Wunsch, seine Kinder zu sehen.

Herz befand sich in der fürchterlichsten Lage. So schroff er auch in seinem Benehmen war, so abstoßend er dem Frem-

den den ersten Augenblick erschien, Herz hatte ein edles Gemüth, er liebte seine Eltern aufs innigste, und die traurige Nachricht, die ihm durch das Schreiben seiner Mutter wurde, versetzte ihn in die peinlichste Angst und Beklemmung. Er hatte jetzt nur den einen Gedanken, den Gedanken an den vielleicht sterbenden Vater im Sinne und nichts Eiligeres, nichts Wichtigeres zu thun, als nach Hause zu reisen. Emil begleitete ihn bis an den Wagen, und beim Abschiede sagte Herz: Ich bitte dich, suche Berthold auf, ich bitte dich, guter Emil, sage ihm, daß er gleich auf der Stelle nach Hause kommen soll, zeige ihm den Brief, sage ihm aber nicht, daß ich ihn habe abholen wollen. Vielleicht hat er nicht Geld genug zur Reise, hier hast du, gieb ihm. Und Herz öffnete seine Brieftasche, nahm ein Packet Bankscheine aus derselben und händigte sie Emil ein. Wenn auch du mit ihm reisen willst, fügte er hinzu, es ist genug für euch beide. Ich bitte dich, suche ihn auf, thu's meinem Vater zu Lieb'.

Und bald befand sich Herz auf dem Wege nach der Heimath.

Schluß.

Berthold saß in seinem verborgenen Zimmerchen in dem entlegenen Stadtheile. Er hatte eine fürchterliche Woche durchgelebt. Mit einem Male lüftete sich der Schleier vor seinen Augen, und mit bitterer Reue blickte er auf das vergangene Jahr zurück, denn er sah ein, daß er die schöne Zeit vergeudet. Wie viel Kämpfe hatte es zu Hause gekostet, bis er es durchgesetzt, in die weite Fremde zu gehen! Mit Beschämung erinnerte er sich an Emil, denn so sehr er diesen hintangesetzt, jetzt fühlte er eine gewisse Scheu und Achtung vor dem vernachlässigten Freunde, ein Gefühl, welches die Rechtlichkeit und feste Ausdauer immer auf uns unwillkührlich ausübt. Wenn er aber sich die Worte Rosners ins Gedächtniß zurückrief — und diese Worte hatten sich tief in das Innere des Jünglings eingeprägt, sie ließen sich nicht mehr herausätzen — wenn er sich die ernste, strenge aber biedere Miene des Kaufherrn vergegenwärtigte, dann, o dann war er zerknirscht. Er weinte und schluchzte und traute sich nicht, das Auge emporzurichten, denn obschon er sich allein wußte, fürchtete er doch, seinen innern Zustand zu verrathen. — Und

gerade an diesem Tage, als Herz in der Residenz war und ihn suchte, gerade an diesem Tage ward ihm so schwer zu Muthe, wie nie. Einige Male faßte er den Entschluß, zu Emil zu gehen, sich ihm wieder anzuschließen und ihm all' sein Leid anzuvertrauen. Davon versprach sich das belastete Herz Erleichterung — aber der Stolz, der sich noch immer bäumte und sein Recht zu behaupten suchte, wußte solche Gedanken bisher immer zurückzudrängen. Doch der Stolz mußte unterliegen, es drängte und drängte den Jüngling mit einer unbesiegbaren Allgewalt, träumerisch begab er sich nach der alten Wohnung. Es war schon später Abend.

Gott, wie sehen sie aus! rief Hindl, als sie Berthold erblickte. Was ist ihnen geschehen? Berthold beantwortete diese Frage nicht. Er frug nach Emil.

Der ist Hauslehrer bei Basch's, erklärte Hindl mit einem gewissen Stolze in Wort und Miene.

Hauslehrer? sagte Berthold zu sich selber, indem er wieder die steile Treppe hinabging.

Emil war auf seinem kleinen Zimmerchen, als Berthold eintrat, und konnte sich vor Freude kaum fassen, als der Ersehnte so unerwartet sich blicken ließ. Er wollte Berthold augenblicklich von der Anwesenheit des Bruders und von dem Briefe verständigen, allein der Freund ließ ihn nicht zu Worten kommen. Nachdem er seine Hand warm gedrückt hatte, sagte er: Emil, wir reisen nach Hause.

Emil blickte den jungen Hirschberg befremdet an. Sollte er schon wissen? dachte er bei sich selbst.

Ja, ja, fuhr Berthold lächelnd fort, wir reisen mit einander nach Hause und das schon morgen.

Ich habe morgen noch meine letzte Prüfung zu machen, erwiederte Emil.

Berthold fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Prüfung? sagte er, ach, ja Prüfung, — so reise ich allein.

Emil glaubte jetzt sicher und fest, daß der Freund schon von den Vorgängen in der Heimath wisse.

Er gab ihm den Brief und erzählte von Herz, verschwieg aber aus Zartgefühl die Ursache, die eigentlich den Bruder nach der Residenz geführt.

Als Berthold den Brief gelesen hatte, brach er in Thränen aus und ergriff des Freundes Rechte: O, Emil, du mußt,

du mußt mit mir fahren, ich kann nicht allein, ich bitte dich, reise mit mir, und nie will ich dir es vergessen.

Was blieb übrig?

Emil eilte des andern Tages zu seinen Lehrern, um sie zu bitten, an diesem Vormittage noch die letzte Prüfung ablegen zu dürfen, weil er nach Hause müsse. Diese letzte Prüfung wurde ihm geschenkt. Ich glaube es ihnen, sagte der Professor, daß sie ihrer Sache gewiß sind. Reisen sie nur, wenn sie zurückkommen, können sie ihr Zeugniß in Empfang nehmen.

Emil bat noch den Rektor — ohne daß es sein Freund wußte — daß Berthold nach den Ferien das Examen machen dürfe. Da ging es etwas schwerer her, doch Emil ließ nicht nach, bis er seine Bitte gewährt sah, und frohen Herzens eilte er zu seinem Freunde, um ihm den glücklichen Erfolg seines Ganges mitzutheilen.

Herrn Basch glaubte Emil dadurch abzufinden, daß er ihm versprach, nur 14 Tage zu Hause zu bleiben und dann wieder zu kommen.

Bleiben sie nur, so lange sie wollen, sprach der gute Antiquar. Ihrer Mutter wird die Zeit ohnedies zu kurz sein. Sie wird sich nicht satt an ihnen sehen, nur dann stellen sie sich wieder bei mir ein.

Somit war Alles abgethan, und Berthold und Emil reisten in die Heimath. Wie ganz verschieden sah es aber in dem Innern der beiden Jünglinge aus!

Emil malte sich im Geiste die Freude der Mutter aus, er konnte den Augenblick nicht erwarten, wo er in ihr treues Auge blicken werde, die Lokomotive ging zu langsam, der Weg kam ihm unendlich lang vor; dem Freunde aber bangte vor der Stunde des Wiedersehens mit den Seinigen. Getheilt zwischen der Angst um den kranken Vater und der Unruhe, die ihm das Gewissen verursachte, wünschte er einmal, daß die Reise recht lange dauere, dann wieder, daß er in diesem Augenblicke noch die Hand des leidenden Vaters drücken könne.

Und als die Jünglinge sich dem Heimathsorte näherten, saßen sie ein Jeder schweigend im Wagen. So wie das Heimweh ein unbeschreiblich trauriges Gefühl ist, so unnennbar süß und wohlthuend ist die Empfindung bei der Wiederkehr in einen lieben Ort. Da hat jeder Stein ein besonderes Interesse für uns, an jede Stelle knüpft sich eine liebe

Erinnerung. Wir wundern uns, daß so Vieles gleich geblieben ist, während wir uns doch so sehr verändert, und wir freuen uns mit dieser Veränderung oder wir zucken davor zusammen.

Durch die Fenster in Hirschbergs Hause schimmerte ein trübes Licht. Berthold eilte zu den Seinigen. Der Vater lebte noch, und unser Freund war glücklich. . . .

Die Lebensgeister schienen in Hirschberg wieder zu erwachen, seit er seinen Sohn wieder um sich sah, und am ersten Abende schon mußte Berthold lange bei dem Vater sitzen und ihm Alles wortgetreu erzählen, was ihm, dem Vater, so viel Kummer gemacht. Herz schien schon vergessen zu haben. Er hielt zwar dem Bruder eine ernste Rede, rauh in ihrer Form, aber gut gemeint, herzlich gut.

Und Frau Nathan? Wer war glücklicher, als sie? Wer war froher und zufriedener, als Emil?

Während der Ferien suchte nun Berthold das Versäumte nachzuholen, denn er wollte ja zu Anfange des Schuljahres die Prüfung ablegen. Der alte Hirschberg wollte zwar Nichts mehr vom Studiren wissen, am Ende ließ er sich aber doch erweichen und sonderbarer Weise war es Herz, der dem Vater zu jener Einwilligung zuredete. Jetzt werden sie nicht mehr auseinander gehen, die Beiden, sagte er, dafür stehe ich gut, und wenn Berthold nur um Emil ist, so bleibt er gewiß brav.

Und sie trennten sich auch in der That nicht mehr, die Freunde. Emil behauptete seinen Posten bei Herrn Basch, und Berthold wohnte wieder bei Frau Hindl, und allabendlich kamen die Jünglinge zusammen, um sich gegenseitig Rechenschaft zu geben von dem, was sie den Tag hindurch gearbeitet und erlebt hatten.

Und die Prophezeihung, daß die Feldheimer noch stolz auf die Studenten sein würden, ging in soweit in Erfüllung, als Hirschberg und Nathan tüchtige Männer wurden, in der Folge wichtige Aemter in der Residenz bekleideten und bei ihren Glaubensgenossen sowohl als bei Christen in hohem Ansehen standen.

Israelitische Volks-Bibliothek.

V.

Deutsch-Amerikanische

Skizzen

für

jüdische

Auswanderer und Nichtauswanderer.

Leipzig,
Oskar Leiner.
1857.

Erste Abtheilung.

Ueberfahrt.

—e—

1. Die Abreise. 2. Der junge Mecklenburger.

Der Schleppdampfer, der das Auswandererschiff aus dem Hafen von Hamburg die Elbe entlang bugsiren sollte, war angelangt und nun hieß es Abschied nehmen.

Ein Boot nach dem andern entfernte sich vom Schiffe, jetzt wartete nur noch das letzte, in dem der Rheder und seine Leute schon waren, auf einen ältlichen Herrn, der mit einem ganz jungen Manne und dem Kapitän an der Schiffsleiter stand. Der ältliche Herr, ein Gutsbesitzer aus dem Mecklenburgschen, — dessen neben ihm stehender Sohn auf diesem Schiffe die Reise nach Amerika mit machen sollte — übergab noch dem Kapitän ein ziemliches Sümmchen, das, wie ich später erfuhr, dazu dienen sollte, den Durst des jungen Mannes auf der Ueberfahrt mit Porter und Wein zu löschen, küßte den Sohn und stieg schnell ins Boot, das sofort dem Lande zusteuerte. Die Brücke wurde ins Schiff gehoben, die Anker gelichtet, und der Dampfer setzte sich in Bewegung. Der Lärm verlor sich immer mehr, je weiter wir uns vom Lande entfernten. Die auf dem Verdeck stehenden, Kopf an Kopf gedrängten Auswanderer blickten ernst und bewegt nach dem Ufer hin; mancher noch Hut und Tuch schwingend, bis die heranbrechende Dunkelheit auch diesem Verkehr ein Ende machte.

Es war eine herrliche lauwarme Sommernacht, und der tiefblaue Himmel mit seinen immer mehr aufleuchtenden Sternen strahlte aus dem Wasser wieder.

Ich, der ich erst vor wenigen Tagen nach der Hafenstadt,

um mich einzuschiffen, gekommen war, hatte da weder Bekannte zu begrüßen, noch Abschied zu nehmen, und mich daher, sobald nur meine Sachen untergebracht waren, hinauf aufs Oberdeck — über der Kajüte, begeben.

Nur leise berührte da in der Einsamkeit das Rauschen des Wassers, und das Gemurmel der Menge unter mir mein Ohr, und ich konnte mich in ernste tiefe Erinnerungen versenken. Nochmals führte mir die Zauberin Fantasie die Gräber der theuern Eltern, den ziemlich schon zusammen geschmolzenen Kreis von werthen Verwandten und Freunden vor, und nur mit Mühe konnte ich mich dem schmerzlich-süßen Träumen entringen, um meinen Blick nach der Wirklichkeit und Gegenwart zu richten. Wie wird uns die neue Welt aufnehmen? Werden wir Alle dort ein neues Vaterland finden, oder vielleicht mancher nach langer Wanderung wieder das alte aufsuchen? — Durch solche Fragen wurde wieder der Gedanke in mir rege, wie viele von den Auswanderern mögen alle Brücken hinter sich abgebrochen und sich jede Möglichkeit zur Rückkehr abgeschnitten haben! —

Nur wenige Stunden vor unsrer Abfahrt war ein eben mit dem Schnellzuge erst angelangtes Ehepaar direkt von der Eisenbahn auf unser vollbemanntes Schiff gekommen, und hatte, nach langer Unterhandlung mit dem Rheder und Kapitän, noch Unterkommen erlangt. Freilich war nur noch für die Dame Platz in der ersten Kajüte; der Mann mußte ins Zwischendeck. Dem schien aber grade besonders daran zu liegen, nur so schnell wie möglich fortzukommen, und so war er mit Allem zufrieden.

Unwillkürlich mußte ich mich nach der Ursache, die mich zum Auswandern veranlaßt, fragen, und mit dem Ministerial-Passe in meiner Brieftasche beruhigen, der mir und nöthigenfalls auch andern die Gewißheit verschaffte, wie ich weder Schulden noch andrer Verge-ungen halber inkognito die Reise nach Amerika unternehme.

Wieder ließ ich die Vergangenheit vor mir vorbei rollen und freuete mich wahrhaft, nirgends auf Personen oder Plätze zu stoßen, die ich bei einer etwaigen Wiederkehr zu scheuen hätte. Tauchten auch vor meiner Erinnerung Manche auf, die mir verschuldet waren, oder vieles gegen mich verschuldet hatten; ich dachte ihrer ohne Haß und ohne Zorn: das atlantische Meer sollte der Lethestrom des ewigen Vergessens sein. —

Unter mir auf dem Verdeck war es wieder laut geworden, der junge Mecklenburger hatte in treuer Erfüllung seiner Kindespflicht zeitlich genug die von seinem Vater für ihn zurückgelassenen Thaler im strengsten Sinne des Wortes, in Porter, Wein und Rum, flüssig zu machen begonnen. Vielleicht auch, daß er sein Vergessen aus einer andern Quelle holen, und den Schmerz der Trennung von seinen Lieben und seinem Vaterlande darin versenken wollte; dies gelang ihm denn vollkommen. Schicksals-, Gesinnungs- und Trinkgenossen waren bald gefunden, und Gläserklang, Pereats und Vivats tönten zu mir herauf, oft von lärmendem Gesang, Lachen und Fluchen unterbrochen.

Die Zwischendeckler hatten sich weiter vorn niedergelassen. Auch aus ihrer Mitte hörte man ein tönendes Gesumme von verschiedenen Liedern und Harmonika Begleitung; endlich schien sich die Menge nach zwei Seiten hin sowohl getheilt wie geeinigt zu haben und die Melodien der Lieder: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn" — und: „Das Schiff streicht durch die Wellen" — waren nur noch allein zu vernehmen. Ich weiß nicht, durch welche Ideenverbindung mir die, damals von Hanibal Fischer noch nicht veräußerte deutsche Flotte und damit eine Forderung von einem Silbergroschen, die ich auch dabei hatte, einfiel, und ich plötzlich, trotz der ernsten Scheidestunde, laut auflachen mußte.

Um nicht des Leichtsinnes geziehen zu werden, will ich meinen, wie ich hoffe, freundlichen Lesern, die Veranlassung zu diesem Guthaben und zugleich zu meinem Lachen ausführlich mittheilen.

Den 31. Januar 1850 hatte ich die Ehre mit noch etwa

zwanzig Personen als Wahlmann des II. Wahlbezirks im Rathhaussaale zu . . . bei der Abgeordneten-Wahl für das Volkshaus mit zu wählen.

Vor Beginn unsrer eigentlichen Amtsthätigkeit erhob sich der Vorsitzende, ein angesehener und vermögender Beamter, und verlas mit vieler Salbung ein gedrucktes Cirkular, in dem in feuriger, beredter Sprache zu freiwilligen Beiträgen für die deutsche Flotte aufgefordert wurde.

Er fügte, nach beendigter Vorlesung noch einige Worte hinzu und legte dann seinen Beitrag: fünf Reichsthaler Cassen-Anweisung vor sich hin, den Gaben der Uebrigen erwartungsvoll entgegensehend.

Ein Blick auf meine Genossen verrieth mir die Verlegenheit der Meisten. In der That war es kein kleines Dilemma: entweder über seine Verhältnisse aus falscher Schaam da zu geben, wo man durch Theuerung, Krankheit und andre Kalamitäten ohne dies über alle Maaßen in Anspruch genommen war, oder gegen die reiche Gabe des Präsidirenden gar zu sehr zurück zu bleiben.

Natürliches Mitleid bewog mich dies offen, nachdem ich mit gebührendem Dank den bereits gegebenen bedeutenden Beitrag anerkannt, auszusprechen, und die gewöhnlich übliche Weise des Einsammelns mit dem Hute, anzuempfehlen. Mein mehr menschenfreundlicher wie patriotischer Vorschlag wurde mit fast allgemeinem Beifall angenommen und von dem jüngsten Wahlmann sofort sein Hut ergriffen, die Runde zum Einsammeln zu machen.

Um jedoch von mir den Verdacht fern zu halten, daß ich hierbei mehr für mich wie für das allgemeine Beste gesprochen und die Absicht hätte, bei den reicheren Gaben der Anderen meine geringe zu verstecken; — zeigte ich meinen, wie mir schien zu diesem Zwecke vollkommen ausreichenden Beitrag: einen schönen neuen Silbergroschen, bevor ich ihn in den Hut warf.

Das Ergebniß der Sammlung belief sich, nachdem der Inhalt des Hutes vor dem Vorsitzenden ausgeschüttet wurde —

inclusive meines Silbergroschens — auf sechs und einen halben Silbergroschen in drei Münzen, nämlich: ein ganzes Sechstelstück, ein Silbergroschen, und ein halber Silbergroschen.

Man braucht sich nur die verblüfften, ärgerlichen und getäuschten Gesichter auszumalen, um mein mehrmaliges, helles Auflachen bei dieser Erinnerung gerechtfertigt zu finden. —

Ein Apfel, der hart bei mir niederfiel, brachte mich wieder zu mir und zur Gegenwart zurück.

„Halloh! — schrieen Stimmen, die schon ziemliche Trunkenheit verriethen, zu mir herauf — „Wer lacht denn da oben so flott? Vernünftiger wäre es wohl zu uns herunter zu kommen. Wir trinken ganz gemüthlich zusammen, und da muß der Lacher auch herbei.“ —

„Heute, meine Herren — war meine Antwort — lassen Sie den Flotten-Lacher allein. Da ich weder trinken noch lachen kann, so dürfte ich in Ihrem munteren Kreis nur stören.“

„Aber zum Teufel! Sie haben ja eben erst laut gelacht?“

„Das, meine Herren, war ein ganz andres Lachen. Sie wissen, der Mensch muß oft vor Lachen weinen; warum soll man nicht auch vor Weinen lachen?“ —

„Paperlapap! Man untersteht sich wohl gar uns auszulachen? Herunter! Vorwärts! Marsch! — — Was? man kommt noch nicht? Das ist Insubordination, auf Ehre! — Vorwärts, Kameraden! wir wollen die Festung stürmen. Nicht umsonst bin ich Feldwebel gewesen. Mecklenburger, Bruderherz; den Proviant nicht vernachlässigt, wir nehmen die Flaschen mit.“

Ein schwerfälliges Klettern auf der Strickleiter ließ sich wahrnehmen, das aber plötzlich durch ein gewaltiges Poltern, Schreien, Stöhnen und Klingen von zerbrochenen Gläsern und Flaschen unterbrochen wurde. Der stürmende Feldwebel war hinunter und auf seine, mit dem Proviant nachziehenden Gefährten gefallen. „Ihr oben, — schrie er — ich glaube wahrhaftig, Ihr seid es nicht werth, mit ordentlichen Leuten zusammen zu trinken?“ —

„Ich glaube es selbst, meine Herren, und bin Ihnen daher zu Dank verbunden, wenn Sie sich erst nicht heraufbemühen."

„O nein! wir kommen, doch vorwärts!" kommandirte wieder der Feldwebel. — Der durch den Lärm herbeigezogne Kapitän brachte die Leutchen endlich zur Ruhe, und sie taumelten in ihre Cojen. Lange nach Mitternacht erst suchte ich auch mein Lager auf. — Am anderen Morgen waren der Mecklenburger und Konsorten, gar sehr blaß und kleinlaut: sie hatten die Seekrankheit bereits durch gewaltigen Katzenjammer anticipirt. —

Es ist keineswegs meine Absicht, biographische Skizzen sämmtlicher Auswandrer auf unsrem Schiffe — wir waren nahe an dreihundert — zu geben; wiewohl man auf einer Seefahrt von mehr wie sechs Wochen jeden Einzelnen kennen lernt, und jeder Auswandrer seine Person und seine Schicksale für wichtig genug hält, um sich des Breiteren darüber auszulassen. Dagegen halte ich es für angemessen, eine Reihe von Personen vorzuführen, die gewissermaßen Einblicke in die Verschiedenheiten zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten, besonders aber in Betreff der Eingangs erwähnten Absicht, gewähren. So muß ich von dem Mecklenburger hier nur noch mittheilen, daß er nicht blos die von seinem Vater eigens zu diesem Zwecke niedergelegte Summe während der Fahrt richtig vertrunken, sondern noch außerdem bei der Landung eine kleine Rechnung für diverse Flüssigkeiten zu berichtigen hatte. — Darauf kleidete er sich ziemlich abenteuerlich an; namentlich sollte ihm ein brauner, breitkrämpiger Hut mit Feder, den er in Hamburg deshalb noch gekauft, einen gewissen Respekt in den Augen der Amerikaner verschaffen; — steckte eine mit Empfehlungen reich und auch mit einem Wechsel versehene Brieftasche ein, und stieg ans Land.

Schon nach einigen Tagen war er, der bis jetzt immer das große Wort geführt, ziemlich kleinlaut, schimpfte nur noch auf Empfehlungen und auf Yankees gewordene Deutsche, und

ging zu der **deutschen** Gesellschaft für die Auswanderer wegen eines Unterkommens. Hier wurden ihm einige Dollars abgenommen, und ihm in Bälde eine Inspektorstelle auf einer bedeutenden Farm — er war Oekonom, wiewohl bis jetzt kein sehr ökonomischer — in Aussicht gestellt. Nachdem er eine Zeit lang, aber vergebens hierauf gewartet, jetzt aber wirklich sehr eingeschränkt und wirthschaftlich gelebt hatte, entschloß er sich, als Arbeiter bei einem deutschen Farmer einzutreten. Dieser, selbst erst einige Jahre in Amerika, führte einen Namen, der von früher aus der zweiten Kammer eines bedeutenden deutschen Staates ziemlich bekannt war.

Die früher oft ausgesprochenen Ansichten über Volksbeglückung hinderten den ehemaligen Volksvertreter aber nicht, den der Verhältnisse unkundigen Landsmann für vier Dollars monatlich bei freier Station zu engagiren, wo der Amerikaner oft noch mehr wie das Dreifache zahlt.

Einmal nur noch traf ich seitdem wieder mit dem Mecklenburger zusammen, der aber gar sehr reducirt aussah. Er war wieder von dem Farmer abgegangen; Behandlung und Kost und die ganze Wirthschaft wären — wie er mir sagte — zu schlecht gewesen. — „Aber für so niederträchtig hätte ich — fuhr er fort — den Menschen doch nicht gehalten! — Denken Sie sich, bei Auszahlung meines Lohnes hat er mir eine falsche Dollarbill — Schein — gegeben, die er jetzt nicht wiedernehmen will!" —

Den Mecklenburger habe ich nicht wieder gesehen und weiß nicht, ob er weiter ins Land oder wieder zurück nach Europa gegangen sein mag. Geld hatte er noch, da er zum Glück auf Anrathen eines ehrlichen Bekannten seinen Wechsel noch nicht erhoben hatte.

Dem Farmer aber, der mit zu den über Amerika schreibenden Deutschen gehört, gelang es nach einiger Zeit im Vereine mit einer ganzen Gesellschaft, seine zwar sehr romantische, aber schlecht situirte und sterile Farm in Baulots —

Bauplätze — auszulegen, die zumeist an, der Verhältnisse unkundige Deutsche zu enormen Preisen verkauft werden. Er nahm wieder eine schon früher innegehabte Stellung als Mitarbeiter und Redakteur bei einer der bekanntesten deutsch-amerikanischen Zeitungen an, und mit Hilfe dieses Blattes und seiner Collegen gelang die weniger ehren-, wie vortheilhafte Spekulation vollkommen.

---

3. Alt-Lutheraner.

Zwei Familien Alt-Lutheraner aus Schlesien waren auch auf dem Schiffe. Die eine aus eilf erwachsenen Personen — ein Vater, ein wahrer Patriarch, und zehn Kinder — bestehend, schien sehr wohlhabend; die andre: ein Ehepaar und vier Kinder verschiedenen Alters, dagegen ärmlich und in einer gewißen Abhängigkeit von der erstern zu sein. Wir wurden bald bekannt, und der Patriarch äußerte eines Tages: „Es wundert mich sehr, daß ihre Glaubensgenossen aus Schlesien nicht in größerer Anzahl nach Amerika gehen. Ich kann es Ihnen schwarz auf weiß zeigen, schon im Jahre 1848 sind sie aufmerksam gemacht worden, und es ist ziemlich Alles so gekommen, wie es hier steht. „Da sehen Sie selbst!" — Er öffnete ein Buch, das er früher gelesen; es war eine Zeitschrift: Der Rosenberg-Creutzburger Telegraph von 1848; und in No. 81 vom 28. November 1848 endete ein größrer Artikel in der That mit folgenden Worten: „Gewöhnet — Ihr Glaubens- und Schicksalsgenossen — den Blick nach dem fernen Westen hin, und macht Euch mit dem Gedanken einer allgemeinen Auswandrung vertraut. Im freien Amerika scheint auch uns die Sonne der Freiheit!" —

Ich antwortete den Umständen gemäß, wie Manche häufig aus Gewohnheit in Verhältnissen verharren, die Andere unerträglich finden, und wieder Manche aus Veränderungslust aus

günstiger Stellung scheiden; — und ergriff dabei die Gelegenheit, ihn nach dem Grund zu fragen, der ihn, bei seinem vorgerückten Alter und bei seiner Wohlhabenheit, mit der zahlreichen Familie zum Auswandern bewogen.

Anfangs wollte er Religions-Verfolgung vorgeben; auf mein Entgegnen jedoch, daß dieß wohl früher der Fall gewesen, seit langen Jahren aber gegen Alt-Lutheraner aufgehöret habe, fuhr er heraus: Na, ich muß schon die Wahrheit sagen: die Schande hat mich fort getrieben. Einen Sohn, meinen armen Hannes, habe ich noch zurück lassen müssen; er sitzt im Zuchthause. Das hat meiner braven Alten auch das Leben gekostet, und mir keine Ruhe mehr zu Hause gelassen. Wenn man so über sechzig Jahr immer ein ehrlicher Mann gewesen, will man sich dann nicht von jedem Lump halb mitleidig und halb spöttisch ansehen, und hinterher noch nachwispern lassen, besonders wenn man sich ohne Schuld weiß. — Ich und meine Alte, wir hatten's uns wahrhaftig angelegen sein lassen, unsre Kinder in Gottesfurcht und Thätigkeit zu erziehen. Sie können's hier bei den sechs Buben und vier Mädeln sehen; alle sind brave Menschen und gute Kinder. Und mein Hannes! der war schier der beste und bravste von Allen! Was hat der zusammen gearbeitet! Da haben sie ihn zu den Soldaten genommen, und wie er das erste Mal auf Urlaub nach Hause kam, da sah ich wohl, es war mein guter alter Hannes nicht mehr. Er ging in Kretscham, trank da Bier und Schnaps und fing Händel an. Ich wurde wild, meine Alte weinte, der Junge gelobte Besserung, und half auch wirklich während der Erntezeit fleißig bei der Arbeit mit, wie früher. Als der Urlaub aber abgelaufen war, und er zu seiner Garnison zurückkehren mußte, gab ich ihm beim Abschiede wohl gute Ermahnungen, aber kein Geld; zum Verlüdern braucht er keins. Er versprach wohl alles Gute und ging fort. Nach kurzer Zeit aber bekam ich vom Regimente einen großen Brief, da stand die ganze saubere Einbe-

scherung, leider Gottes! Der Hannes wäre unehrlich gewesen und sei deshalb ausgestoßen und zum Zuchthaus verurtheilt worden. — Ach, das war ein großes Unglück! — Meiner Alten hats das Herz gebrochen. Hinterher kam auch von Hannes ein Schreiben, worin er eingestand, daß er, um Schulden zu bezahlen, in der Trunkenheit von den Sachen seines Kameraden genommen und verkauft habe. — Da litt es mich nicht länger zu Hause. Von vielen Freunden Alt-Lutheraner, die vor langen Jahren nach Amerika gezogen waren, wußte ich, daß es ihnen in der neuen Heimath wohl ergehe; ein Käufer auf meine Wirthschaft war bald gefunden, und so ziehe ich jetzt mit meinen Kindern nach Wisconsin. —

„Und Hannes?" fragte ich.

„Dem armen Jungen habe ich eine Adresse zurück gelassen, wo er mich in Amerika erfragen kann. Kommt er, wenn er frei wird, nach, und will ein ordentlicher Mensch sein; dann soll er auch wieder in mir den Vater finden. Zu Hause aber konnte ich für ihn nichts mehr thun." —

Zu meinem Bedauern muß ich von diesem, dem Anscheine nach religiösen und gutmüthigen Manne der Wahrheit gemäß berichten, daß er bei der Ankunft in Amerika von seinem ärmeren Landsmann, dem er in Hamburg noch einige Thaler zum Passagegeld geliehen hatte, ein Gebette Betten fast mit Gewalt nahm und in Unfrieden schied. Er ging ohne Aufenthalt mit seinen Angehörigen nach Wisconsin, und habe ich nichts mehr von ihnen vernommen. Den anderen Alt-Lutheraner, der mit Frau und Familie in der Hafenstadt zurückbleiben mußte, habe ich später noch oft und in immer besseren Verhältnissen gesehen. Kaum nach einem Jahre hatten sie so viel gesammelt, daß sie den in Europa zurückgebliebenen ältesten Sohn, einen Maurer, nachkommen lassen konnten.

Derselbe hatte früher seine Ersparnisse zur Ueberfahrt der Eltern und Geschwister hergegeben, und trägt jetzt mit dazu

bei, den Wohlstand der höchst achtbaren Leute, die nun ganz glücklich und zufrieden leben, zu vermehren.

---

4 und 5. Der Feldwebel und sein Gefährte.

Das waren zwei sonderbare Bursche, die der ganzen neugierigen Schiffsgesellschaft Anfangs viel zu rathen aufgaben! — Man hätte sie für die besten Freunde halten sollen: sie hatten eine Cabin, — Kabinet in der ersten Cajüte — trugen auch die Kleider gemeinschaftlich, folgten einander mit wahrer Eifersucht auf Schritt und Tritt, — und dennoch gab es jeden Augenblick Krakeel zwischen ihnen. Spitze Worte und Blicke, abgebrochene Redensarten und Andeutungen hörten nicht auf; und man sah ihnen die große Anstrengung an, die sie gegenseitig hatten, um nicht in offenen Zank und Streit auszubrechen

Der Feldwebel, wir wollen ihn: Dreier nennen — sein wirklicher Name bezeichnete eine ähnliche geringfügige Münze, die aber seinem Werthe vollkommen entsprechen mochte — führte eine ziemlich strenge Aufsicht über seinen Gefährten, der nur als „Eduard" in der Schiffsliste figurirte. Letzterer schien ein gutmüthiger, schwacher und einfältiger Mann zu sein; der Feldwebel von allem diesem aber grade das Gegentheil. Schon in der ersten Nacht, als Beide mit dem Mecklenburger zusammen zechten, und der Feldwebel ebenfalls Wein und Bier geben ließ, wagte „Eduard" die Bemerkung: es dürfte wohl genug sein. — Auf die zornige Antwort des Feldwebels: „Ja, gesprochen, mehr wie genug, zuviel für Dich!" — wurde er ganz stille und trank weiter. — Zur Lektüre hatte er einige Räuber-Romane, die er wiederholentlich und eine Geschichte der Freiheitskriege, die er gar nicht las.

Nachdem wir einige Wochen auf dem Meere waren, wagte er endlich in Opposition gegen den sich immer mehr Uebergriffe erlaubenden Feldwebel auszubrechen, und begann eines

stürmischen Tages, von Seekrankheit, Heimweh, vielleicht auch ein Bischen von Angst und Gewissensbissen geplagt, ehrlich zu beichten.

Er und der Feldwebel waren Bürgersöhne zu B. —, und schon von der Schule her befreundet; um so mehr, als Eduard immer die Nachhilfe des geistig begabteren Freundes bei den Schularbeiten bedurfte und sie auch mit Muttergroschen und Leckereien ehrlich bezahlte.

Später waren sie freilich auseinander gekommen; Beide hatten geheirathet; Eduard die Fabrik — wie er ein etwas ausgedehnteres Gewerbe benannte — seines Vaters übernommen und sich anständig ernährt.

Die letzten politischen Ereignisse jedoch, die ihm manche Verluste brachten, führten ihn öfter nach dem Bierkeller und da wieder mit dem Jugendfreunde zusammen. Der war noch immer der alte lustige unterhaltende Geselle und immer im Keller zu treffen, wo sich Eduard auch bald täglich einige mal einfand.

Bald hatte der Freund ihm seine Besorgnisse abgefragt und ihm eine Flucht nach Amerika als Radikalmittel angerathen.

Der Feldwebel wußte soviel von Amerika zu erzählen und das Leben daselbst so lachend und verlockend auszumalen; die vielen Zusammenkünfte im Keller mochten der Fabrik wohl auch nicht förderlich sein; — daß Eduard sich endlich mit dem Gedanken auszuwandern bekannter machte. Das Einzige, was ihn noch abhielt, war die Scheu, so ganz allein nach dem fernen Welttheil zu gehen; aber auch da war der Feldwebel mit Aushilfe bei der Hand. Er wollte selbst mit nach Amerika; nur müßte der Freund ihm die Reisekosten vorschießen, die er drüben, wo es ihm gar nicht fehlen könnte, bald pünktlich zurückzahlen wolle.

Da jedoch in dieser Geld-Angelegenheit Eduards Gemüthlichkeit aufhörte, kam der Feldwebel mit andern Vorschlägen.

Er wies nach, wie Viele eigentlich eher nach Amerika gelaufen wie gegangen wären, und wie leicht es bei einem „ehrlichen Fabrikanten" anginge, ein hübsches Sümmchen mindestens in Waaren zusammen zu borgen; mit diesem Gelde könnte man in Amerika Alles beginnen und in kurzer Zeit ein sehr reicher Mann werden.

Dieser Plan war dem „ehrlichen Fabrikanten" schon zusagender, und nach einigem Bedenken engagirte er den Feldwebel zum Helfershelfer, dem er im Falle des Gelingens freie Ueberfahrt in der ersten Kajüte zusagte. — Die Vorbereitungen wurden schnell und so gut getroffen, daß Eduard von der Frankfurter Messe, wo er seine und die zusammengeborgten Waaren zu Gelde machte, anstatt nach Hause zu reisen, nach Hamburg eilte, und hier mit dem Feldwebel, der ihn bereits seit vierzehn Tagen erwartet und einstweilen auf seine Kosten gut gelebt hatte, sich einschiffte.

Daher das geheimnißvolle Dunkel um Eduard, daher seine Scheu anfangs vor dem Feldwebel, daher aber auch der spätere Zwiespalt mit ihm und die öftern Zwistigkeiten.

Eduard hatte eine hübsche Rolle Doppel Friedrichsd'ore bei sich, zu denen sich der Feldwebel, zum Theil wenigstens, auch berechtigt glaubte. —

Dem ehrlichen Fabrikanten war es nach diesen Geständnissen einer schönen Seele endlich wohler in „seinem eigenen Gerberfell"; er ließ sich in der Abschrift der Schiffspassagierliste, die der Kapitain bei der Ankunft im Hafen einreichen muß, mit seinem vollen Vor- und Zunamen eintragen, und hatte nun Muth, ungebührliche Anforderungen des Feldwebels abzuweisen.

Letzterer war klug genug, wieder gelindere Saiten aufzuziehen, und zweifle ich gar nicht, daß es ihm in der Hafenstadt noch gelang, sich einige Vortheile zu verschaffen. Gleich nach unserer Ankunft kam nämlich, scheinbar zufällig, ein wohlgekleideter Mann aufs Schiff, den der Feldwebel als alten

Bekannten begrüßte, und darauf mit ihm und Eduard ans Land ging. Dieser Mann war, wie ich später erfuhr, Agent eines deutschen Büreaus für Auswanderer, damit ist so ziemlich Alles — nur nichts Gutes — von ihm gesagt.

Der „ehrliche Fabrikant" soll weiter ins Land gezogen und, nach etwa einem Jahre, Frau und Familie ihm nachgekommen sein.

Mit dem Feldwebel traf ich nach längerer Zeit wieder zusammen. Er war modern und fein gekleidet, hatte eine goldne Uhr und Kette und erzählte mir viel von dem Trübsal, das er in der ersten Zeit erduldet, bis er endlich in einem Buchbindershop — Werkstatt — gute und dauernde Arbeit gefunden.

Die Angabe war richtig, und der Feldwebel, der schon zu Hause Buchbinder und Papparbeiter gewesen, — wie ich mit Vergnügen erfuhr, ein tüchtiger, fleißiger Arbeiter in Amerika geworden.

---

6. Das Ehepaar.

Auch das kurz vor Abgang des Schiffes angekommene Ehepaar, von dem die Frau noch in der ersten Kajüte, der Mann aber nur im Zwischendeck unterkommen konnte, gab den müßigen Auswanderern viel zu reden und zu manchen Konjecturen Veranlassung.

Die Frau schien eine gute Erziehung genossen zu haben: sie sprach mit den englischen und französischen Fischern, die im Kanal Fische aufs Schiff brachten, geläufig ihre Sprachen; der Mann aber, trotz seiner großen Gesprächigkeit, nur einen Jargon, der gleich den Eingebornen der Metropolis des Staates der Intelligenz in ihm erkennen ließ.

Andere technische Ausdrücke verriethen den Jünger Merkurs, der hinterm Ladentisch Zucker abgewogen und Syrup

gemessen, aber auch im Gebiete der praktischen Chemie, namentlich im Bereich eines „steifen Grogs" und eines „göttlichen, meergrünen Punsches" bedeutende Kenntnisse erlangt hatte.

Diese verschiedenen Thätigkeiten mochten auch die verschiedenen Karakterrichtungen des Mannes ausgebildet haben, der, wie viele seiner Landsleute, zumeist wohl sehr unangenehm süßlich, zuweilen aber eben so unangenehm bramarbasirend, ein ganzer Held und voll Kampf- oder vielmehr Prügellust war.

Von diesem Allen konnte man jedoch in den ersten Tagen nur wenig gewahr werden, da diese Leutchen nur sich, das heißt, dem mitgenommenen Mundvorrath lebten. —

Erst als dieser etwa nach acht Tagen zu Ende ging, erzählte Herr Louis — so war der Taufname des Mannes; konnte er auch anders heißen? — mit trübseligem Lächeln und fortwährendem Mundwischen von den genossenen Herrlichkeiten.

Ich bedauere es sehr, die Anzahl der Schinken, geräucherten Gänse, Würste, Kruken mit eingemachten und eingelegten Früchten und Kuchen, die er mit Hilfe seiner Ehehälfte in dieser kurzen Zeit vertilgt haben wollte, nicht angeben zu können; sie war aber so enorm, daß zwei Eßkünstler, die täglich am Kapitänstisch ebenfalls Außerordentliches leisteten, ihn geradezu der Aufschneiderei und Lüge bezüchtigten.

Er berief sich tiefgekränkt auf das Zeugniß seiner Frau, die, mit einigem Erröthen, die volle Wahrheit anerkannte.

„Wir, namentlich mein Männchen — sagte sie selbstentschuldigend — hatten gesegneten Appetit, aber auch guten Grund dazu: die letzten Tage vor unserer Abreise gab es so viel zu thun, daß wir kaum essen konnten."

„Das will ich glauben! — fiel er triumphirend ein — Sehen Sie, zwei Geschäfte schnell auszuverkaufen, das geht nicht so leicht. Da habe ich die liebe Gottesgabe, die so halb

umsonst wegejagen wäre, lieber injepackt und mitjenommen. Leider Jottes, war es nur zu wenig. Was werde ich jetzt machen? — Bei der Zwischendeckskost bin ich ja ärger daran wie die Maus in der Sakristei!" So arg kam es denn nicht. Die treue Gattin fand trotz ihres eignen gesegneten Appetits noch immer Gelegenheit und freundnachbarliche Aushilfe, um von des Kapitäns Tisch bedeutende Quantitäten Braten, Fisch, Käse und Pudding verschwinden zu lassen und nach jeder Mahlzeit ihrem draußen harrenden Gemahl zuzuführen. Derselbe hatte auch nicht verabsäumt, mit dem Schiffskoch eine, wie ich gar nicht zweifle, für beide Theile sehr ersprießliche intime Freundschaft zu schließen, die schon wegen des allabendlich benöthigten heißen Wassers zu den chemischen Arbeiten nothwendig und von der Klugheit geboten war. —

Die Frau hatte aus ihrem Leben Manches mitgetheilt. Als Tochter reicher Eltern hatte sie in einer Anstalt eine sogenannte gute Erziehung genossen. Nach dem Ableben ihrer Mutter und der Wiederverheirathung ihres Vaters hatte sie, da sie mit der Stiefmutter sich nicht vertragen konnte, als Erzieherin in mehreren vornehmen Häusern gelebt. Auch in dieser Stellung gab es des Unangenehmen genug, und sie gab daher den Bewerbungen ihres Mannes, der im Besitz eines schönen, eingerichteten Geschäfts war, gern nach und reichte ihm ihre Hand. „Seine Bildung ist freilich nur die gewöhnliche eines Kaufmannes, dagegen aber hat er ein kindsgutes Herz," — sagte sie, mehr zu seiner wie zu ihrer Entschuldigung. —

Ob nun die Gewohnheiten, die sie aus den vornehmen Häusern mitgebracht, dem Geschäfte nicht günstig gewesen, ob Anderes nachtheilig eingewirkt, wurde nicht ausgesprochen.

Jedenfalls war manche „vornehme Gewohnheit" der Frau noch geblieben. So, zum Beispiel, hatte sie trotz der eiligen Abreise nicht vergessen, Spielkarten mitzunehmen und immer Lust, ein Spielchen, mindestens eine Partie Whist, zu machen. Da dies jedoch nur selten zu Stande kam, so machte sie sich

wenigstens oft den Spaß, Jedem, der nur herhalten wollte, die Karte zu schlagen, und schien in dieser geheimnißvollen Kunst eine hohe Wissenschaft erlangt zu haben. —

Kaum waren wir in Amerika angelangt, als auch schon einige Männer auf's Schiff kamen und sich angelegentlich nach Herrn Louis erkundigten. Derselbe war aber auf eine eben so schnelle wie räthselhafte Weise, mit Zurücklassung seiner Frau, verschwunden. Diese erzählte, wie schlechte Menschen bereits durch früher angekommene Dampfschiffe den Namen ihres Mannes und den des Schiffes, auf welchem sie die Reise unternommen, nach Amerika angezeigt und auf seine Verhaftung angetragen hätten; er habe jedoch gar nichts verbrochen und nur bei seiner schleunigen Abreise einige Wechselschulden zu bezahlen vergessen.

Nach einigen Tagen kam der Mann wieder zum Vorschein, nachdem den Leuten eine anständige Summe zur Einigung gezahlt worden war.

Wie ich später das Leben und die Gesetze in Amerika kennen gelernt habe, glaube ich nicht, daß bei irgend einem Gerichtshof der Arrest nachgesucht, noch auch von einem aufgegeben werden konnte; noch weniger, daß die Gläubiger in Europa je einen Heller von dieser Abfindungssumme zu Gesichte bekommen; — wahrscheinlich hatten ältere, gewandte deutsche Betrüger vom Raube des einfältigen Ankömmlings sich den Fuchsantheil geholt.

Herr Louis kaufte darauf einen Grocerystore — Materialladen — wobei er, wie er versicherte, den Verkäufer, einen Amerikaner, der „von das Jeschäft nicht das Iringste versteht," gewaltig über's Ohr gehauen und einen sehr guten Kauf gemacht hatte. Schon nach wenigen Wochen wurde jedoch der Laden dem Verkäufer und mit einem bedeutenden Verlust zurückgegeben.

Herr Louis mußte nach solchen Anstrengungen sich ein Bischen erholen, und die Frau übernahm es jetzt, für den

Erwerb zu sorgen. Sie etablirte sich als Fortune teller — Wahrsagerin, Kartenlegerin — wobei ihr die in den vornehmen Häusern erlernte Kunst des Kartenlegens zu Statten kam und reussirte damit gar sehr. Die gehabten Verluste waren bald ausgeglichen und ein ruhiger, bequemer und reichlicher Erwerb schien gesichert. Ein edler, kühner Ehrgeiz jedoch zog das Ehepaar nach New-Orleans und weiter nach dem Süden, wo, eingegangenen Nachrichten zufolge, „Fragen an das Schicksal" besonders gut honorirt werden sollten.

---

7. Hinter-Pommern.

Als Zwischendeck-Passagiere waren auch zehn Personen aus einem Dorfe Hinter-Pommerns, die unter Leitung ihres ehemaligen Schulzen und Dorf-Orakels auswanderten.

Der Anführer war ein kräftig gebauter, rüstiger Mann mit wahrem Stiernacken und Kopf, schien aber auch letzteren in anderm Sinne zu haben. — Bei den häufig im Gespräch vorgeführten Fällen, wie Deutsche in Amerika betrogen werden, zwinkerte er stolz lächelnd seinem Gefolge zu, das, wieder vollkommen beruhigt, einander anblickte, gleichsam sagend: unter solchem Führer sind wir ohne Furcht! —

Die Scene änderte sich aber plötzlich bei Erwähnung der Gaunereien, die schon in Deutschland durch Verkauf der Passagierbillete für die Weiterfahrt in's Innere Amerika's verübt werden. Die verschiedenen Handbücher und Wegweiser wußten gar Vieles, aber wenig Erbauliches davon zu erzählen. Da hätte man die ängstlichen Mienen der armen Pommeraner ansehen sollen! Sie wisperten lange mit ihrem Oberhaupt, das endlich von ihnen gedrängt, halb unwillig, halb ängstlich sich mit in's Gespräch mischte. „Wer fürsichtig ist — fing er an — braucht sich deshalb auch in Deutschland, wenn er da

welche kauft, nicht betrügen zu lassen, und kann bei der Ankunft ohne kostspieligen Aufenthalt gleich weiter. Ich hab' für uns in Hamburg auch solche Billjeter gekauft, aber solche genau geprüft, bevor ich die Hälfte Aufgeld gegeben; die seien gewiß ächt!" —

Er nahm eine schmutzige Brieftasche und aus derselben ein versiegeltes Couvert heraus: „Da is es, und noch eingesiegelt! auch nur immer für je zwei Personen ein Billjet. Der Herr Direktor in Hamburg hat's aus Vorsicht gethan, der vielen Spitzbuben wegen, die da sind." —

Die Adresse auf dem Couvert zeigte einen Namen, gegen den Fleischmann in seinem „Auswanderungsbuch" ausdrücklich warnte. Dies, und das von Jedermann für sonderbar erklärte Versiegeln des Couverts ließ endlich auch in dem ehemaligen Schulzen aus Hinter-Pommern die Ahnung eines vielleicht verübten Betruges aufsteigen.

Den Rath, sich Gewißheit zu verschaffen und ein Couvert zu erbrechen, wies er zuerst zurück: „Der Herr Direktor — der betrügerische Agent in Hamburg hatte sich als Direktor einer Auswanderungsgesellschaft gerirt — hat uns ausdrücklich gewarnt, das Schreiben unerbrochen nach Amerika zu bringen, wir könnten sonst Verlust haben." —

Mit vieler Mühe wurde ihm von den Kajüten-Passagieren das Verdächtige dieser Weisung klar gemacht, und er entschloß sich endlich, von dem Kapitän, gegen dessen Bescheinigung, ein Couvert erbrechen zu lassen. — Dieser aber, ein sonst braver und gefälliger Mann, wies jede Einmischung hierbei entschieden zurück. „Ich habe ohnedies Mühe genug — meinte er — mir das Loafer- und Runner-Volk — Vagabonden und Gauner — drüben vom Halse zu halten, weil ich nicht mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen will, die armen Einwanderer auszusaugen; — ihnen aber entschieden entgegenzutreten, darf ich, der ich als Kapitän eines Packetboats einigemal des Jahres da bin, nicht wagen." Später warnte

er auch die Kajüten-Passagiere, sich in diese Angelegenheit nicht zu mischen, oder wenigstens nicht offen dagegen aufzutreten: es könnte üble Folgen haben.

Mittlerweile kamen noch Viele mit dergleichen oder ähnlichen Billeten. Manche waren von ihren Wirthen in Hamburg, unter dem Vorgeben, ihnen billige und echte Billets zu verschaffen, zu Agenten nach Altona geführt worden.

Der Dorfschulze löste endlich das Siegel seines Couverts, darin war ein gedruckter Zettel:

American. Eisenbahn- und Dampfschiff-
Emigrant-Passage-Billet für die Sommermonate.

No. 55. Hamburg, Juli . . , .

Den Inhaber dieses . . . . . und Familie, bestehend in 2 Erwachsenen,
1 Kind unter 3 Jahr, } drei Personen, zwei volle Passagiere
wollen Sie vermittelst Eisenbahn gegen Zahlung von 9 Dollar 50 Cent. von New-York nach Milwauki in Wisconsin befördern.

Herrn . . . . Namensunterschrift.

Des bereits in Hamburg gezahlten Aufgeldes von 9 Dollar 50 Cent., das noch obendrein mit 15 Thlr. Preuß. Cour. berechnet wurde, — wie auch des sämmtlichen Gepäckes der Auswanderer, das ausdrücklich bei diesem Preise als frei mitbedungen gewesen sein soll, war mit keinem Worte gedacht.

Einige Kajüten-Passagiere nahmen vorstehende Abschrift und besprachen sich, gleich nach ihrer Ankunft in Amerika, einer deutschen Auswanderer-Zeitung dieses Alles zur Veröffentlichung mitzutheilen. Der Schulze protestirte aber ganz entschieden dagegen: „Bin ich wirklich betrogen worden, da kann man meinetwegen Andre auch betrügen. Und meinen Namen, den lasse ich erst gar nicht dabei nennen: das ganze Dorf würde mich ja auslachen, und vollends der Meister Schmied, der war mir immer neidisch und ein bitterböser Nachbar gewesen." —

Um den Betrogenen vielleicht zur freien Fracht des Gepäckes zu verhelfen, verabredeten Einige mit ihnen zu versuchen, ob sie unterm Vorgeben, daß sie ebenfalls weiter ins Land reisen wollen, von der Agentur die Fahrt für denselben Preis, einschließlich des Gepäckes, erlangen könnten.

Diese Personen traten auch wirklich hinzu, nachdem die Quarantäne passirt, und aus mehreren Boten eine ganze Menge Loafer und Runner-Harpyen aufs Schiff stiegen, die sogleich die Namen ihrer Opfer, die das Dampfschiff schon früher angezeigt, anriefen; — der Schulze hatte aber schon die Verabredung verrathen, — ob aus Böswilligkeit oder aus Dummheit, ist ungewiß — und nur mit genauer Noth entgingen diese gutmüthigen Leute einem thätlichen Angriff des Gesindels, die Schmähungen derselben ruhig einsteckend. Letztre waren in einer seltnen Auswahl der verschiedenartigsten klassischsten Schimpfwörter deutscher Zunge, wie sie nur mit großer Mühe deutscher Professoren Fleiß aus allen Gauen des eben verlassenen Vaterlandes hätte zusammen tragen können; und so hatte man nächst der Freude, auch hier Landsleute zu finden, noch den Trost: wenigstens nicht von Amerika gleich bei der Ankunft unfreundlich begrüßt worden zu sein. — Mir gewährte es noch eine besondere Beruhigung, unter diesem Gesindel keinen Juden — mir nicht bloß durch lange Nase und schwarze Haare kenntlich — wahrzunehmen.

Selbst von Deutschen „christlichen Glaubens" hörte ich später die bestätigende Anerkennung: nie bei diesen Banditen einen Juden getroffen zu haben. —

Der Schulze und seine Gesellschaft verließen gleich darauf das Schiff, und ich habe später nie mehr von ihnen gehört.

8. und 9. Der alte Candidat und die schneeweiße Taube.

In der zweiten Kajüte war unter anderen ein an Jahren ziemlich vorgerücktes Paar, das durch eine gewisse Würde, Steifheit und Herbigkeit den Stand der Gottesgelahrtheit an der Stirn trug, und das wirklich die Schiffsliste als Pastor... und Frau anführte. Sie sprachen Anfangs nur selten und leise und immer sehr salbungsvoll zu ihren Kajütengenossen, dagegen aber sehr viel und zärtlich mit einander.

Aber schon nach etwa einer Woche war mit dem Manne eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Er hatte eine große Tabackspfeife zum Vorschein gebracht und gab den Vorstellungen seiner Dame, daß ihr der Tabacksdampf schädlich sei, nur so weit nach, daß er sich zu andrer Gesellschaft hielt.

Dort wurden bald einige Fläschchen Porter und Wein geleert, alte Burschenlieder angestimmt, schlechte Witze erzählt und Luftschlösser für die Zukunft gemacht, und bei dem Allen war es Ehrenpastor, der die andern Alle laut überschrie. Die zum Beginn sanften Vorstellungen der Frau wies er schon barsch genug ab; noch erbitterter aber wurde er, als sie, die in kluger Vorsicht die Kasse unter sich hatte, ihm die Mittel zur Befriedigung seiner Rauch- und Trinklust kärglicher zukommen ließ. — Dies veranlaßte seine Gesellschaft, die ihn nun oft regaliren mußte, über seine Abhängigkeit von der Frau zu spötteln und zu necken; bis er einmal, von Wein und Witzeleien gereizt, mit folgenden Mittheilungen, freilich oft von Trinken unterbrochen, herausfuhr: „denkt Ihr denn wirklich „diese schneeweiße Taube" sei meine Frau? — Sie „ist das so wenig, wie ich Pastor; und es ist endlich wohl „Zeit, die heilige Maske abzuwerfen."

„Vor langen, langen Jahren, als ich nach vollendeten Studien als Hofmeister zu den Söhnen einer hochadligen

Familie nach Preußen kam, war sie, die Gouvernante der Fräuleins in demselben Hause, freilich ein schmuckes Mädchen. — Gleiche Verhältnisse, gleiche Schicksale, gleiche Zurücksetzungen und Kränkungen führten uns gar schnell einander zu, und wir versprachen uns Liebe und Treue fürs ganze Leben. — Hätte ich damals eine Pastorstelle bekommen können, dann freilich wäre es anders geworden. — Ich hätte gewiß jeden Sonntag eine solche Predigt den Bauern gehalten, wie nur irgend ein Gotteswort- und Amtsbruder, und mein — damals noch nicht bis zu den Haaren — schneeweißes Täubchen, als Pastorin im Wirthschaften und Sparen ihres Gleichen so bald nicht gefunden. — Ihr wisset ja aber, wie viele Candidaten ihr nicht candirtes Leben ewig in der Candidatur zubringen, ohne eine Pastorstelle zu erhaschen, zu erschnappen, zu erkriechen: mir ging es auch so. Im Anfange gab ich mir viel Mühe. Ich wäre gern candid geblieben, und mein Täubchen war auch stark hinter mir her; es wollte mir aber nirgends gelingen. Als nun gar unsere Zöglinge groß wurden, kamen wir ganz aus einander. Sie zog als Gouvernante weit fort nach einer andern Gegend, ich dagegen, den der alte Herr bei seinen Jagden, bei seinen Gesellschaften lieb gewonnen, blieb als Secretair, als Vorleser, als Gesellschafter, kurz: als Müssiggänger zurück."

„Zuerst schrieben wir uns sehr oft und sehr lange Briefe; allmälig wurden sie immer seltner und kürzer. Die meiste Schuld trug ich wohl hierbei; ich muß gestehen, ich war immer älter und bequemer geworden. Von ihr wurde ich regelmäßig noch zu Weihnachten reichlich beschenkt; auch zeigte sie mir jedesmal getreulich ihre Adressen an, wenn sie Stelle und Wohnort wechselte, was im Verlaufe der Jahre einige mal vorkam."

„Vor einiger Zeit zeigte sie mir aus D . . . . g an, sie habe das Wanderleben als Gouvernante aufgegeben und sei nun bei einem Mädchen-Erziehungs-Institut fest und ziem-

lich vortheilhaft als Lehrerin angestellt. Zugleich machte sie mich aufmerksam, daß ich auch als Lehrer da ankommen könnte; und sprach zum Schluße von ihren Ersparnissen, die zu einer bescheidenen Einrichtung wohl mehr als hinreichend wären." —

„Hol' mich der Teufel! die alte Flamme fing ordentlich an in mir wieder aufzulohen. — Der alte Herr war auch gestorben; mein ehemaliger Zögling, der jetzige Besitzer, im Staatsdienst und daher nur selten auf den Gütern: ich aß, so zu sagen, das Gnadenbrot."

„Es wurde mir daher weder schwer abzugehen, noch auch den Abschied zu bekommen, und mit einem ziemlichen Sümmchen in der Tasche machte ich mich auf den Weg. Wie war aber in der Welt Alles anders geworden! Ich fand mich nirgends mehr zurecht; höchstens war ich noch, wenn ich als bemooftes Haupt in lustiger Gesellschaft mich bewegte, an meinem Platze."

„Ich hoffte von diesem Anhaltepunkte wieder allmälig ins Gleis hineinzukommen, dehnte meine Reise aus und suchte, wo es nur anging, fröhliche Kreise; dabei kam ich aber nur um mein Geld und so ziemlich mit dem letzten Groschen in D . . . . g an."

„Unser erstes Wiedersehen war keineswegs besonders erfreulich: wir fanden uns Beide sehr und nicht zu unsrem Vortheil verändert. Zum Lehrer, das sah ich wohl ein, taugte ich nicht mehr; das sagte ich ihr auch geradezu. Was aber nun anfangen? — Bald wollte ich aufs Gut zurück, mich da der Landwirthschaft widmen und so nützlich machen, bald wieder kam mir der Gedanke ein, nach Amerika zu gehen; da fing sie Feuer. — Ja, rief sie aus — nach Amerika wollen wir gehen, und dort ein neues Leben beginnen! — Mit vieler Gewandheit machte sie sich unter dem Vorgeben, einer plötzlich nothwendig gewordenen, langwährenden Reise in Familien-Angelegenheiten — ja! ja! ja! — aus dem bis-

herigen Verhältnissen los, verkaufte Alles so gut es anging und folgte mir bald nach der Hafenstadt, wohin sie mich, in aller Eile und Stille vorausgeschickt hatte." —

„In Europa sich mit mir trauen zu lassen, hielt sie eine gewisse Schaam zurück; wir warten also schon bis wir nach Amerika kommen. Da kaufen wir uns mit ihrem Gelde an, und da ist es noch immer Zeit, wie die Tauben an Wasserquellen zu leben. Jetzt aber bin ich und lebe ich noch als ein „fröhlicher Junggesell." — Die letzten Worte hatte er der indessen herankommenden Gefährtin zugerufen.

Zur Belohnung für diesen Witz griff er nach dem Glase, seine Gesellschaft ebenfalls, und unter lautem Jubel und Lachen wurde der Toast ausgebracht: die schneeweiße Taube soll leben! — Diese aber lief schaamroth nach der Kajüte zurück.

Wie zärtlich sie auch später den, in Folge der Schlemmerei wohl zumeist erkrankten Bräutigam — so muß er ja nun genannt werden — pflegte, bald nach seiner Herstellung verfiel er wieder in sein früheres Leben. Immer neue Ansiedlungs-Pläne wurden mit den Trinkgenossen bei der Flasche besprochen. — Die öfteren und dringenden Vorstellungen der Braut gaben zu Ehestandsscenen Veranlassung, bei welchen einmal der Bräutigam eher an seine ehemalige Hofmeister-Thätigkeit, wie an die zarte Rücksicht, die ein Amerikaner einer Lady widmet, denken mochte. — —

Das arme Mädchen, aufs Aeußerste gebracht, vermaß sich hoch und theuer, von ihm Nichts mehr wissen zu wollen; nichts desto weniger zog sie gleich nach der Ankunft in Amerika mit ihm weiter. Von der Trinkgesellschaft, die ich in Kürze hier folgen lasse, soll nur der „gnädige Herr" mitgegangen sein.

10. Der gnädige Herr.

Diesen Titel bekam von der ganzen Schiffsgesellschaft ein junger, schlanker Mann von ächt militärischer Haltung und eleganten Manieren, der unter bürgerlichem Namen im Zwischendeck die Reise mitmachte.

In den ersten Tagen hatte er sich sehr zurückgezogen und nur zu einem jungen Polen, mit dem er seine Muttersprache redete, gehalten; für diesen auch, wie er später erzählte, die Ueberfahrt gezahlt, um gleich drüben, wo er sich ansiedeln wollte, einen tüchtigen Arbeiter *eigen* zu haben.

Die Kolonisationspläne, mehr vielleicht noch die Trinkgesellschaft des Candidaten waren für den „gnädigen Herrn" so anziehend, daß er ihnen eifrig beitrat, und auch in diesem Kreise sein strenges Incognito ein Bischen lüftete. Er wollte von vornehmer Geburt und Offizier, und in Folge eines Duells, in dem er seinen Obersten erschossen, zur Flucht genöthigt sein.

Die Wahrheit dieser Angaben wurde vielfach bezweifelt; doch waren sie nicht ganz unwahrscheinlich, wenn man sie mit gewissen *noblen Passionen* und mancherlei Aeußerungen des „*gnädigen Herrn*" zusammen stellte.

So fuhr er zum Beispiel ganz wüthend auf, als von Duellen und von dem Unterschied in der Bestrafung zwischen Militär- und Civilpersonen gesprochen wurde, und Jemand darüber äußerte: Das ist ja ein wahres Mordprivilegium! — und drohte: Ich werde Sie deshalb zur Rechenschaft ziehen! —

Bei seinen Ansiedelungsträumen spielte zumeist der Süden Amerika's mit seinen Sklaven eine Hauptrolle; zuweilen fühlte er sich auch zu den Mormonen hingezogen.

Mit Geld schien er reichlich versehen und geneigt, Alles zu kaufen, was ihm gefiel. Er hatte eine Menge verschiedener, ganz unnützer Dinge in Hamburg zusammengekauft, auch Wagen, und dabei einige Doppelgewehre, zu sehr hohen Preisen. —

Der Pole, den er zu eigen zu haben glaubte, fühlte sich zu einigen Deutschböhmen, die auf dem Schiffe waren und sich mit ihm unterhalten konnten, mehr hingezogen und blieb auch bei ihnen. Wie es mit der ausgelegten freien Passage, oder mit der Abrechnung deshalb geworden, habe ich weiter nicht erfahren.

11. Zwei Deutsch-Franzosen.

Zumeist wohl des Trinkens wegen hielten sich zu dieser Gesellschaft auch zwei junge Leute aus der zweiten Kajüte, die im nüchternen Zustande nur für Franzosen gelten wollten, in der Trunkenheit aber geläufig Deutsch sprachen und Rheinbaiern als ihr Vaterland angaben.

Gegen ihr Franzosenthum stritt schon ihr germanischer Judenhaß, der sich anfänglich thätlich kundgeben wollte; später aber nur noch durch Mauschelen, nach Gassenbubenart, äußerte.

Beide junge Leute, die bisher der Handlung oblagen, wollten nun auch in Amerika den Boden bebauen.

Es muß ihnen damit aber nicht ganz Ernst gewesen sein. Nach einiger Zeit traf ich den Einen in einem amerikanischen Fort: er war Soldat; den Andern aber später als Clerk — Handlungsdiener — bei einem jüdischen Kaufmann.

12. Der Einnehmer.

Bei der Trinkgesellschaft führte auch ein untersetzter, ältlicher Mann mit pfiffigem Gaunergesicht das große demokratische Wort, der durch öftere „Schauen's" und „Holter" und andere Provinzialismen bald sein Vaterland verrieth.

Durch die Deutschböhmen, die den Mann genau kannten, erfuhr man, daß er im Staatsdienst gewesen, Defecte gemacht und beim Davonlaufen eine Kasse mitgenommen habe. Eine Anspielung hierauf brachte ihn gar sehr in Harnisch, und er schimpfte maßlos auf die verleumderischen Verräther.

„Da hat gewiß das verdammte Gesindel gepowidlat!" — schrie er. „Da können's sehn, was die deutsche Leut' niederträchtig seien! — Zu Haus da haben's mir die Hand geküßt und mich nur immer Herr Einnehmer oder Eure Gnoden genannt; und hier grüßen's mich kaum, nennen mich nur beim Namen schlechtweg, und nun sagen's gar noch verd — e Lügen."

„Mit einer Kasse bin ich nicht durchgegangen, dafür wurde schon gesorgt; ich hab' mir nur, weil ich's gar nicht mehr aushalten gekonnt, etwas Reisegeld genommen. Das habe ich wenigstens vor den übrigen Spitzbuben in Sicherheit gebracht!" —

Der Mann zog übrigens nicht weiter ins Innere; er etablirte, oder übernahm, gleich nach der Ankunft in Amerika einen Bierkeller.

---

13. Der Deutsch-Amerikaner.

Zu diesem Kreise ist, wiewohl nur uneigentlich, ein Deutsch-Amerikaner noch zu zählen. Derselbe hatte schon lange Jahre in Amerika, im Staate Ohio gelebt und daselbst auch ein, wie er sagte, großartiges Geschäft, das während seiner Abwesenheit seine Leute versehen.

Er war nur nach Europa gegangen, um seine Verlobte zu heirathen, und kehrte jetzt mit seiner jungen Frau nach der neuen Heimath zurück.

Daß dies zu Segelschiff und in der zweiten Kajüte ge-

schah, konnte gerade nicht zur Bestätigung des großen Vermögens und Geschäftshauses, mit dem er oft prahlte, dienen.

Wie es schien, hatte er Absichten, die Ansiedlungslustigen unterzubringen. Er erzählte ihnen viel von seiner Farm, wie billig das Land noch in der Nähe sei, wie aber der Deutsche, wenn er nicht Jemand zur Seite habe, der zuverlässig und der Verhältnisse kundig sei, arg betrogen werde.

Vielleicht hatte er selbst den guten Willen, diesen Akt der Menschenfreundschaft bei seinen Landsleuten auszuführen; aber — der Mensch denkt und das Schicksal lenkt! —

Bei der Visitation seines Koffers von Seiten des amerikanischen Customhousofficers — Zollbeamten — fanden sich einige ganze Stücke seidener Stoffe, wiewohl er zuvor versichert hatte, nichts Steuerbares bei sich zu führen. Er schob nun schnell seine Frau vor, die als Fremde der Gesetze unkundig, den seidenen Stoff, da sie die Kleider daraus nicht fertig bekommen konnte, ungemacht und ohne sein Wissen mitgenommen.

Der Beamte lächelte über den Einfall der jungen Frau, von einer Farbe so viel seidene Kleider haben zu wollen, wie aus einem ganzen Stücke gemacht werden können; — war aber artig genug, es zu glauben und die Waaren nicht zu confisciren.

Versteuert mußten sie jedoch werden; — irre ich nicht, mit vierzig Procent vom Werthe — und gab es noch obendrein sehr viel Mühe und Zeitversäumniß dabei.

Mittlerweile hatten sich die Andern fort und auf den Weg gemacht.

---

14. Der Freiherr.

In der zweiten Kajüte war auch ein Passagier, fast noch Knabe, der den Namen von der L. — einer bekannten alten adeligen Familie angehörig — führte.

Es war ein zarter, bescheidener, fast schüchterner Mensch, der, früh verwaist, bei Verwandten in B— bis jetzt gelebt und da das Gymnasium besucht hatte und nun zu einem andern Verwandten nach Amerika geschickt wurde. Letzterer war, so erzählte der junge Mann — Regierungsbeamter in . . Diensten gewesen, aber schon vor einigen Jahren seiner politischen Ansichten wegen mit Frau und Familie ausgewandert. In der ersten Zeit habe er in Amerika die Redaktion einer deutschen Zeitung besorgt, später sich vortheilhaft angekauft und daher um ihn — den Erzähler — geschrieben, der gern dem Rufe gefolgt.

In dem desfallsigen Briefe war noch von dem guten, vorsichtigen Onkel, für den Fall, daß er beim Eintreffen des Schiffes nicht am Platze sein sollte, die Adresse des Zeitungsbureaus angegeben, wo dem Angekommenen weitere Bestimmungen werden sollten.

Der rannte auch gleich nach der Ankunft nach dem Zeitungsbureau voll freudiger Ungeduld; dort war die Person seines Verwandten, der in der That früher bei der Zeitung beschäftigt gewesen, zwar bekannt, aber weiter keine Nachrichten von ihm vorhanden. — Den folgenden Tag derselbe Bescheid. Der arme junge Bursche mußte sich endlich entschließen, seinen Onkel, der nicht weit von der Stadt wohnen sollte, aufzusuchen, zuvor jedoch, um sein Gepäcke mitnehmen zu können — so mittellos war er — eine kleine Anleihe machen, die er aber pünktlich und ehrlich zurückzahlte.

Nach etwa anderthalb Jahren wurde ich in New-York von einem rüstigen, gut gekleideten jungen Manne, der einiges Werkzeug trug, begrüßt und angesprochen, den ich nicht erkannte. Es war der junge v. d. L. —

Er hatte sich außerordentlich und zu seinem Vortheile verändert. Nicht nur war er körperlich groß und stark geworden; er schien auch geistig eine Kraft und Selbstständigkeit erlangt zu haben, die ihm sonst ganz fremd war.

Er erzählte mir, mit vieler Zartheit darüber wegeilend, wie er nur kurze Zeit bei seinem Onkel, der ein Wirthshaus gehabt, sich aufgehalten und da Kellnerdienste versehen habe. Nun arbeite er schon seit einem Jahre in einer Pianoforte-factory — Fabrik — und verdiene dadurch schon vollkommen seinen Lebensunterhalt.

„Jetzt bin ich ganz zufrieden — sagte er — ohne jede Sorge für die Zukunft. Ich werde mit meiner Arbeit immer vertrauter und in demselben Verhältnisse bessert sich auch meine Stellung. In kurzer Zeit hoffe ich ein wirklicher, wahrer Freiherr zu sein!"

---

15. Der alte Matrose.

Die von mir oft in Zweifel gezogene Behauptung des Talmuds: Die Schiffer sind meist fromm; — Ende Kidduschin — sollte wenigstens durch ein Exemplar Bestätigung finden; man gestatte mir daher, noch desselben zu erwähnen.

Der alte Segelmacher saß gewöhnlich, wenn er nicht am Steuer oder sonst unten Beschäftigung hatte, auf dem Oberdeck und nähte und zerschnitt und flickte Segel. Bei stürmischem Wetter war er, trotz seiner sechszig Jahre, gewiß der Erste auf den Masten.

Ohne mürrisch zu sein, — ein freundliches Lächeln lag stets auf seinem breiten, gutmüthigen Gesichte; — sprach er jedoch nur wenig; am ehesten noch mit den Kindern, die ihn oft fragten und denen er willig jede Auskunft, jede Belehrung gab.

Er war bei Allen, bei seinen Vorgesetzten und Kameraden, und eben so bei den Passagieren beliebt. Ohne irgend dominiren zu wollen, übte er auf die Schiffsmannschaft durch sein Beispiel der Mäßigkeit, Besonnenheit, Thätigkeit und

Ordnungsliebe einen ungemein wohlthätigen Einfluß aus, den auch der Kapitän anerkannte.

Allmälig wurde man bekannter, und da war es sein Hauptbestreben, den Auswanderern Mittheilungen über Amerika zu machen, um sie vor den verschiedenen Betrügereien zu warnen, denen man bei der Ankunft besonders ausgesetzt ist. Auch die nöthigsten Redensarten in englischer Sprache lehrte er ihnen mit vielem Eifer. Ein anderes Mal erzählte er von Ostindien und China, wo er öfter gewesen, und nach der Rückkehr von dieser Reise wieder hin wollte. „Arbeiten kann ich noch — sagte er — und da ist mir das Meer und das Schiff zu lieb geworden, um es früher zu verlassen, bevor ich muß. Aber nach Nordamerika wird es mir schon ein Bischen zu kühle; ich brauch' jetzt mehr Sonne."

Ausnahmsweise mittheilsam war er an einem schönen Sonntag Nachmittag, nachdem er seine Bibel-Lektüre geendet hatte. Da erfuhr man Folgendes aus seinem einfachen Leben.

Er war aus dem Hannöverschen gebürtig, der Sohn eines Landmanns. Im frühesten Kindesalter verlor er seinen Vater; die Mutter heirathete wieder, der Stiefvater behandelte ihn aber sehr gut und machte keinen Unterschied gegen seine eigenen Kinder. — „Daran denke ich immer — fügte er hinzu — wenn ich einem Menschen was zu Gefallen thun kann; es ist ja nur eine kleine Abschlagszahlung auf die große Schuld." —

Bis zum zwanzigsten Jahre lebte und arbeitete er zu Hause; da kamen die Freiheitskriege; er sollte Soldat werden, hatte aber keine Lust dazu: „Ich wollte weder Andere todtschlagen, noch mich todtschlagen lassen."

Um dem zu entgehen, nahm er Dienste als Matrose auf einem Ostindienfahrer, mit der Absicht, nach der Heimkehr wieder zu seiner ländlichen Beschäftigung zurückzukehren. — Das Meer und das Reisen und das Leben auf dem Schiffe war ihm aber auf der Fahrt zu lieb geworden, er konnte

nicht mehr davon lassen, und so blieb er seit bald vierzig Jahren Matrose.

Von seinen Angehörigen lebte nur noch eine Schwester mit ihren Kindern auf der väterlichen Besitzung, die er von seinen Ersparnissen erkauft hatte. „Da hat man doch, sollte man später alt werden, Verwandte, bei denen man leben, und ein Plätzchen, das liebste mir auf Gottes Erdboden, wenn ich das Meer ausnehme, worauf man sterben kann."

Ich habe hier einige Bilder aus dem Nähr-, Wehr-, Lehr- und Zehrstande, die auf unserm Schiffe sich befanden, — und von denen manche, als specifisch christlich-germanische, oder wenigstens christlich-staatliche bezeichnet werden können — vorgeführt; keineswegs aber um die Deutschen zu schmähen; sondern sie aufmerksam zu machen und vor ungerechter und daher nur selbstbefleckender Schmähung abzuhalten.

Schreiber dieses freut sich von ganzem Herzen, wo er mit geist- und gemüthvollen braven Deutschen zusammentrifft, und drückt dem Landsmann, ohne ihn erst nach der Confession zu fragen, warm und innig die Hand, aber — erst dann, wenn sie ihm dargeboten wird, also von keiner „jüdischen Zudringlichkeit" die Rede sein kann.

Es giebt in allen Nationen und Confessionen verschieden gebildete, verschieden geartete und verschieden gesittete Individuen: diesen Maßstab sollte Jede und Jeder bei Beurtheilung der Andern zur Hand haben; nirgends aber wird er mehr hintangesetzt, wird das Sprüchlein vom Splitter und Balken vergessen, als da, wo deutsche Schriftsteller — die also zu der gebildeten, wenn nicht gar gelehrten Klasse gezählt sein wollen — auf Juden zu sprechen kommen.

Gleiches mit Gleichem wollen wir nicht vergelten! Du sollst dich nicht rächen, gebietet der Gott, den die Anhänger der Religion der Liebe als Gott der Rache bezeichnen, und der

in Wirklichkeit sich die Rache vorbehalten hat, um Gerechtigkeit zu üben.

Selbst hier, wo ich mehr Schattenrisse wie Lichtbilder zu zeigen hatte, suchte ich nach Möglichkeit schonend zu verfahren.

Was will auch am Ende die geringe Anzahl der anrüchigen Personen bei etwa drei Hundert Auswanderern sagen? —

Sie dienen gewissermaßen — aber nicht in dem Sinne, in dem ein französischer Philosoph den Galgen als eine Schmeichelei für die Menschen bezeichnet — noch als Folie, um den Glanz der übrigen Unbescholtenen zu erhöhen. — Denn die verschiedenen Familien- und Ehestandsscenen, die sonst noch vorkommen, und die öfteren Mausereien an Lebensmitteln, die häufig Zank und Streit veranlaßten, wollen wir erst weder vorführen, noch überhaupt hoch anrechnen; wiewohl sie im umgekehrten Falle gewiß Stoff genug geboten hätten, sie recht mit Liebe auszumalen, um Haß und Verachtung zu nähren.

Es scheint aber wohl zum Charakter der Deutschen zu gehören, wie die Kinder nur Augen für die Fehler Anderer zu haben und dabei die eigenen zu übersehen. So lange man aber nicht ernstlich denkt, diesen Fehler abzulegen; so lange namentlich die Besseren nicht immer darauf hinweisen: so lange ist auch keine Besserung zu erwarten.

Auch nach anderer Seite hin fand sich Bestätigung hierzu auf dem Schiffe.

Zu den anständigsten, nüchternsten Leuten bei den Zwischendeckpassagieren gehörten zwei Dänen. Dennoch gab sich ein wahrhaft kindischer Haß, in seinen Aeußerungen eben so kindisch, aus deutschem Patriotismus gegen diese zwei braven Männer kund. Bald wurde „Schleswig-Holstein Meer umschlungen", — oder ähnliche Lieder gesungen, und dann maßlos auf verdammte dänische Hunde geschimpft.

Die Geschmähten waren vernünftig genug, Anfangs gar keine Notiz davon zu nehmen; später erst sprach sich der Eine, der der deutschen Sprache ziemlich mächtig war, mit Ruhe und Ernst darüber aus.

„Ich habe wahrhaftig Schleswig-Holstein nicht unterjocht, mich trifft also weder ein Vorwurf, noch Euere Schmähung. Auch als Däne nicht; ich verlasse ja jetzt mein Vaterland, um, eben so wie Ihr, mir drüben in Amerika ein neues zu begründen. Seid Ihr aber trotzdem noch sehr deutsch, da darf ich Euch wohl fragen, warum habt Ihr denn Eueren unterdrückten Brüdern nicht beigestanden? oder ist das große mächtige Deutschland dem kleinen Dänemark gegenüber so schwach, daß es nur zum Schimpfen und Schreien, nicht aber zum Handeln Muth und Kraft hat?" —

Diese einfachen wahren Worte hatten gute Wirkung; man schämte sich wenigstens, noch ferner die ganz lächerliche, ungerechte Feindschaft zu zeigen. — Mit solchem Erfolge wollten wir für den Anfang schon zufrieden sein.

Noch aber bleibt mir von dem Theile der Schiffsgesellschaft zu reden übrig, dem mancher vornehme Herr und manche „kleine aber mächtige Partei" in Deutschland nur „creatürliche Rechte" gönnen will: von den Juden nämlich.

Es erging ihnen, wie sie es aus dem deutschen Leben schon gewohnt waren. In der ersten Kajüte — bei den Honoratioren — besonders in der ersten Zeit, war man gegen sie ziemlich steif, abstoßend, gnädig herablassend. Man schämte sich, ungebildet zu sein, ohne jedoch die wahre Geistes- und Herzensbildung zu besitzen.

In der zweiten Kajüte — der Bürgerstand — war man ungenirt grob und anmaßend und hätte gern den Juden etwas versetzt, wenn die Behörde auf dem Schiffe — der Kapitän — nicht aufmerksamer gewesen wäre, wie manche auf festem Lande. Nur im Zwischendeck zeigte sich das deutsche Volk gesund, tüchtig und herzlich, wie es immer ist, wenn es nicht

geflissentlich vergiftet wird; und machte keinen Unterschied zwischen Juden und Christen.

Ich schäme mich nun als Deutscher ordentlich, nicht blos so Wenig, sondern mehr noch, so wenig Schlechtes von den Juden sagen zu können; da ich aber der Wahrheit streng getreu bleiben will, kann ich nicht anders.

Dem numerischen Verhältnisse nach — *statistisch*, nur mit größerer Ehrlichkeit, wie gewöhnlich, hierbei gesprochen — waren die Juden auf dem Schiffe noch mehr wie sonst in Deutschland vertreten. Es waren ihrer zwölf, theils in den Kajüten, theils im Zwischendeck; sie verhielten sich also zu den etwa drei Hundert Personen wie 1 zu 25.

Eine solche, durch Zufall bunt auf einem Auswandererschiffe zusammengewürfelte Gesellschaft dürfte gewissermaßen als Probe- und Musterkarte ihrer übrigen Bestandtheile zu Lande gelten können. — Wollte man von Seiten der christlichen Gesellschaft dagegen einwenden, wie diese Annahme unrichtig: weil hierbei die besseren, das heißt: „bevorzugten Stände" fast gar nicht vertreten seien; — so ist dieser Einwand bei den Juden, die keinen bevorzugten Stand haben, nicht ausreichend.

Nach dieser, mir nicht unerheblich scheinenden Bemerkung, die manchen Nachgedanken Raum läßt — schreite ich nun zur speciellen Personal-Beschreibung.

Von meiner Person, die ich gleich beim Beginn durch Ministerial-Paß als unverdächtig legitimirte, darf ich wohl schweigen. Sollte es dennoch wißbegierige Naturen geben, die nach Materialien zu meiner Biographie, oder eher, wegen der Wahrheit dieser meiner Mittheilungen stöbern wollen; — so stehe ich zu jeder Zeit bereit, *meinen Namen sowohl, wie den des Kapitäns und des Schiffes, auf dem ich die Reise gemacht, und* **andere Data** *genau anzugeben.* Nur aus *Rücksicht und Schonung für Andere* ist es einstweilen unterblieben.

Sonst war das achte Armee-Corps — so nennt man in Preußen im Scherz die Juden aus dem Großherzogthum Posen — stark vertreten.

In der ersten Kajüte befand sich eine Frau mit vier Knaben, die ihrem Gatten und Vater nach Amerika folgten. Derselbe soll früher in einer Provinzialstadt in ziemlichem Wohlstand gelebt, im Jahre 1848 aber durch Plünderung Alles verloren haben. Kurz darauf war er, Weib und Kinder bei ihren Verwandten zurücklassend, nach Amerika gegangen; und schon jetzt, nach einigen Jahren, im Stande, sie, und zwar in erster Kajüte, nachkommen zu lassen. Die Kinder, im Alter von sechs bis zehn Jahren, waren wohl zuweilen ungezogen, doch nicht in dem Grade, daß sie den Unwillen, der sich gleich gegen sie äußerte, der also aus anderen Gründen herrühren mußte — verdient hätten. Die Mutter suchte sie nach Möglichkeit in Ordnung zu halten und schon in der zweiten Woche war Alles geebnet. Daß die vier lebhaften Jungen der armen Frau viel Noth und Mühe machten, kann man sich denken; wahrscheinlich hatte sie es aber dieser immerwährenden, sie stark in Anspruch nehmenden Thätigkeit zu danken, daß sie von Seekrankheit verschont blieb. —

Dagegen war ihre Landsmännin, ein junges Mädchen — Kleidermacherin — die der Gesellschaft wegen sich ihr angeschlossen und ihr Beihilfe bei den Kindern versprochen hatte, fast während der ganzen Fahrt von diesem entsetzlichen Uebel geplagt. Sie weinte fortwährend im Voraus über ihren frühen Tod, und daß sie nicht bei ihren früh verlorenen Eltern liegen, sondern den Fischen des Meeres zur Nahrung dienen werde. —

Dessenungeachtet traf ich sie nach längerer Zeit wieder einmal in Amerika ganz wohl und zufrieden. Sie hatte bereits, wie sie mir mit Stolz und Freude zeigte, Ein hundert Dollar gespart und in einer Savingbank — Sparkasse — angelegt; und äußerte: „So viel hab' ich in meinem Leben noch nicht

im Vermögen gehabt! Drüben konnte ich bei allem Fleiß und Nachtwachen nur eben mein Leben fristen." —

Von einem jungen Gymnasiasten, den ebenfalls Verwandte nach Amerika kommen ließen und der erste Kajüte fuhr, ist nicht viel mehr zu berichten, nur daß er getreulich den Spediteur seiner Nachbarin, der Dame, die für ihren im Zwischendeck reisenden und hungernden Mann alle nur zu erlangenden Nahrungsmittel einsackte — (siehe No. 6.) — machte. Auch zu den chemischen Arbeiten, die der Herr Gemahl des Abends vornahm, wurde der junge Mann, oder wie er später argwöhnte, sein Reisevorrath an Zucker, Rum und Citronen, mit hinzugezogen.

Der Umstand, daß Herr Louis dem Scholar schon nach einigen Tagen, nachdem nämlich die kleinen Privatbestände ziemlich verbraucht waren, die Lehre von den rechten Mischungen zur Bereitung eines „jöttlichen Punsches" ziemlich handgreiflich beizubringen sich bemühte, ließ wenigstens die Möglichkeit des ausgesprochenen Verdachtes zu. —

In der zweiten Kajüte befand sich eine junge Frau nebst ihrer Schwester, ebenfalls aus dem Posenschen. Ihr Mann, ein armer Schneider, war vor etwa zwei Jahren nach Amerika ausgewandert und hatte in dieser Frist schon mindestens so viel erworben, um für zwei Personen Tickets — Fahrbillete — zur zweiten Kajüte einschicken zu können. Die Frau wollte nämlich die Reise nicht allein machen, und so bezahlte er auch die Ueberfahrt für die sie begleitende Schwester. — Sie müssen sehr friedfertig gewesen sein, da ihre Gesellschaft sie ganz in Ruhe ließ. —

Nicht so wohl ward es ihrem jungen Landsmann und Glaubens- und Kajütengenossen, der ebenfalls zu Verwandten nach Amerika ging. Es war ein gutmüthiger, dienstfertiger Bursche, — dies bezeugten alle die übrigen Kajütentheilnehmer — dennoch wollten die beiden Deutsch-Franzosen (No. 11.) und der Deutsch-Amerikaner (No. 13.) an ihm zum Ritter

werden und drohten ihm mit Schlägen. Deshalb zur Rede gestellt, gaben sie nach langem Streiten als Hauptursache die bei ihm sich zu stark äußernde und ihnen daher unangenehme Seekrankheit an. — Ein Hinweisen auf den Kapitän, der solche Gründe vielleicht nicht vollgültig, mindestens nicht schlagend genug zum Schlagen finden dürfte, bewog endlich die Helden Frieden zu geben.

Der junge Mann ging gleich weiter ins Land und begann, von seinen Verwandten unterstützt, seine Laufbahn als Peddler — Hausirer. — Nach etwa einem Jahre kam er mir wieder zu Gesicht, aber merkwürdig verändert. Das schüchterne, ängstliche Wesen von früher war verschwunden; ein ganz fashionabler Gentleman, der ziemlich geläufig und richtig Englisch sprach, stand vor mir.

Mit einigem Stolz zeigte er mir sein bereits erworbenes kleines Kapital, und mit noch größerer Freude einen Secunda-Wechsel über dreißig Thaler, die er in der Prima seinen unbemittelten Eltern nach Hause geschickt hatte.

Er ist jetzt Theilnehmer eines nicht unbedeutenden Handelshauses in New-York, das seinen Hauptverkehr nach Süd-Amerika hat, und seit einiger Zeit in Lima ansäßig. —

Im Zwischendeck war ein ganz junger Jude, Schneidergeselle, und er mit seiner Gesellschaft, eben so wie sie mit ihm, sehr zufrieden. „Ein wahres Glück — äußerte er oft — daß ich kein Geld hatte, zweiter Kajüte zu fahren! — Wie es scheint, muß man dort für die Aussicht, Prügel zu bekommen, mehr bezahlen. Es war ein junges Blut mit ächtem fröhlichem Schneidersinn; und besonders Abends, als Haupt-Vorsänger sehr gesucht und beliebt. Er hatte eine gute Stimme und ziemliche Schule, und letztere, wie er sagte, in K —, wo er im Chore der Synagoge mitgesungen, sich zu eigen gemacht.

Nur wenn er von seinen in Dürftigkeit lebenden Eltern und von seinen jüngern Geschwistern sprach, wurde er ernst und wehmüthig; bald aber brach Jugendmuth und munterer

Sinn wieder durch, und halb scherzhaft sprach er von dem Vermögen, das er in kurzer Zeit eiligst erwerben wolle, um dann seine Angehörigen alle nachkommen zu lassen.

In Amerika sah ich ihn noch einige mal. Anfänglich klagte er über die schwere Arbeit, die so ganz anders wie zu Hause; aber schon nach einigen Wochen spottete er seiner früheren Ungeschicktheit und Schwerfälligkeit, freute sich des bedeutend bessern Lohnes und Lebens und fing an zu sparen.

Als ich mich nach einer mehr monatlichen Abwesenheit, bei meiner Rückkehr wieder nach ihm erkundigte, war er weiter gezogen.

Es bleibt mir noch über zwei Personen zu berichten, die ich eigentlich nicht als Juden, höchstens nur als „Judengenossen" bezeichnen kann, und deshalb oben nicht mitgezählt habe. Die eine, männlichen Geschlechts, auch Louis benamt und Landsmann seines Namensbruders, sprach geläufig Französisch, auch etwas Englisch, wollte schon früher in Amerika und in jedem Lande und an jedem Orte von dem nur die Rede war, gewesen sein, und führte überall das große Wort.

An der Börse wollte er seiner Zeit das Geld ungezählt nur nach Scheffeln gewonnen, später aber in noch größerem Maßstabe wieder verloren haben. Er verstand Alles, auch Schifffahrtskunde, und war mit Belehrung schnell zur Hand. Als er jedoch in einer Nacht, bei völliger Windstille plötzlich voll Angst zum Steuermatrosen mit der Frage lief: „der Wind hat sich so schnell gedreht; es ist wohl ein großer Sturm zu fürchten?" — und darüber sehr verspottet wurde, hatte man endlich vor ihm ein Bischen Ruhe.

Er hatte viel Aehnlichkeit mit einem gewesenen Schauspieler, der seine Königs-, Helden- und mitunter auch Intrigantenrollen, die er nicht mehr auf der Bühne executiren kann, ins gewöhnliche Leben überträgt; — und sich fast bei Allen, seiner Anmaßung und seines Hochmuths wegen sehr unbeliebt gemacht.

Von dem christlichen Theile der Gesellschaft wurde er im Stillen, daß wir es nicht hören sollten, nur: „der Jude" genannt. Deshalb halte ich es für meine Pflicht, ihn, der Vollständigkeit wegen, hier anzuführen. Wie weit diese Benennung gerechtfertigt, ließ sich nicht bestimmen: Er bewahrte über seine Religion ein tiefes Schweigen, und keiner wußte was Näheres von ihm.

Jedenfalls konnte er, war seine Angabe, daß er lange Zeit in Staatsdiensten gestanden, wahr, nur Jude gewesen sein; mußte aber schon früher zu Lande die Wasserfahrt zum Taufbecken gemacht haben, um in den Hafen der Büreaukratie einlaufen zu können.

Er hatte oft und viel Verkehr mit dem Kapitän, und in dessen Privat-Kajüte einige Kisten stehen; man vermuthete daher allgemein ein Schmuggelgeschäft in Kompagnie.

Außerdem war er noch erklärter Reisemarschall bei Nummer Zwei.

Dies war ein junges Mädchen aus Dresden und schien ebenfalls der Kunst angehört zu haben.

Sie war, wie sie sagte, Christin von Geburt, aus Liebe zu ihrem guten Bräutigam, der ihr in Kurzem nach Amerika folgen werde, Jüdin geworden; dies auch der Grund ihrer Auswanderung.

Daß keine jüdische Mutter sie gesäugt und erzogen, verrieth gar Manches Dem, der wahrhaft jüdische Familien und die Erziehung der Kinder in denselben kennt; — dennoch überraschte sie durch die warme Anhänglichkeit ans Judenthum. Sie wollte, um sich damit bekannt zu machen, längere Zeit in Prag in den geachteten Familien von H —, von der sie mit großer Verehrung sprach, gelebt haben; und konnte auch ziemlich Hebräisch lesen.

Bei den Abendunterhaltungen kam auf einmal das Gespräch auf Juden, und der Kapitän äußerte, daß er im Gan-

zen ungern mit ihnen zu thun habe; — die Anwesenden natürlich als rühmliche Ausnahmen hervorhebend.

Um den Grund seiner Abneigung befragt, gab er zuerst einige kleine Uebervortheilungen, die er von ihnen erlitten, an.

Auf die Frage, ob er noch nie von Christen betrogen worden wäre, erklärte er endlich: er wäre früher auf einem Dampfschiff nach England und darauf immer viel polnische Juden als Passagiere gewesen, die sich sehr unrein gehalten und Zwiebeln gegessen, sogar ihm solche vom Schiffs-Proviant gestohlen hätten.

Mit vielem Eifer entgegnete das Mädchen: „Wirklich, ein schöner Grund damit seine Abneigung gegen einen ganzen Volksstamm zu rechtfertigen! Das ist ächt Deutsch! — Manches Fremdartige haben die Juden freilich für uns; es ist aber zumeist nur, weil wir uns gar nicht die Mühe geben wollen, sie näher zu betrachten und lieber aus angeerbtem Vorurtheil sie ungeprüft verdammen. — Für meine Person muß ich der Wahrheit die Ehre geben und gestehen: von Christen hatte ich viel Leid, viel Unrecht zu erdulden, sogar von Blutsverwandten, die das frühverwaiste Kind zu sich nahmen; nur bei Juden fand ich Theilnahme, Liebe und Herzlichkeit!" —

So individuell dieses Urtheil sein mag, durfte ich es doch, da ich auch das des Kapitäns mitgetheilt, nicht vorenthalten.

Zweite Abtheilung.

Amerika.

—e—

Zweite Abtheilung.

Zürich.

1. Die portugiesisch-jüdische Gemeinde.

Nicht bloß als älteste, sondern auch in Anerkennung ihrer Würdigkeit, die sie namentlich nach Außen hin vollkommen zu behaupten weiß, muß die portugiesisch-jüdische Gemeinde zuerst genannt werden.

Eine andre Frage jedoch ist, ob man die in New-York vorhandene eigentlich noch als solche bezeichnen kann?

Wer die Separationsgelüste, den Hidalgostolz, die Dominikaner-Verfolgungssucht der spanischen und portugiesischen Juden — der sogenannten Sephardim — in Europa, noch bis zu der neuesten Zeit kennt, muß sich freuen, daß Amerika's freie Luft und freie Verhältnisse auch diese zum Theil versteinert gewordene Masse wieder etwas gelockert und zur Aufnahme frischer Saatkeime empfänglich gemacht hat. Ich glaube mich keiner Uebertreibung schuldig zu machen, wenn ich behaupte, daß mindestens die Hälfte der Mitglieder der gegenwärtigen portugiesisch-jüdischen Gemeinde in New-York holländischer, deutscher und polnischer Abstammung sind. — Da sie jedoch ganz den früheren Ritus und Namen beibehalten hat, so wollen wir sie auch als solche gelten lassen.

In ihrer Synagoge in der Crosbystreet zeigte sich überall, sowohl hinsichtlich des Gebäudes, wie auch in der inneren Ausschmückung und in der allgemeinen Ordnung viel Schönheitssinn, Anstand und feine Sitte; die auch nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die später sich bildenden anderen jü-

dischen Gemeinden gewesen sein mögen. Freilich, wie bei Nachahmungen fast immer der Fall, oft auch mit Uebertreibungen. Die meisten Präsidenten — Vorsteher — der andern Gemeinden verhalten sich auf ihren Thronen, die wie in der Synagoge der Portugiesen zu beiden Seiten der heiligen Lade angebracht sind — zu denen der portugiesischen, wie etwa ein Despot zu einem Patriarchen. —

Für den deutschen Juden hat die allgemeine und geregelte Betheiligung der ganzen Gemeinde beim Gebet etwas Ueberraschendes und Blendendes. Auch diese Gebete selbst, keineswegs in solcher Menge und zumeist in einer schöneren, verständlicheren Sprache, wie die der deutschen und polnischen Juden, noch obendrein mit alten, einfachen, die Seele wahrhaft hinreißenden Melodieen gesungen, sind sehr einnehmend und bestechend.

Schreiber dieses denkt mit wahrem Hochgenuß an den schönen, erhebenden Gesang El nora alilah am Versöhnungstage im Neïlah- oder Schlußgebet. Das waren keine schwachen Menschen die, vom Fasten des Leibes und Druck des Geistes gebeugt, jammernd die Hände zum Himmel heben, um Gnade und Barmherzigkeit stammelnd zu erflehen: da sangen Helden, aber keine vom Schlachtfelde, die ihre Hände mit Brüderblut befleckt, sondern die im ehrenvolleren, schwereren Kampfe mit sich selbst als Sieger hervorgegangen — Lob und Preis Dem, der sie nie verlassen, der ihnen in jeder Noth Schutz und Schirm gewesen, und dessen Vaterhuld auch ferner ihnen gewiß ist! —

So muß auch die feierliche und gemessene Weise ihres Vortrages des Pentateuch und der beschließenden Prophetenstellen — Thorah und Haptharah — gut gefallen; eben so die kindlich schöne Sitte, daß alle Glieder der Familie aufstehen, wenn der Vater zur Thorah angerufen wird, und noch vieles andere.

Dieser Nimbus schwindet aber sehr bei näherer Betrach-

tung. Da erkennt man bald, wie das meiste noch vorhandene Gute nur traditionell, aber wenig inneres selbstthätiges Leben mehr vorhanden sei; oder, zum Mindesten, durch ein aus spanischer Selbstgefälligkeit und amerikanischem Custom — Gewohnheit: ein in Amerika mehr wie man glauben sollte, wohl mehr wie Recht ist, gewaltig herrschender Regent — gepaartes Unkraut stark überwuchert wird.

Dann freilich sieht man diese abgemessenen Schritte, diese übertriebenen Verbeugungen, das starre Festhalten an Kleinig- und Kleinlichkeiten mit anderen Blicken an. Sie kommen uns dann ziemlich Chinesisch vor, oder, nach der deutschen Bezeichnung, als Zopf, wo man häufig über die Pflege und Erhaltung dieser unnützen Kopfzier des Kopfes selber vergißt.

Selbst das Almemar, das jetzt fast allenthalben der heiligen Lade nahe gebracht ist, prangt hier noch in der Mitte der Synagoge.

Auch die schönen Melodieen, die der Chasan mit seiner sonoren Stimme so schön vorträgt und die anfangs entzückt haben, verlieren ihren Zauber zum Theil, wenn man sie nicht bloß hört, sondern auch sieht, mit welcher geckenhaften Eitelkeit der Sänger seine Rouladen herausgurgelt, und wie er dann, nach der modernen Manier des jetzigen Scheinvirtuosenthums, die Blicke Beifall fordernd nach allen Seiten, besonders nach dem Frauen-Empor, richtet.

Daran jedoch, kann man sich damit auch nicht befreunden, gewöhnt man sich allmälig, durch die Wiederholung dieser Unsitte in fast allen anderen Synagogen, mehr noch aber in den Christlichen Kirchen in Amerika, von wo sie die Juden aus Nachahmungssucht vielleicht aufgenommen haben.

Ganz unjüdisch ist bei dieser, der portugiesischen Gemeinde, aber die Liebloſigkeit gegen fremde Glaubensgenossen. Sie äußert sich nicht bloß durch spöttische, verächtliche Mienen,

wenn ein solcher Fremder gegen die üblichen Komplimente und Reverenzen verstößt, sondern noch viel härter, schroffer. Am Sukkothfeste zum Beispiel, wo eine schöne Laubhütte für die ganze Gemeinde an der Synagoge errichtet und festlich ausgeschmückt wird, sah ich einige gut gekleidete, mir persönlich als achtungswerth bekannte deutsche Juden, die nicht aus müßiger Neugier und nur um Kiddusch in den Laubhütten zu hören, herbeigekommen waren, — von dem Gemeindediener und seinen Söhnen brutal wegstoßen. —

Um den Verdacht, als ob verletzte Empfindlichkeit hier spräche, von mir abzuwenden, muß ich bemerken, daß ich für meine Person von einem Gemeindemitgliede eingeführt gewesen.

Andererseits muß jedoch auch berichtet werden, daß der Gemeindediener von Geburt ein Holländer oder ein Deutscher war, seine Ungezogenheit also vielleicht aus seiner europäischen Abstammung entspringen mochte, und daher weder dem Orient noch auch Amerika zur Last zu legen sei.

Ganz unjüdisch, ohne jede auch nur scheinbare Entschuldigung, ist aber ihre geringe Theilnahme für fremde Kranke und Unglückliche, die sonst bei den Juden ganz besondere Berücksichtigung finden.

In der ärmsten jüdischen Gemeinde, selbst in Polen, giebt es Vereine und irgendwie Anstalten, die den armen Kranken, besonders, wenn er fremd und verlassen ist, nach Möglichkeit unterstützen und unterbringen. Größere Gemeinden haben hierzu meist eigens Hospitäler, oft, und mit Recht, eher wie eine Gesammt-Synagoge, gebauet. In dem reichen New-York wurde erst in dem Jahre 1853, da freilich mit vielem Gepränge, der Grundstein zu einem jüdischen Hospitale gelegt, das obendrein zumeist von einem wohlthätigen Privatmanne erbaut werden soll. —

Ob dies als sephardisch oder amerikanisch zu bezeichnen, bin ich mir nicht ganz klar: unjüdisch ist es jedoch sicher;

und hat nach dieser Seite hin jedenfalls in dieser Gemeinde nie viel Gemeinsinn geherrscht.

Der älteste Wohlthätigkeits-Verein Chebra Chesed wa — Emet wurde im Monat Cheschwon des Jahres 5563, also vor etwa dreiundfunfzig Jahren, gegründet, wiewohl die Gemeinde ein bedeutend höheres Alter hat.

Man darf aber nicht etwa Geiz als Ursache dieser Vernachlässigung annehmen. Nirgends vielleicht werden größere Summen wie in der portugiesischen Gemeinde in New-York gesammelt, aber nur da, wo es mit Eclat und Posaunenstößen zusammengebracht und eben so oft ziemlich nutzlos wieder verwendet und verschwendet wird. Das ist nun freilich ächt amerikanisch! — Die ächte jüdische Wohlthätigkeit aber, die ohne Prangen und Scheinen in aller Stille oft mit eigner Entbehrung voll Liebe und Thätigkeit ihre Spenden vertheilt, und wenn es nöthig ist, eintheilt, kennt man nicht.

So kommen jährlich tausende von Dollars durch die fast bettelmäßigen Mischeberach — die jede besser deutsche Gemeinde schon längst abgeschafft hat — und vielleicht noch mehr durch die Haschkabah's, das Gebet für die Verstorbenen, ein, wo jede Gabe nach Gebühr und darüber ausposaunt wird. Eine noch beliebtere, weit angenehmere Manier, Geld zu machen, — make money — sind die Anniversary, die Jahresfeier. Irgend eine Veranlassung wird ergriffen, oder auch herbeigezogen, um ein Festessen zu arrangiren. Ohne Wein kostet schon gewöhnlich ein Couvert mehrere Dollar, — man denke sich, diese unjüdische Verschwendung und Unmäßigkeit! — Gäste werden gepreßt nach Möglichkeit, die dann während der Tafelfreuden ihre Opfergaben bringen und in prahlerischer Eitelkeit einander zu überbieten trachten.

Es kommen oft bei solchen Liebesmahlen, die immer einen wohlthätigen Zweck oder Verein — nach Art der modernen Liebe — zum Deckmantel nehmen, bis sechs tausend Dollar zusammen, von denen aber gleich ein Theil, im

strengsten Sinne des Wortes aufgezehrt wird. Denn viele Gäste giebt es auch noch, die ihren Beitrag auf anderem Wege zahlen. Es sind dies Herren von der Presse, die im Essen und Trinken Außerordentliches leisten; dafür liest man aber auch anderen Morgens schon in den meisten Zeitungen, wie zahlreich und bedeutend die Gesellschaft, wie herrlich das Mahl, wie groß die zusammengebrachte Summe und wie edel der Zweck gewesen, und hat so den wiederholten Genuß, dies Alles zu Jedermanns Einsicht schwarz auf weiß gedruckt zu sehen.

Daß die anderen, sogenannten deutschen Juden dieses Alles leider nur zu getreu nachahmen, dürfte erst nicht gesagt werden, wenn nicht dabei anzuführen wäre, daß die German hebrew-benevolent Society — Wohlthätigkeitsgesellschaft der deutschen Juden — schon einige Mal eine Vereinigung mit der andern Hebrew-benevolent Society anzubahnen suchte; bis jetzt aber immer vergebens. Dieser Vorwurf trifft jedoch nicht die portugiesische Gemeinde allein, sondern die englisch-jüdischen überhaupt.

Wahrscheinlich geschieht dieses Fernhalten in schlauer Berechnung, daß bei der Menge der armen jüdischen Einwanderer aus anderen Ländern man unverhältnißmäßig viel für „Fremde" beizutragen hätte.

Die Verwendung dieser Gelder ist übrigens bei allen diesen Vereinen ziemlich willkürlich.

Wahrhaft Gutes wird nur selten damit ausgeführt; viele sogenannte Almosen, zuweilen sogar, wenn es zur Befriedigung der Prunksucht oder eines Privat-Interesses dient, ziemlich reichlich gegeben; — eine gründliche Prüfung der Rechnung würde aber nachweisen, wie noch öfter bedeutende Summen davon nutzlos, ja, ich muß es in fester Ueberzeugung sagen, gewissenlos vergeudet werden.

Um jeden Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, muß ich es wiederholen, daß die deutschen Juden in denselben Fehler

verfallen; dennoch trifft hierbei der Hauptvorwurf die portugiesische Gemeinde, da sie durch ihr Beispiel zu solch unjüdischem Treiben Veranlassung gegeben, wo der bessere Kern einer elenden Schein- und Prunksucht wegen hintangesetzt wird.

Zu mehrerer Begründung führe ich einen der bedeutendsten Männer, der aus der portugiesischen Gemeinde in New-York hervorgegangen: den in Gott ruhenden M. M. Noah vor. Ueber die Persönlichkeit dieses Mannes ist nur eine Stimme: die des Lobes.

Auch sein Vaterland hatte ihn durch verschiedene bedeutende Missionen hochgeehrt; später war er Richter an einem hohen Gerichtshofe in New-York. Er hatte ein wahres, fühlendes Herz für alle Mitmenschen, um so mehr also für seine Glaubensgenossen. Wie viele deutsche Juden nannten ihn ihren Wohlthäter! Wie Viele sprechen seinen Namen nur mit Thränen der Rührung und des Dankes aus: Das Andenken des Gerechten ist zum Segen! —

Als ganz was Besonderes muß ich noch hervorheben, daß er die Selbstverleugnung seines amerikanischen Nativismus aus Liebe zum Judenthum so weit treiben konnte, ein deutsches Blatt warm zu empfehlen.

Ich setze Noah's eigene Worte her, mit denen er „Israels Herold", den Isidor Busch im Jahre 1849 in New-York herausgab, seinen Glaubensgenossen ans Herz legte.

From the increasing number of intelligent German Jews, emigrating to this country, and the prospect at no distant period of their becoming powerful and influential and inducing others to visit this country, from the entire civil and religious freedom, which we enjoy, I am satisfied, that they should have a Journal which, while it is devoted to the support of our holy faith in its purity, will nevertheless aid the cause of education, science and the arts, and believing that Mr. Isidor Busch is qualified by ex-

perience and talents as well as character, to conduct such a Journal, I take pleasure in recommanding our friends and coreligionists of the continent to become subscribers to it and aid in giving it an extensive circulation. M. M. Noah.

„In Betracht der zunehmenden Menge der gebildeten deutschen Juden, die nach diesem Lande auswandern, und der Aussicht, daß sie in nicht ferner Zeit Macht und Einfluß erlangen und andere veranlassen werden, nach diesem Lande zu kommen, wegen der vollständigen bürgerlichen und religiösen Freiheit, deren wir uns erfreuen; — bin ich überzeugt, daß ihnen ein Journal nothwendig ist, welches, da es der Aufrechthaltung unseres heiligen Glaubens in seiner Reinheit gewidmet ist, zugleich die Sache der Bildung, Wissenschaft und Künste unterstützen wird. Da ich nun Mr. Isidor Busch für geeignet halte, sowohl durch seine Kenntnisse und Erfahrungen, wie auch durch seinen Charakter ein solches Journal zu leiten, macht es mir Vergnügen, es unseren Freunden und Glaubensgenossen in den Vereinigten Staaten zu empfehlen, daß sie darauf unterzeichnen und zu einer ausgedehnten Verbreitung behilflich sein mögen. M. M. Noah."

Dennoch ließ er sich von dem eigensüchtigen, prahlerischen Scheingepränge seiner Landsleute so arg verführen, daß er eine hochwichtige Angelegenheit, die zum Segen seiner Glaubensgenossen hätte gedeihen können, total verdarb und seinen Namen dem hierbei wohlverdienten Spotte preisgab.

Im Anfange der zwanziger Jahre — irre ich nicht im Jahre 1824 — erließ Noah an die Juden aller Länder eine Aufforderung, nach Amerika zu kommen, um da der Freiheit und des Segens des Landes theilhaftig zu werden und in Eintracht den Boden zu bebauen.

Von Seiten des Staates New-York war ihm hierzu die Insel Grand Island überlassen worden; und die Lokalität mit eben so viel praktischem Sicherblick, wie mit Berücksich-

tigung aller Verhältnisse gewählt. Unfern von den Niagara-Fällen liegt die Insel zwischen dem Erie- und Ontario-See, nach West-Canada zu, unter einem Klima, dem Mittel-Deutschlands ganz ähnlich.

Anstatt aber nach Moses' hohem Vorbilde mit Geduld und Ruhe und ohne selbstisches Streben das schwere Werk zu beginnen, die dem Drucke Entronnenen der Freiheit zuzuführen, und mit Gottes Hülfe und Segen es langsam aber sicher vorwärts zu bringen; — hatte Noah nichts Eiligeres zu thun, als im Tischri 5587 — September 1826 — einen pomphaften theatralischen Aufzug zu arrangiren, wo er abentheuerlich gekleidet an der Spitze einer großen Gesellschaft, zumeist von Freimaurern, bei denen er ebenfalls eine hohe Würde bekleidete, erschien und in der **bischöflichen Kirche** in Buffallo den Eckstein zur **jüdischen** Kolonie Arrarat einweihen ließ! —

Bei solchem verkehrten Gebahren mußte auch der schöne Vers 22, Psalm 118, verdreht und der „Eckstein" — der Freimaurer — von den Bauleuten verworfen werden.

Es zeugt von dem geistig gesunden Sinne, den das Judenthum seinen Anhängern einflößt, daß sie sich selbst in einem Lande, wo bei anderen Konfessionen Auswüchse wie Shakers, Tunkers, Rappisten, Swedenborgianer, Mormonen und noch mehr ungehindert sich zeigen, und die berüchtigten Revivals — Wiederbelebungen — und Camp-meetings — Lager-Zusammenkünfte — vorkommen, — von allen phantastischen, unwahren, weil ungöttlichem Treiben weg- oder demselben erst gar nicht zuwenden.

Die ganze Angelegenheit hatte noch vor dem eigentlichen Beginn schon ihr Ende erreicht. Das steinerne Denkmal menschlicher Schwäche steht nur noch, auf dem sich Noah Gouverneur und Richter in Israel nennt.

Wenn aber auch nicht in Israel, war Noah ein wahrer Richter, voll Eifer für Recht und Wahrheit. So z. B. ge-

lang es seinen angestrengten Bemühungen, die Thäter des großen Juwelendiebstahls am niederländischen Hofe, die nach Amerika geflüchtet waren, zu entdecken und ihnen den Raub zu entreißen.

Er hatte sogar deshalb von dem Redakteur einer der gelesensten amerikanischen Zeitungen: New-York Herald, von dem bekannten Benett, auf den wir später noch zurückkommen werden — verleumderische Anklagen zu erdulden, denen er im Bewußtsein seines Rechtes und seiner Unschuld mit kühnem Muthe entgegen trat.

Um so mehr muß es bedauert werden, daß die Angehörigen des inzwischen verstorbenen Noah dieses nicht weiter verfolgten. Es war ihre Pflicht, das Andenken des Gerechten auch hierbei zum Segen zu erhalten, und mußten sie den Verleumder zur Strafe ziehen.

Obgleich in Amerika die Presse ganz frei ist, giebt es doch Mittel, sich gegen Frechheit und Zügellosigkeit zu wehren. So erinnere ich mich z. B. eines Prozesses, wo derselbe Benett dem Impresario einer Oper, der ihm keine Freibillets gegeben, oder die Vorstellungen nicht in seinem Blatte inseriren ließ, die er deshalb sehr ungünstig beurtheilte — eine Entschädigung von einigen Tausend Dollars zu zahlen verurtheilt wurde. —

Die ganze Gemeinde hätte sich dieser Angelegenheit annehmen sollen; es galt nicht allein ihrem hochverdienten Mitgliede Gerechtigkeit zu verschaffen; sondern ihrer selbst wegen, die bis jetzt immer in ihrer Ehrenhaftigkeit unbescholten und hochgeachtet dastand.

Die geheimen Gründe, die ich angeben hörte, daß man auf Nachsuchen hoher Personen aus Europa den Juwelendiebstahl nicht wieder vorführen wollte, kann ich nicht billigen. Solche Rücksichteleien braucht man in Amerika nicht zu nehmen; und jedenfalls hat man die heiligere Pflicht, den guten Ruf eines hingeschiedenen Ehrenmannes gegen bos-

hafte Verleumdung zu wahren, wie vornehme Spitzbuben zu schonen. —

Ich lasse es bei diesem einen Beispiele sein Bewenden haben, da ich mit Noah eine Hauptperson der Gemeinde in jeder Beziehung vorgeführt. Fragt man nun, woher solche Entfremdung von der Väter Leben und Lehre rühre, — so ist die einfache aber traurige Antwort: eben von der Entfremdung von dieser Lehre.

Eine ärgere Verwahrlosung wie die der jüdischen Schule bei den Portugiesen dürfte es kaum geben; höchstens nur noch eine ähnliche bei den anderen deutsch-jüdischen Gemeinden in Amerika, wiewohl auch diese mit ihrem Tadel gegen die portugiesische sehr freigebig sind.

Freilich ist in diesen anderen Gemeinden noch immer jüdisches Wissen und Leben mehr wahrzunehmen; aber nur weil sie frischen Zufluß aus Europa hierfür bekommen. Ihre in Amerika geborene und erzogene Jugend dürfte zumeist hinsichtlich der Unwissenheit mit der portugiesischen wetteifern können, ohne jedoch die feine Lebensart, oder die Glaubenswärme, die freilich nach dem wahren Spruche: „Ein Idiot kann nicht fromm sein" — nicht viel nützt — mit ihnen zu theilen.

Da wir weiter, bei Gelegenheit der anderen Gemeinden, auch von ihren Schulen sprechen werden, so bleiben wir hier noch eine Weile bei der portugiesischen Schule.

In dieser wird nur ein Bischen hebräisch Lesen gelehrt; und mit dem kunstgerechten Vortrag der Haftarah, worunter jedoch nur das Absingen, keineswegs aber das Verstehen derselben gemeint ist, hat der Scholar das Rigorosum überstanden und seine Religionsstudien geschlossen. Dies ist keine Uebertreibung, und nur wenige der eingeborenen Mitglieder dieser Gemeinde werden um ein sehr Geringes über diesem allgemeinen Niveau stehen.

Wirkliches Wissen auf jüdisch-theologischem Gebiete dürfte unter ihnen der einzige Dr. A..... besitzen, der auch sonst

ein verdienstliches Streben hat, namentlich als Mohel ausgezeichnet ist; sein Vater war aber auch ein holländischer oder englischer Jude, der eigens für seinen Sohn einen polnischen Talmudisten zum Lehrer hielt.

Da ich hier vom Mohel spreche, muß ich noch eines eigenthümlichen Ueberhandgreifens der landesüblichen Sitte gegen den Religionsgebrauch erwähnen. Englisch-amerikanische Prüderie hat es so weit gebracht, den Akt der Aufnahme in den Bund des Judenthums aus der Synagoge zu verbannen und nach dem Wohnhause zu verlegen. Mir ist ein Fall bekannt, wo dem Vater des acht Tage alten Knaben am Versöhnungstage die Synagoge zu dieser Aufnahme nicht gestattet wurde; aus dem Grunde, wie die Vorsteher sagten: Die Ladies würden wegbleiben. —

Solche Ziererei und Aftersitte ist man in den deutschen Gemeinden nachzuahmen schnell bereit; nicht aber wo es sich darum handelt, was Zweckmäßiges beizubehalten. Die portugiesische Gemeinde hat z. B. einen fest angestellten Schochet; wie es aber in den meisten deutschen Gemeinden damit steht, wird weiter erzählt werden.

So sind die meisten Vorwürfe, die, namentlich in der neuesten Zeit, von den deutschen Juden den portugiesischen — wie in der Wochenschrift „Israelite" — gemacht werden, an und für sich wohl gegründet; nur dürfen sie nicht von da ausgehen, wo man geflissentlich sich derselben Vergehen schuldig macht, also nicht einmal die Entschuldigung des Irrthums aus Unwissenheit hat.

Das Tadelnswerthe habe ich ohne Drehen und Krümmen hier auch aufgedeckt, aber weder aus Tadelsucht, noch aus andern unlautern Gründen; sondern nur, um aufmerksam zu machen.

Wo noch guter, wenn auch schwacher Wille vorhanden, bedarf es oft nichts mehr, um von falschen Wegen fern zu halten.

Selbst in ihren Irrthümern giebt sich aber in der portugiesischen Gemeinde eine echt jüdische Biederkeit und Gradheit kund.

So waren sie schon öfter Willens, aus Europa irgend eine Celebrität als Religionslehrer und Prediger zu engagiren; folgendes Bedenken hielt sie jedoch noch immer wieder ab: „Der Religionslehrer wird uns die Sabbathfeier besonders ans Herz legen, die strenge Durchführung derselben uns aber im Leben und Custom zu sehr stören."

Man sieht, zu dem Auswege, den Sabbath auf den Sonntag zu verlegen, sind sie noch nicht gekommen, wiewohl häufig Seventhday-Christians — Sabbathchristen — auch in der Synagoge zu sehen sind; — und dürfte auch ein moderner jüdischer Jesuit mit solchen nachhelfenden Vorschlägen und Mittelchen bei ihnen kein Glück machen.

Eher läßt es sich hoffen, daß die ihnen innewohnende Glaubenswärme sie das Wahre wird erkennen und den Sabbath mit dem Leben, wenn auch nicht mit dem Busineß — Geschäft — vereinen lehren; wie ja auch der selige Noah immer Freitags statt des Sonntags zu Gerichte saß.

Möge es ihnen bald gelingen, sich von solchen nationalen Schwächen loszumachen, und sie im Zusammenschmelzen mit den anderen Gemeinden ihr allseitiges Wohl und Heil und somit die wahre Sache des reinen Judenthums fördern!

Daß sie dabei aber keine Zeit zu versäumen haben, müssen sie sich selbst sagen, wenn sie die eher ab- wie zunehmende Zahl ihrer Glieder erwägen. Trotz des häufigen Beitrittes fremder Juden in früherer Zeit, die spärlich aus Europa kamen und daher sich zu ihnen als zu der damals einzigen vorhandenen jüdischen Gemeinde hielten; dürfte der portugiesische Ritus in Amerika kaum viel mehr Mitglieder wie etwa kurz vor dem Unabhängigkeits- und Freiheitskriege zählen.

Der Grund dieser bei den Juden sowohl wie in Amerika auffallenden Erscheinung darf nicht blos in der Entfremdung

vom Judenthume durch Unwissenheit und Verziehen nach fernen Gegenden zu suchen, sondern mehr noch dem Aussterben zuzuschreiben sein.

Es ist in der That eine seltsame bedauerliche Erscheinung, in dem freien Amerika, wo jeder Erwerbszweig Jedem ohne Einschränkung offen steht, und wo man in der Regel sehr früh heirathet, — so viel Unverehelichte beiderlei Geschlechts zu finden, wie es in den portugiesischen Gemeinden der Fall ist. Beiläufig will ich noch erwähnen, daß in der portugiesischen Gemeinde nicht blos häufig Kinder die Vornamen ihrer noch lebenden Väter bekommen, sondern auch solche Namen, die weder biblisch, noch sonst bei den Juden üblich. Besonders wo es gilt, das Andenken eines großen Mannes zu ehren, und scheinen sie dabei auf der Erzählung des Talmuds, hinsichtlich des Namens Alexander bei den Juden, zu fußen. So hörte ich öfter bei der Thorah den Namen Washington eben so auch Montefiore nennen, den Mitglieder aus der Gemeinde oder ihre Kinder führten.

Ueberraschend war es mir, in ihrer Synagoge einige Negerinnen zu sehen, die mit wahrer Andacht, aber ohne die Uebertreibungen, wie sie sonst den Schwarzen eigen, beteten.

Wie ich vernahm, gehörten sie den Familien, in denen sie jetzt noch leben, früher als Sklavinnen an; bei Aufhebung der Sklaverei im Staate New-York blieben sie freiwillig bei der ihnen lieb gewordenen Herrschaft, deren Glauben sie auch annahmen.

Ein erfreuender Anblick war es auch, den ehrenwerthen B. H. Hert, Mitglied des Repräsentantenhauses im Congreß der Vereinigten Staaten, seinen hochbejahrten Vater zur Thorah hinaufgeleiten zu sehen.

Mit Recht aber darf man fragen: warum wird die Liebe und Verehrung, die man dem Vater erweist, nicht auch für die heilige Lehre der Väter an den Tag gelegt? —

Es ist mir wenigstens kein Fall bekannt, daß die jüdischen Congreßmitglieder bei irgend einer Verhandlung um Aufrechthaltung der Prinzipien der Bibel, der wahren, geistigen Freiheit, sich besonders ausgezeichnet hätten!

Welche Schritte sind von ihnen gegen den Abschluß des Handelstraktats mit der Schweiz geschehen?

Ist er wirklich so erfolgt, wie öffentliche Blätter allgemein mittheilen, dann hätten namentlich die jüdischen Congreßmitglieder mit Kraft und Ernst dagegen auftreten müssen, um die Lässigen und Trägen ihrer Collegen zu wecken und aufmerksam zu machen. Keineswegs aber im Privatinteresse ihrer Glaubensgenossen, sondern im allgemeinen, hehren des Gesammtvaterlandes, dessen segensreiche Constitution — auf der heiligen Schrift basirt — durch diesen Vertrag gröblich verletzt wird. —

Wir kommen später noch auf diesen Handels-, der richtiger Schachertraktat zu benennen wäre, zurück.

---

2. Cresson.

Noch will ich, bevor ich von der portugiesischen Gemeinde scheide, des bekannten Proselyten Cresson, den ich da in der Synagoge gesehen, und der mir durch seine schöne, männliche Gestalt, durch das ausdrucksvolle, Leben und Geist strahlende Gesicht und durch seine inbrünstige, fast schwärmerische Andacht ganz besonders aufgefallen war, erwähnen.

Die Geschichte seines Uebertrittes kann ich wohl, als allgemein bekannt, kurz erzählen.

Einer amerikanischen, alten, christlichen Familie entsprossen, war er eine Reihe von Jahren General-Consul der Vereinigten Staaten im Orient. Hier lernte er das Judenthum, dessen Lehren dem eifrigen Bibelleser nicht fremd waren, genauer kennen, trat zuerst im Geheimen, endlich öffentlich zu ihm

über und als begeisterter Apologet desselben in einigen eifervollen Schriften auf.

So unangenehm dieses seiner vornehmen Familie war, von Staats wegen ließ sich dagegen dennoch nichts thun; sie versuchte daher auf Privatwegen eigenthümliche, liebevolle Mittel und wollte Cressон für geisteskrank erklären, und dies namentlich mit seinem Uebertritt zum Judenthum begründen.

Cressон eilte, um seine Angelegenheit persönlich zu betreiben, nach Amerika. Hier widerlegte er die lügenhafte Angabe nicht blos durch mehrere, seine amtliche Leistungen mit Lob anerkennende Schreiben von Seiten der Regierung, bei deren Empfang er schon heimlich Jude gewesen — sondern brachte noch das Zeugniß eines bekannten geachteten Arztes in New-York, der von Geburt ein Deutscher und Jude, schon früher im alten Geburtslande als Militärarzt Christ geworden war, und als solcher auch seit Jahren in Amerika lebte.

Gegen die Competenz eines solchen Gutachtens gab es keinen Einwand; und kann ich mir es nicht versagen, einige Stellen daraus, wenn auch nicht buchstäblich, doch ganz dem Sinne getreu hier wieder zu geben.

„Die Veranlassungen zu einem Wechsel der Religion können vielfach sein; z. B. wirkliche oder falsche Ueberzeugung, mancherlei Rücksichten oder Bestrebungen, die nur durch diesen Wechsel realisirt werden können, u. a. m."

„Wie verschieden aber auch diese Gründe ihrem moralischen Werthe nach sind, so wird es doch nie einem Vernünftigen einfallen, irgend eine Aeußerung des Wahnsinns oder Krankheit des Geistes daran erkennen zu wollen."

„Schreiber dieses ist zu diesem Axiom um so mehr berechtigt, da während seiner langjährigen ärztlichen Praxis noch nie die Gesundheit seines Geistes weder in Europa noch in Amerika von irgend Jemand in Zweifel gezogen wurde, wie-

wohl er von Geburt selbst Jude gewesen und erst später zum Christenthum übergetreten."

„Die Gründe, die ihn zum Religionswechsel bewogen, braucht er hier nicht anzugeben und will es auch nicht; wohl aber sein durch die genaue Bekanntschaft mit beiden Religionen um so zuverlässigeres Urtheil: daß das Verhältniß beider zu einander gleich, und eben so wenig aus dem Uebertritt vom Christen- zum Judenthume, wie umgekehrt, auf irgend eine Geistesstörung zu schließen sei."

„Da nun Mr. Cresson sich auch sonst überall als höchst besonnen handelnder, verständiger Mann erweist, sehe ich mich zur Ehre der Wahrheit nach Pflicht und Gewissen gemüßigt, denselben für vollkommen gesund an Geist zu erklären; für so gesund, wie es bei denjenigen, die das Gegentheil behaupten, wohl zu wünschen, dieser Behauptung wegen aber gar sehr zu bezweifeln wäre."

So schreibt in Amerika ein Christ, der früher Jude gewesen!

---

3. Die anderen jüdischen Gemeinden.

Die portugiesisch-jüdische Gemeinde wurde deshalb ausführlich behandelt, weil sie gewissermaßen die Wurzel und den Stamm der jüdischen Gemeinden in Amerika überhaupt bildet. Bis vor etwa zwanzig Jahren gab es keine andern Juden in New-York, und hielten die damals noch nicht zahlreich Einwanderer alle zu den Sephardim.

Den Beweis hierzu liefern die ältern Begräbnißplätze der sephardischen Juden in New-York. Da herrscht die schönste Vereinigung, ein wahrer Friede; aber nicht blos des Todes und im Tode, da er auch von der Eintracht der verschiedensten Nationalitäten im Leben durch die gemeinschaftliche Religion Kunde und Zeugniß giebt.

Der Eingeborene Portugals und Spaniens, der nur mit Noth dem Vaterlande und dem Scheiterhaufen daselbst entronnen, ruht hier neben seinem, wenn auch nicht so glühend, doch nicht minder verfolgten Glaubensgenossen aus Polen; — ein junges Mädchen aus Charleston dort neben ihrer Glaubensschwester aus Gibraltar; — ein Jude aus dem Orient neben Mynheer aus Amsterdam; der Deutsche zwischen Engländern und Franzosen; und „die beste Mutter und treueste Gattin" aus Meseritz unweit „einer geliebten vielbetrauerten Tochter" aus New-Orleans.

Allmälig jedoch wurde bei der Vergrößerung der Stadt und der Zunahme der jüdischen Einwanderer das Bedürfniß nach einem neuen Sammelpunkt: einem Gotteshause, rege, und bei Befriedigung desselben, aber mehr im kindischen wie im kindlich religiösen jüdischen Sinne ein anderer Minhag eingeführt; — bis Nachahmungs-, Partei-, Ehr-, Separations- und Prunksucht und Eigennutz und Eitelkeit und Verführung immer mehr überhand nahmen und sich in der unjüdischesten Weise: in Aufstellung von Pracht-Synagogen äußerte, daß erfüllet wurde des Propheten Wort Hosea 8, 14: „Israel gaß seines Schöpfers und bauete Tempel!" —

Im Jahre 1854 betrug der Durchschnittswerth einer Synagoge in Amerika — nach dem sonst der Juden nicht viel erwähnend Methodist-Almanac, der freilich den letzen Census von 185[illegible] nachschrieb — nahe an 12000 Dollar; eine Höhe, die nur noch von den Holländisch-Reformirten, seit langer Zeit in New-York heimisch, und von den Unitariern übertroffen, sonst aber von keiner christlichen Sekte auch nur im entferntesten erreicht wird. Giebt dies auch noch einen Beweis von ächt jüdischer Opfer-Fähigkeit und Willigkeit, so muß man dennoch innig bedauern, daß sie so wenig im wahren Geiste des Judenthums benutzt und verwendet wird, und voll tiefer Trauer, wie ene beiden Rabbi's bei den Trümmern einer Synagoge

in Tiberias ausrufen: Welche Summen und wie viel Seelen wurden hier nutzlos vergeudet! —

Die Gemeinden separiren sich nach einer anderen Seite, die leider typisch zu sein scheint: im Tode. Fast jede hat ihren eigenen Gottesacker. So nothwendig dies auch für diejenigen Gemeinden ist, die ihre Begräbnißplätze noch auf der eigentlichen Manfattar-Insel und daher den Raum spärlich zugemessen haben, wie z. B. die sephardische; — so ist es doch für die anderen, die jenseits des Hudsons auf Cypreß-Hill beerdigen, ein ganz überflüssiger und um so ungerechtfertigter Luxus, als der Grund hierzu wohl nur in der Speculation und Gewinnsucht einiger Personen zu finden sein dürfte.

In dem Jahre 1854 mögen in New-York mindestens 14 Synagogen gewesen sein; Gemeinden aber gab es noch viel mehr. Darunter freilich viele, die einstweilen nur in gemietheten Localen Gottesdienst hielten, mit aller Anstrengung aber dem hohen Ziele: eine eigene Synagoge zu erlangen, zusteuerten. — Daß es nicht immer die reinsten Motive sind, die diese zerstückelnden Vereinigungen veranlassen, wird man gleich erkennen, wenn ich mittheile, wie mindestens noch schnell zehn neue Gemeinden entstanden wären, wenn das Gerücht sich bestätigt hätte, daß der im Jahre 1853 in New-Orleans verstorbene Judas Touro einer jeden jüdischen Gemeinde in New-York einige tausend Dollar vermacht habe. Zum Glück aber hatte Touro nur einige Gemeinden, die er bedacht haben wollte, ausdrücklich genannt, und so lösten sich die in der Bildung begriffenen Gemeinden ohne Grund- — Kapital — wieder auf, so schnell wie sie ohne Grund entstehen wollten.

Noch zeugen davon, daß nicht immer wirkliches Bedürfniß den Bau einer Synagoge herbeiführt, die häufig in einer Straße oft in naher Nachbarschaft vorkommenden mehreren Synagogen, die manchmal gar nicht, manchmal nur in den geringfügigsten Kleinig- und Kleinlichkeiten von einander ab-

weichen, und mit Ausnahme der hohen Feiertage halb oder auch fast ganz leer stehen.

Zum Theil könnte man dieses Zersplittern einer gewissen Sucht, die Nationalität noch geltend zu machen, zuschreiben. Da giebt es holländische, englische, deutsche, baierische, böhmische, polnische und posener Synagogen, die zwar in ihrem Stock der Benennung entsprechen, aber dennoch in der Gesammtheit ein buntes Volksgemenge darbieten: da jeder zu der ihm am meisten, sei es aus Bequemlichkeit oder Laune zusagenden hält. Oft giebt auch das Geschäft den Ausschlag aus einer Gemeinde in die andere überzuspringen. So kannte ich einen Lehrer, der einer guten Stelle wegen von den Reformern nach einer orthodoxen, und einen Lawyer — Sachwalter — der von den Portugiesen nach einer englischen Synagoge übersiedelte, als er unter den Mitgliedern der letzteren fette Clienten erlangte.

Dies ist ächt amerikanisch, — oder kommt solches zuweilen auch in Europa vor?! — und haben die Juden schnell die amerikanische Sitte oder Unsitte angenommen, aber so wie beim Bau der Synagoge.

Wie abweichend auch der eigentliche Gottesdienst in den verschiedenen Synagogen ist; — man denke sich die vielfachen Nüancen von einem polnischen Beth hamidrasch mit Maarib bismane-Gebet und 2-5-2 Fasten, bis zu dem Reformtempel mit Männer- und Frauen-Chor und Orgel, homöopathischen Thora-Abschnittchen und Abschaffung jeder Opferlust; — im äußeren Gebäude sind sich alle mehr oder weniger, und im Ganzen den christlichen Kirchen in Amerika ähnlich.

In manchen deutschen Staaten wird man schon vielleicht über die zu weit getriebene Toleranz der Regierung, die solches geschehen läßt, staunen; mehr noch aber mancher fromme Pfaffe arg die Augen verdrehen, ob solcher Gottlosigkeit, wenn er erfährt, wie sogar Juden christliche Kirchen acquiriren und sie zu Synagogen benutzen; — und dem gottvergessenen Lande

ein Schicksal prophezeihen, oder in seines Herzens Milde und Demuth gar herbeiwünschen, wie Sodom und Gomorra. —

Die meisten Synagogen sind also wie die Kirchen im hohen Parterre, und steigt man, statt, daß in den alten Synagogen einige Stufen nieder führten, dem Psalmvers 130, 1: „Aus den Tiefen rufe ich zu Dir, Herr!" gemäß, — hier ziemlich viele Stufen aufwärts. Beiläufig gesagt, dürfte dies wohl die einzige Erhebung gegen Sonst sein.

Ueber dem Hauptportale prangt mit goldnen Buchstaben der Name der Gemeinde; — jede Gemeinde führt, wie es bei dem Sephardim üblich, einen eigenen Namen; z. B. Rodef Schalom, wo das Rodef aber leider mehr im natürlichen, wie im moralischen Sinn zu nehmen — Imanuel u. s. w. — und zeichnet sich namentlich eine ganz neue Synagoge durch die Inschrift „s e beth hacnesset" nicht gerade vortheilhaft aus.

Im Basement — Souterrain — unter der Synagoge ist gewöhnlich das Schullocal der Gemeinde, zuweilen auch Wohnung für die Beamten und die Vestry — Sakristei. —

Ueber diese Bauart hörte ich einen wahrhaften Israeliten, der es mit Herz und Geist war, den Schmerzwitz äußern: „Sie ist gewissermaßen typisch! Weil man leider Gottes die Synagoge so erhebt, und der Rabbine sich darinnen so hoch stellt, darum liegt die Schule in der Erd'." — Ein hartes, bittres, aber wahres Urtheil. —

Die Sakristei dient zumeist dazu, daß der Reverend, — gleichviel, ob Rabbiner, Prediger oder Vorbeter: Reverends sind sie alle — seine Maskerade vornimmt; denn soweit ist die Kultur schon vorgeschritten, daß selbst die orthodoxesten Gemeinden bei ihren geistlichen Hirten eine Amtstracht eingeführt haben. Die ist freilich sehr verschieden, sowohl in der Kopfbedeckung, wie im Ueberwurf. Hier sieht man das faltenreiche Gewand der englischen Hofkirche, und rundes pilzartiges Barett, dessen Träger einem sich aufblähenden, Radschla-

genden Pfau sehr ähnlich wird; — dort das einfache Prädicantenkleid und Bäffchen und schlichte Kappe, durch alle Abstufungen durch bis zum vielzipfeligen Deckel und faltenreichen Rock des russischen Popen.

Das letzte Costüm scheint, da es auch der Farbe nach russischgrün ist, sehr weise und glücklich gewählt. Man kann nun die amerikanisch jüdische Geistlichkeit nicht mehr allgemein als kemarim bezeichnen, was nach Kimchi — Redak — von der schwarzen Kleidung der Götzenpriester herrühren soll, da sie nicht alle von außen ganz schwarz sind.

Mit diesen bereits vorhandenen Costümen ist jedoch die Mode der geistlichen Tracht noch nicht abgeschlossen. Zuweilen schwebt einer phantasiereichen Lady noch ein höheres Ideal vor; fromme Schwestern finden sich bald, die mit den Mitteln zur Ausführung bei der Hand sind, und eben so ein gottbegeisterter, heiliger Mann, dem das Meisterstück in Sammet und Seide sehr gut zu Gesichte steht, und Israel ist großes Heil wiederfahren: es giebt eine neue Priestertracht. Man kann es dann in langen Artikeln in den Zeitungen lesen, wie herrlich bei dem feierlichen, erhebenden, entzückenden und beglückenden Akt der Uebergabe von allen Seiten da gesprochen und später — geschmaust wurde. —

Solche übertriebene Auswüchse und Nachäffereien amerikanisch-christlichen Lebens läßt sich jedoch nur eine gemachte Reform zu schulden kommen; da ist die Orthodoxie, selbst die crasseste, noch immer charakter- und bewußtvoller.

Ueberhaupt muß man es der Orthodoxie nachrühmen, daß sie durch ihr — freilich oft starrsinniges — Festhalten am Alten, dem nach Trost und Andacht ringenden, suchenden Gemüthe, vielleicht aber schon durch Anklänge aus einer früh zu Grabe getragenen Jugend, weit mehr gewährt, wie eine gemachte, experimentirende Reform.

Wahre Reform wird daher nie bei Aeußerlichkeiten beginnen und solche gar aufdrängen wollen; sondern ruhig ab-

warten, bis von Innen heraus der Keim des eingelegten Samenkornes sich entwickelt und ihn dann mit Sorgfalt und Liebe zu fördern suchen.

Wahre Andacht habe ich im Tempel in New-York nie gefunden; selbst an den hohen Feiertagen, wo er nicht gar so leer wie sonst allsabbatlich war, saßen die geputzten Gentlemen und Ladies mehr wie vergnügungssuchende Zuhörer in Conzerten und Theater, denn als andächtige Beter da. Da erinnere ich mich eines andern Beters, den ich am Versöhnungstage in einer Synagoge der Orthodoxen in der Norfolkstreet sah.

An und für sich überragte der hochgewachsene, sehnige Mann, wiewohl er die Stiefeln abgelegt hatte, seine Nachbarn um Kopflänge; am auffallendsten aber war das zerklüftete, verwitterte Gesicht, das von noch ganz anderen Stürmen und Unwettern Spuren trug, als wie sie draußen in der Prärie und im Urwalde tosen, obwohl er sonst, auch ziemlich in seiner Kleidung einem Backwoodsman — Hinterwäldler — sehr ähnlich sah. So stand er, fast unbeweglich die ganze Nacht und den ganzen Tag in tiefem inbrünstigen, nur manchmal, namentlich bei Stellen, die von Vergebung und Wiederaufnahme des reuigen Sünders sprachen, von tiefem Aufstöhnen und convulsivischem Zittern unterbrochenen Gebet. Seine Aussprache des Hebräischen war ganz die der deutschen Juden.

Er erregte die Aufmerksamkeit vieler; keiner aber kannte ihn, und keiner sah ihn wieder nach dem Versöhnungstage.

Sollte vielleicht die unjüdische, selbst quälerische Penitenz ein nichtjüdisches Leben, oder vielleicht gar ein sonst bei Juden nicht vorkommendes Verbrechen sühnen? —

Doch — wir wollen zu unsrer Synagogenschau zurückkehren. Was im Tempel besonders auf- und mißfällt, ist das gewaltsame Pressen der Andächtigen. Als Ueberschrift über den Eingangspforten, könnte man Dante's Höllenüberschrift

setzen: Lasset jede Hoffnung fahren, die ihr eintretet! — nämlich: vor Beendigung des Gottesdienstes wieder herauszukommen.

Der Engel mit dem flammenden Schwerte konnte kaum grimmiger dem armen Adam den Wiedereintritt in das Paradies wehren, als hier die Synagogendiener — halt! wollte ich sagen: Beamte; im freien Amerika giebt es keine Diener — den Austritt aus dem Nichtparadiese.

So wenig man die Reformen überhaupt sonst im Verdacht haben darf, der Schule des Schammai zu sehr nachzuhängen, mußte ich dennoch immer der Aehnlichkeit mit derselben denken. Den Synagogen- oder Tempelbeamten fehlte nur noch ein Schwert, um buchstäblich auszuführen, Sabbat 17, a: „Es ist gestattet einzutreten, aber nicht hinauszugehen!" Daß sie zuweilen dennoch großmüthig sein und trotz ihres rigorosen Amtseifers eine Ausnahme gestatten mußten, um — um — nun, um mich zart auszudrücken, will ich mich einer stereotypen deutschen Buchhändler-Floskel bedienen: um einem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen — dies that zur Sache nichts. Gezankt wurde des abschreckenden Beispiels wegen zuvor immer ein Bischen: man konnte doch dabei seine Würde darthun und die andern einschüchtern! —

Besonders unangenehm war diese Zwangsmaßregel für den armen Fremden, wenn er sich Freitag Abends in den Tempel verirrte.

Die gegenüberstehende Synagoge der Holländer war schon längst geschlossen, die frommen Besucher derselben mochten schon längst, nach lieblich gesungenem Schalom allchem und Kiddusch des Abendmahls sich erfreuen; im Tempel konnte der Ruhetag noch nicht abgeorgelt werden. Warum? — Der Chordirigent hatte seine Musikstunden noch nicht beendet, oder eine oder einige der im Chore für Geld singenden Damen, die nebenbei der edlen Millinerkunst — Putzmacherei — oblagen, konnten vor Schließung des Geschäftes nicht abkommen.

Gleichsam zur Entschädigung für das lange Warten,

vielleicht auch, um damit sinnig die halbe Freude mit dem Sabbat und die noch geringere Absicht, ihn würdig zu begehen, anzudeuten, — wurde nun die Hälfte des „Lecha dodi" gegeben. Ich hörte freilich die erste Hälfte der vier ersten Strophen, die den Vornamen des frommen Hymnensängers: „Salomo" an der Spitze tragen. Möglich jedoch, daß zu anderen Zeiten zur Ausgleichung wieder nur die letzten vier Strophen, die im Akrostichon: „h'alevi" nennen, vorgetragen wurden, und damals der nun selige Heine in New-York war und den Tempel besuchte; — so wäre nun auf einmal das Räthsel gelöst, woher Heine zu dem Irrthum kam, im Romanzero den Judah halevi als Dichter des „Lecha dodi" zu feiern. —

Ueberhaupt gab es Freitag Abends im Tempel zuweilen Odiosa. So ließ z. B. die Präsidentschaft an einem solchen Abende, als ein mißliebiger Chasan-Reverend mit aller Gewalt fungiren wollte, — die schon angezündeten Gasflammen wieder zuschrauben. So, daß zur Hälfte erfüllt wurde des Propheten Wort:

„Das Volk, das im Finstern sitzet."

Man glaube ja nicht, daß dieses der Unterhaltung und des Witzes wegen mitgetheilt wird — darum ist es dem Schreiber dieses wahrlich nicht zu thun; — gern aber möchte er auch anderswo auf das Fratzenhafte und Nachtheilige einer gemachten und nachgemachten Reform, die ohne eigentliches Bedürfniß und Leben aus leerer Nachahmungssucht entsteht, aufmerksam machen.

Wie ganz anders sahen viele der jetzt im Tempel sitzenden Damen und Herren aus, wenn sie im Liebhabertheater — theatralisch schien den Meisten der Tempel auch, und nur die Liebhaberei daran ihnen ausgegangen zu sein — vor oder hinter den Coulissen sich bewegten! Da war ein andres Leben, ein andres Feuer, obgleich auch gerade kein reines in ihnen! — Denn auch das bringt namentlich die Halbbildung

mit sich, daß die ihr eigenthümliche Nachahmungs- und Modesucht an den krankhaften Genüssen ihrer Musterbilder Geschmack gewinnt; — und so giebt es mehrere Gesellschaften, die der „Harmonie und Geselligkeit" gewidmet sind, in denen das Liebhabertheater die Hauptrolle spielt.

Besonders ausgezeichnet durch Theater-Routine sind — wiewohl es unter ihnen sehr achtungswerthe Personen giebt — zumeist die Einwanderer aus einem zu Deutschland nur uneigentlich zu rechnenden Lande, die so zu sagen, ihr alltägliches Leben nur auf die Bühne zu übertragen scheinen.

Gewöhnlich sind die Unternehmer und Regisseure bei solchen volksbildenden Unterhaltungen die Herren Eckeles und Geckeles und Böckeles und Schmöckeles, die, wie es sich von selbst versteht, für sich und ihre Angehörigen, die Damen: Katzeles und Tatzeles und Kratzeles und Frazzeles, die schönsten und best ausgestatteten Rollen reserviren. — Leider scheinen Viele nicht blos diesen romantischen Stich aus den böhmischen Wäldern, wo „die Ahnfrau" und Schillers „Räuber" spielen, sondern manchmal noch Schlimmres mitgebracht zu haben. —

Das einzige Lobenswerthe was im Tempel gefunden wird, und das um so mehr anerkannt werden muß, als es noch keine einzige von den anderen Synagogen in New-York, Anfangs 1854 — selbst die portugiesische nicht — angenommen oder nachgeahmt hat, ist die Abschaffung der Mischeberach und des Verkaufs der Mizwoth. —

Die Reform hat seit jener Zeit einen neuen Tempel in New-York gebauet und ein neues Gebetbuch weniger verfaßt, wie ausgeschnitten, scheint also aus ihrem neualten Schlendrian sich heraufschütteln zu wollen. Gott geb's! —

Die englischen Synagogen, ebenso die holländischen, geben den besten Beweis, wie conservativ eigentlich die Juden in ihrem innersten Leben sind, wenn sie nur erst was Gutes zu erhalten haben.

Grade die Einwanderer aus den Ländern, wo sie ihres Glaubensbe- und Erkenntnisses wegen gar keine Einschränkung erlitten, behalten die Einschränkungen, die ihnen dieser Glaube wirklich auferlegt, oder die sie für auferlegt erachten, am eifrigsten bei.

Die Sabbatfeier wird bei den englischen und holländischen Juden — selbst bei denen, die in der Chatamstreet wohnen — streng beobachtet, eben so aber auch noch das Almemar aus der Mitte der Synagoge nicht weggerückt.

Auch sind es meines Wissens nur die holländische und die englischen Gemeinden die, nächst den portugiesischen — einen fest angestellten, wirklich geprüften und erprobten Schochet haben.

Man könnte ihnen fast, besonders im gewissen Sinne, Frömmigkeit zusprechen, wenn nicht der wahre Spruch unserer Weisen: „Kein Mensch auf Erden ist fromm," hindernd dazwischen trete.

Bei dem Allen geben namentlich die beiden englischen Gemeinden das Bestreben, sich zu heben — durch die Berufung tüchtiger Männer und durch eine gewisse Gemessenheit, Zucht, Anständigkeit und Anerkennung kund.

Die Synagogen-Gemeinde in der Woosterstreet machte ihrem Reverend Isaacs — irre ich nicht, bei seiner Verheirathung — eine Police über eine bedeutende Summe in einer Lebens-Versicherung zum Geschenk; — und die in der Greenstreet hat schon vor einigen Jahren den Verdienste habenden Dr. Raphall, aus England zu ihrem Religionsunterweiser berufen.

Dr. Raphall, ich glaube, von Geburt ein Schwede, zählt unbedingt zu den besten Predigern in englischer Sprache, die ich in Amerika — ich sage nicht blos bei Juden — gehört habe; dabei ist er auch im Stande einen guten Vortrag in schöner, deutscher Sprache, freilich mit etwas fremdartigem Accent zu halten, und drückt sich sehr zierlich französisch aus. Seine Lectures — Vorlesungen — die er in den Wintermo-

naten, einmal über Hiob, gegen Eintrittsgeld, hielt, haben sich eines bedeutenden Zuspruchs und Beifalls auch von christlicher Seite zu erfreuen gehabt. Als Curiosum will ich noch erwähnen, wie Dr. Raphall einen werthvollen Ring, mit der hebräischen Inschrift: „Höre, Israel, der Ewige unser Gott ist ein einiges, ewiges Wesen!" hat, den ihm noch in England Unitarier — eine christliche Sekte, die die Dreieinigkeit nicht annimmt — für einen Aufsatz: „Die Einheit Gottes," den Dr. Raphall bei Gelegenheit einer religiösen Controverse veröffentlichte, zur ehrenden Anerkennung überreichten. — Dr. Raphall war auch noch in England durch einige Jahre Herausgeber einer englischen Zeitschrift für Juden und Judenthum. —

Doch selbst bei allen diesen Orthodoxen hat das Leben in Amerika, wie es ist, gegen das jüdische Leben, wie es sein soll, mindestens in ihrem Familienkreise, ein ziemliches Uebergewicht erlangt.

Ja, „der talentvolle, ehrliche und unerschrockene Vertreter der Orthodoxie in Amerika" — ein deutsch-amerikanisch-jüdischer Correspondent der Z. d. J. (man verzeihe die ungeschickte, lange Bezeichnung, sie konnte aber, um ganz zu bezeichnen, nicht kürzer sein) hat den Redakteur der ältesten englisch-jüdischen Zeitschrift so genannt — gehört, wie man in Philadelphia erfahren kann, höchstens zu den Priestern, von denen Esra 10, 18. die Rede ist; bis zu dem folgenden Vers 19 desselben Kapitels ist er noch nicht gelangt. —

Was nun hier von diesen Gemeinden gesagt ist, gilt mit größeren oder kleineren Schattirungen — Lichtseiten bieten sie leider wenig dar — auch ziemlich von allen den übrigen; — und doch findet sich überall eine reiche Fülle wahrer Glaubenswärme, inniger Begeisterung und reinen Strebens nach Höherem, besonders bei der empfänglicheren Hälfte des Menschengeschlechts: bei den Frauen, vor. Auch hier zeigt sich der

Einfluß der Außenwelt, der Umgebung; stärker aber noch die geistige, unwiderstehliche Macht des Judenthums.

Durch fleißiges Bibellesen, auch der Bücher des sogenannten Alten Testaments, wird ein eigener religiöser Geist in den amerikanischen Frauen, überhaupt schon bei den Engländerinnen rege, der auch auf unsere Glaubensgenossinnen segensreich einwirkt.

Eine Grace Aguilar kann nicht leicht unter deutschen Jüdinnen erstehen. Ihre Werke sind überhaupt in Deutschland wenig bekannt und auch, wiewohl sonst der elendeste Roman schnell Uebersetzer, Verleger, Käufer und Leser findet, nur zum geringsten Theil übersetzt. Dagegen sind sie in Amerika in vielen Auflagen weit verbreitet und ihr literarischer Nachlaß — siehe die Vorrede der Mutter der Frühverstorbenen zu den Sabbath-Thoughts (Sabbath-Gedanken) — This selection would never have been published, but in compliance with the earnest entreaties of Mr. and Mrs. Salomon Cohen of Savannah — nur auf dringendes Bewegen des Herrn und der Frau Salomon Cohen von Savannah erschienen — und auf vielen Tischen in den Parlor's — Aufnahmezimmer — nicht blos ihrer Glaubensschwestern, vorhanden. —

Andererseits sprach wieder eine Jüdin, Ernestine Rose, die sich bei einer Versammlung der emancipationssüchtigen Damen, irre ich mich nicht 1853 in Syracuse — selbst eine Polin nannte, ziemlich irreligiös und bibelfremdlich.

Dennoch zersplittern sich die Juden nicht in Sekten, wie ihre christlichen Vorbilder; und giebt es auch jüdische sogenannte, oder sich selbst so nennende Infidels (Ungläubige) — zumeist sind es Leute, die schon von Hause aus von Glauben und Treue nichts wissen wollten, und brauche ich wohl erst nicht zu sagen: alle Eingeborenen des philosophischen Deutschlands — so haben sie gerade auch keine Absicht, eine eigene Kirche zu bilden.

Sie haben zwar in ihrer Familie die Beschneidung und auch manches andere Löbliche aus dem Judenthume abgeschafft; suchen auch in so weit dem in Amerika sich auf allen Gebieten offen kund gebenden Drange zum Bekehren zu genügen, daß sie keinen Menschen, der dem „alten Aberglauben", am Sabbath zu feiern, nachhängt, beschäftigen, oder sogar den bei ihnen thätigen Glaubensgenossen von ehemals, der am Versöhnungstage nicht zur Arbeit kommt, entlassen wollen; darauf beschränkt sich aber auch ihre ganze irreligiöse Thätigkeit als Infidels. Höchstens daß sie noch auf Karl Heinzen schwören, und auf jede von demselben zu jedem Quartal oder höchstens Semester neu auszugebende, bei der Geburt schon als Leiche erscheinende Zeitung subscribiren; und dann in Louis Druckers freier Union*) mit großer Andacht viele Kuffen Lagerbiers verschlucken; damit haben sie ihrem neuen Unglauben genug gethan. — Sonst aber sind sie die eifrigsten Anhänger des alten Aberglaubens, den das Erew raw schon aus Egypten mitbrachte, und große Verehrer des goldenen Kalbes, das sie ehrfurchtsvoll anbeten, mit Tanzen und Singen, mit Schmuggeln und Lügen und Schlingen. —

---

*) Der ehemalige vergnügte berliner Weinwirth Louis Drucker, der in New-York einen Bierkeller hielt und mit der Polizei regelmäßig Sonntags in Konflikt wegen seines Bierausschenkens gerieth, verfiel auf das Auskunftsmittel, Sonntags sein Local als „freie Union" (freie Vereinigung) zu bezeichnen. Drucker stand an der Bar (Schenktisch) in geistlicher Kleidung mit Bäffchen und Barett, die ganz eigenthümlich zu dem faunenhaften Antlitz paßte, hielt auch öfter eine Predigt und vertheilte der sehr theilnehmenden Versammlung Bier und andere geistreiche Flüssigkeiten nach Belieben. Ein Süddeutscher, ebenfalls ein Christ, der in der Houstonstraße eine Wirthschaft hielt, trat mit Norddeutschland in Konkurrenz und hielt später eine ähnliche fromme Sonntagsfeier. Juden, von denen überhaupt nicht viel Bier- und Schenkwirthe, befleckten sich mit solch blasphemischem Treiben nicht.

Als erfreulicheres Gegenbild will ich nur gleich erwähnen, daß ich sehr viele, auch deutsche Juden in nährender und ehrender Thätigkeit bei eingeborenen Amerikanern, die einer der vielen christlichen Confessionen angehörten, gefunden habe, die ihrer Religion nachleben können. Der erste Buchhalter in einer bedeutenden Fabrik war sogar so orthodox, daß er nie am Erew Rosch Chodesch bis Mittag zu fasten und dann Jom Kippur Katan abzuhalten unterließ, dadurch wohl aber Manches im Geschäft versäumte, ohne jedoch von seinem christlichen Employer — Beschäftiger, von Brodherrn ist nie die Rede — dem er den Grund als von der Religion geboten angab, je eine Störung oder einen Tadel deshalb zu erleiden.

Nun — wird man fragen — wenn im Allgemeinen so viel religiöser Sinn und bei vielen Juden noch so große Frömmigkeit zu finden, woher kommt es, daß im Leben so wenig davon zu verspüren, namentlich im Gemeindeleben, das sonst bei den Juden so hoch galt, und durch das Zusammenhalten, durch den Wohlthätigkeitssinn, der es namentlich beseelte, sich selbst bei den ärgsten Judenfeinden Anerkennung errang? — Scheint es ja in Amerika sich nur in Synagogenbauen zu concentriren, damit und mit dem Gottesacker aber auch abzuschließen?

Zu meiner Freude kann ich wenigstens zum Theil darauf antworten: Gar so arg, wie es scheint, ist es Gottlob noch nicht! Mit dem bloßen Synagogenbauen schließt der Jude, selbst in Amerika, trotz der vielfachen Vorbilder von anderer Seite, sein Leben noch nicht ab, befriedigt oder beschwichtigt damit sein religiöses Bewußtsein noch nicht: noch immer hat Jeder und Jede mindestens einen kleinen Hausaltar für sich errichtet, auf dem die reine Opferflamme unentweihet zum Himmel emporlohet.

Fraget einmal die Tausende und aber Tausende, die in Europa von den Gaben leben, die ihnen vom jenseitigen Ufer des atlantischen Meeres ein treues Kind, ein zärtlicher,

liebevoller Anverwandter zuschickt, ob sie bei ihren ausgewanderten Lieben das echt jüdische Herz, das mit voller Liebe und Aufopferung giebt und sich hingiebt, irgendwie vermissen? —

Man muß es selbst mit angesehen haben, mit welcher Freudigkeit ein armer, vor Kurzem erst eingewanderter Junge aus den ärmsten und daher verrufensten Gegenden Europas und besonders Deutschlands seinen ersten mühseligen Erwerb, seine kärglichen Ersparnisse den Seinigen nach der Heimath sendet, um mit wehmüthiger Freude und wahrem Hochgefühle von dem einen Juden sagen und ausrufen zu können: „Noch ist Israel nicht verwaist!" — Mag auch mitunter Ueberschwänglichkeit, zuweilen sogar ein schnell angenommener Anflug von Prahlerei mit zur Größe der Gabe beigetragen haben: das Verdienst ist schon deshalb nicht verringert, weil die Befriedigung der nicht ganz reinen Motive dann mit schweren Opfern erkauft und zumeist mit aller Anstrengung ferner fortgesetzt wird. So bewährt sich auch hier das schöne Wort unserer Weisen: „Durch die Uebung wird das zum Beginn nicht ohne Nebenabsicht verübte Gute bald um seiner selbst willen gethan." - -

Woher aber kommt es dennoch, daß die in Amerika zu Ansehen und Vermögen gekommenen Juden sich so gar wenig um die neu einwandernden Glaubensgenossen und um ihr Wohl kümmern, wie überhaupt, mit Ausnahme des Erbauens von Synagogen, an Judenthum und dessen Aufrechthaltung in seiner ungetrübten Reinheit nicht denken? —

Diese Frage ist, wiewohl sie mir sehr schwer fällt, weil ich dabei eine schwere Anklage aussprechen muß, leicht und kurz zu beantworten, mit den Worten des Propheten Jechezkel 34, 2. 3. 4: „Wehe den Hirten Israels, die sich selbst weiden! Sollten nicht die Hirten die Heerde weiden? Das Fette verzehret ihr, bekleidet euch mit der Wolle, die Heerde aber weidet ihr nicht! Die Schwachen stärket ihr nicht, die

Kranken heilet ihr nicht, verbindet nicht die Verwundeten, die Verirrten bringt ihr nicht zurück und die Verlorenen suchet ihr nicht!" —

Soll ich von allen den Sorten Reverenden — Hochwürden — Rabbinen-Reverends, Chasan-Reverends, Schochet-Reverends und Schameß-Reverends, die fast Alle das arme, ihnen meist blind folgende Volk vom rechten Wege ab- und auf Irrwege führen, berichten?

Die in Deutschland ausgestorbenen Prager und Ingolstädter Studenten — so wurden im Mittelalter die Bettelstudenten, wahrscheinlich weil sie zumeist von diesen Universitäten kamen, benannt — erstehen jetzt wieder bei unseren Glaubensgenossen in Amerika, wo sie sich noch aus eigener Machtvollkommenheit zu Doctoren, Predigern und Rabbi's erheben. —

Wohl könnte ich von Kameas schreibenden, Schwindel verübenden, Tisch rückenden, Sklaven haltenden, mit Gewändern für katholische Geistliche Handel treibenden Rabbi's, von Rabbi's, die nur reiche, aber keine armen Kranken besuchen u. s. w. erzählen; doch will ich Skandal und jede Persönlichkeit vermeiden; auch könnte man sich noch hierbei mit den schlechten Beispielen, die von anderswoher gegeben werden, und die zur Nachahmung reizen, freilich sehr schlecht, wie jede Entschuldigung, wenn sie keine Rechtfertigung sein kann, immer mehr anklagt, entschuldigen.

Freilich müßte man fragen: warum werden nicht die guten Beispiele, die so viele amerikanische Geistliche der verschiedenen christlichen Sekten durch ihre ungemeine, echt amerikanische Thätigkeit geben — Manche predigen Sonntags einige Mal — die Predigt wird fast immer abgelesen — leiten den ganzen Gottesdienst, unterrichten in der Sonntagsschule mindestens die Bibelklasse und erklären dann noch Abends in den prayer meeting gewöhnlich einen reichlich gemessenen Abschnitt aus den Propheten — nicht wenigstens auch befolgt?

Ganz ohne Beispiel und ein Hauptbeweis für den Eigennutz, den Müßigang und die pfäffischen Herrschgelüste dieser Hirten ist das in der letzten Zeit offen — so weit es jesuitisch zulässig war — herausgetretene Verlangen nach festen, lebenslänglichen Anstellungen, mit guten Gehalten oder eigentlich Pensionen.

Ist dieses schon ganz den Grundprinzipien des Judenthums entschieden entgegen, so haben sie auch nicht einmal die Gewohnheiten und übeln Beispiele in ihrer Umgebung zu entschuldigen; denn in Amerika giebt es fast in keinem Fache eine lebenslängliche Anstellung; und auch die Geistlichen der verschiedenen Sekten werden, wenn nicht gar nur auf eine bestimmte Zeit, entweder ausdrücklich oder stillschweigend auf good behaviour — gutes Verhalten — angestellt. Dennoch darf man diese Stellung nicht für gar so zweifelhaft und schwankend erachten; wenn der Geistliche nur irgend seine Berufspflicht erfüllt, hält die Gemeinde getreulich zu ihm, trotz der gegenseitigen Unabhängigkeit; wie ja auch durch so viele Jahrhunderte im Judenthum die nicht lebenslänglich angestellten Rabbi's bis zu ihrem Lebensende fast immer in ihren Gemeinden verblieben und Freud und Leid mit ihnen theilten. —

Um sich so viel wie möglich Anhang zu verschaffen, oder vielmehr, um es nach keiner Seite hin zu verderben, haben die meisten Rabbi-Reverends, namentlich der deutsch-jüdischen Gemeinden, das koschere Schlachten und die Ueberwachung desselben gar nicht zu ihren Functionen herbeigezogen.

Wer da Lust und Gewissenlosigkeit und gerade keine gewinnreichere Beschäftigung hat, wird Schochet und schlachtet.

Es ist mir ein Fall bekannt worden, wo in einer größeren Stadt in den Neu-England-Staaten die wenigen daselbst wohnenden Familienväter, zumeist durch ihre Frauen dazu veranlaßt, zusammentraten, eine Gemeinde constituirten

und einen ihnen gut empfohlenen Schochet- und Chasan-Reverend engagirten.

Als nach einiger Zeit eine der Frauen eine Vernachlässigung der rituellen Vorschriften am Fleische wahrnahm und den Schochet deshalb zur Rede stellen ließ, gab er lachend zur Antwort: „Hier in Amerika nehmen wir es nicht so genau." Der Reverend wurde sofort entlassen, und die Gemeinde löste sich wieder auf: da es in Amerika nicht so genau genommen werden darf. —

So könnte ich noch manche Beispiele vorführen, wo der fromme Sinn der Frauen Gemeinden bildet und vereinigt, die aber häufig wieder durch die Schlechtigkeit der Hirten zu Streit und Zwietracht und endlich gar zur Zersplitterung oder Auflösung gebracht werden. —

Häufig kommen aus dem fernen Westen oder Süden reiche Farmer oder Plantagenbesitzer, die lange Jahre gar nicht als Juden gelebt und amerikanische Christinnen geheirathet haben, und nun wollen ihre Frauen im Judenthume aufgenommen werden. Ein Rabbi-Reverend war bei einem solchen mir bekannt gewordenen Falle dazu, echt amerikanisch, um so weniger aber jüdisch, gleich bereit, wollte aber — und das war weder amerikanisch noch jüdisch — für die Bemühung des Religionsunterrichtes eine sehr bedeutende Summe Geldes haben. Dank der freien Konkurrenz in Amerika fand sich in einer andern Stadt ein Rabbi-Reverend, der es bedeutend billiger machte, und wahrscheinlich nun in diesem Geschäft starken Zulauf haben wird.

Das Volk durchschauet dieses verächtliche Treiben wohl; und hat mit echtem Volkswitz auch den Titel: Reverend in Rebberent umgewandelt — das heißt im Doppelsinn des englischen Wortes rent — Rabbi-Riß und auch Renten-Rabbi; ist aber durch solches Treiben und durch das schlechte Beispiel von anderswoher so abgestumpft und so corrumpirt, daß es des Scheins wegen, um das Decorum nicht zu verletzen, das

Sein, das Wesentliche vernachlässigt. Als Beweis nur folgendes Beispiel.

Asmonean und Occident — die damals alleinigen englisch-jüdischen Blätter in Amerika — erzählten viel von dem feierlichen Abschiede eines Rabbi-Reverend von seiner bisherigen Gemeinde, in einer bedeutenden Stadt im Westen, bei seiner Berufung nach einer größeren Gemeinde im Süden.

In breiter, selbstgefälliger Ausführlichkeit war da der festliche Abschiedsschmaus, das schöne silberne Service, von der tief ergriffenen Gemeinde dem scheidenden Seelsorger verehrt, beschrieben, die vielen Toaste und Hin- und Herreden genau mitgetheilt, worunter besonders die Rede des einen Präsidenten, der sonst nicht sonderlich mit dem Reverend harmonirte, durch ihre Länge sowohl, wie auch durch den Geist und das Gefühl, die sie später zu durchwehen schienen, ausgezeichnet war.

Kurze Zeit darauf, als dieser Präsident in einer andern Stadt anwesend war, gab er auf die Frage eines Bekannten, wie er mit dem Reverend plötzlich wieder befreundet worden, lachend zur Antwort: „Befreundet? wahrlich nicht; ich habe nur deshalb zu seinem Lobe gesprochen, weil er fort ging. Nicht blos ein silbernes, sogar ein goldenes Service hätten wir ihm gegeben, um nur seiner los zu werden." —

Ein gleich schmähliches Zeugniß für den Rabbi, wie für den Präsidenten!

Und doch — wie viel wahre Frömmigkeit liegt noch im Volke, die aus Mangel an Anleitung entweder ganz unterdrückt oder auf falsche Wege geführt wird, die aber, wenn ein wahrer Lehrer als Leiter dastünde, zum Segen und Gedeihen für alle Theile erwachsen könnte! Mit wahrem Hochgenusse denke ich noch des erhebenden Seder am Pesachabend bei der Frau Dr. Salomon in der Williamsstreet.

Ueber hundert Personen saßen wir da, aus allen Ländern der Erde zusammen geworfen, aber durch das heiligste

Band, durch die Religion, eng verbunden, und sangen die schönen Lieder und freuten uns bewußtvoll der Erlösung aus Egypten und der dem befreiten Sklavenvolke gegebenen Lehre, die für ewige Zeiten zum Heile der Menschheit durch uns erhalten werden soll, und die dem jetzigen Vaterlande auch in ihrer Grundlage zu seiner gegenwärtigen Freiheit verholfen hat. Ein Jude aus Süddeutschland, der denselben Tag mit seiner Familie erst angekommen war, wiederholte mit wahrhaft verklärtem Gesichte und seligem Kopfnicken unzählige Mal: „Er führte uns aus der Knechtschaft zur Freiheit!"

Ein Reverend war nicht unter uns, aber auch kein eingeborener, amerikanischer Jude. Wir waren lauter fremde Einwanderer.

Mag man auch in vielen amerikanischen Familien dieses Fest der Erinnerung, dieses ewige Fest, das uns immer in der Gegenwart durch den Spiegel der Vergangenheit den Blick in die Zukunft eröffnet, begangen haben; die in Amerika geborene jüdische Jugend betheiligt sich wenig dabei. Sie ist in ihrer religiösen Erziehung so vernachlässigt, daß ihr Feste und Festtagsfreude des Judenthums unbekannt bleiben. Trifft hier nicht wieder die Hirten der gerechte Vorwurf, ihre Pflicht vernachlässigt zu haben?

Erst im Jahre 1853 erhoben sich zwei Gemeinden — da mir ihre Benennung entfallen, kann ich sie nur nach den Straßen, als die Henrystreet- und als die Greenstreet-Gemeinde bezeichnen, weil sie da ihre Synagogen hatten — und baueten jede für sich ein eigenes Schullocal, um ordentliche, mehrclassige Schulen unter Aufsicht und Leitung ihrer Geistlichen herzustellen.

Noch waren aber die Gebäude nicht fertig, und schon erhob sich ein gewaltiger Zeitungsstreit — ich weiß nicht genau mehr, ob zwischen den Präsidenten oder Reverends der beiden Gemeinden — um den Vorzug, welche Gemeinde zuerst den Plan zur Erbauung einer Schule gefaßt habe? —

Der bessere, aber schwerere Ehrgeiz: bemüht zu sein, die eigene Schule als die erste, d. h. vorzüglichste, zu erheben, schien beiden Theilen gleich fern zu bleiben. —

Wodurch die Amerikaner in der That vor allen Völkern sich auszeichnen: durch ihre guten, praktischen, Menschen bildenden Schulen, die keineswegs zwangsweise, sondern freiwillig besucht und zumeist auch freiwillig durch Privatpersonen begründet und erhalten, aber auch von amerikanischen Geistlichen und Lehrern mit vielem Eifer unterstützt werden; — diese sind bis zur allerletzten Zeit von den Juden noch wenig ausgebildet und von den Reverends noch weniger gefördert worden.

Ich könnte Manches von jüdischen öffentlichen und Privatschulen in Amerika erzählen; wenn ich aber nicht persönlich werden will, liefe Alles auf den alten Rührbrei aus, der in Europa noch öfter aufgetischt wird: Reverends und Lehrer lebenslänglich anzustellen.

So wirken üble Angewohnheiten nach, daß selbst in Amerika, wo bei anderen Confessionen weder ein Geistlicher, noch ein Lehrer bei einer Behörde lebenslänglich angestellt wird, noch es verlangt, gerade Juden diesem Verlangen nachstreben. —

Manches hier Vorgebrachte mag vielleicht nicht gar so schlimm, mag vielleicht durch schiefe Anschauung des Mittheilers unrichtig aufgefaßt sein, und wird sich keiner mehr wie derselbe, dem es nur um Wahrheit, ganz allein um Wahrheit, die den Siegel des Ewig-Unvergänglichen und Anfang, Mitte und Beginn der Sprache, in der Gott die Gebote für ewige Zeiten niederschreiben ließ, ist, darüber freuen, wenn ihm recht starke Irrthümer nachgewiesen werden. Mögen die Männer alle, die auserlesen vor dem Volke in Israel stehen, sein, wie es Jethro, der midianitische Priester schon verlangte: „biedere Männer, die (nur) Gott fürchten, Männer der Wahrheit, dem Eigennutz feind —“ dann müßte auch die so geweidete Heerde aus lauter Menschen bestehen, die im und durch

das Judenthum das Menschenthum, und somit das Gottesreich auf Erden immer weiter verbreiteten. —

---

4. Christ-Israelites (Christ-Israeliten).

Als Anhang, da ich hier von jüdischen Gemeinden in Amerika sprach, glaube ich an dieser Stelle am passendsten eine christliche Sekte, die sich aber selbst „Christ-Israelites" nennt, vorführen zu dürfen.

Zu meinem großen Erstaunen hat Dr. Hermann Wimmer in seinem sonst mit Fleiß gesammelten Werke: „Die Kirche und Schule in Nordamerika", Leipzig 1853, zweite wohlfeile Auflage — wie es scheint die alte, nur mit neuem Titelblatte: Leipzig 1856 — ihrer gar nicht erwähnt, und weiß ich nicht, ob ihm diese Sekte ganz unbekannt geblieben, oder ob er sie, weil sie ihm zu judenfreundlich, vornehm ignorirte. Zu diesem Verdacht giebt mehreres in genannter Schrift Veranlassung. So z. B. wäre man dem Titel nach berechtigt, auch von den jüdischen kirchlichen Verhältnissen einige Nachrichten zu treffen; — möge sich aber kein Jude deshalb verlocken lassen, diese Schrift zu kaufen; die Einleitung schließt schon mit den Worten: „Die folgende Darstellung der **christlichen** Kirche in den Vereinigten Staaten" — er hätte sein Geld also vergeblich ausgegeben.

Echt germanisch spricht Dr. Wimmer auch von Kirche, wobei er aber, wie es scheint, keine Synagoge verstanden haben will; und Seite 3 heißt es gar: „Der Staat Rhode-Island, der sich rühmt, das Prinzip der Religionsfreiheit zuerst verwirklicht zu haben, wiewohl nicht vergessen werden darf, daß in der von Lord Baltimore begründeten katholischen Colonie Maryland schon vier Jahre früher allen christlichen (!) Bekenntnissen gleiche Berechtigung zuertheilt worden war."

Dies bringt mir unwillkürlich folgende tragikomische Anekdote ins Gedächtniß. Im Sommer 1844 gab es in Prag einen Arbeiteraufstand, dem das Gerücht um so größere Bedeutsamkeit beilegte, als kein einziges österreichisches Blatt davon Erwähnung that, wiewohl die Thatsache unzweifelhaft fest stand.

Es war daher natürlich, daß die meisten Reisenden auf der Bahn von Leipzig nach Dresden einen durch seine gemüthliche Schwatzhaftigkeit und durch seine Aussprache den Oesterreicher verrathenden Passagier gespannt nach Neuigkeiten aus Prag, wo es blutig zugegangen sein sollte, fragten.

„Glauben's doch nit, meine Herren — war die naive Antwort — sie haben keinen Menschen nix nicht gethan; nur a paar Juden haben's todt geschlagen."

Herr Wimmer scheint zu der jungen theologischen Clique zu gehören, die gern an den Juden zu Rittern werden will; so spricht er auch S. 24: „daß — bei uns — (in Europa) wo mit Ausnahme weniger Orientalen, alle Menschen Christen sind."

Noch eine andere Verwandtschaft mit diesen jungen Theologen verräth auch Herr Wimmer durch seine absprechende Ignoranz, indem ihm der einfache Text der heiligen Schrift so gar fremd ist.

Seite 109 wird er, weil die Amerikaner keine christlichen Festtage außer dem Sonntag feiern — stark an den mosaischen, antirömischen und aller Feier abholden Charakter des alten Puritanismus erinnert. Aber Herr Doctor, wo ist Deuteronomium 16, 11: „Du sollst fröhlich sein vor Gott" — 16, 15: „Du sollst fröhlich sein an deinem Festtage und der Fremde" — und 16, 15: „Du sollst fröhlich sein?" —

Die Christ-Israeliten besuchte ich im Jahre 1853 öfter, sowohl Sonnabends wie Sonntags, bei ihrem Gottesdienste. Er begann mit Gesang, dann wurde anfangs von einer Frau — sie wurde mir als Mrs. Bishop, eine Schottländerin, Begründerin dieser Sekte genannt — in feurig beredter biblischer Sprache englisch gepredigt, zum Schluß wieder gesungen und dann über manche, zumeist religiöse, ihre Sekte speciell berührende Fragen discutirt. Männer und Frauen saßen in dem einfachen, gut geheizten Saale zusammen, die Frauen in sittiger, einfacher, sonst aber nicht abstechender Tracht, die Männer aber hatten alle den Quäkerfrack mit steifem Kragen und trugen starke Zöpfe.

Als ich nach mehrmonatlicher Abwesenheit wieder nach New-York kam und da auch wieder die Christ-Israelites besuchte, wurde von den bezopften Männern deutsch und englisch gepredigt — Mrs. Bishop war nach dem Westen gegangen — zwar im Geiste ihrer Begründerin, aber nicht so geistreich.

Der Haupt- oder vielmehr einzige Inhalt dieser Predigten war: Gott zu danken, daß er seinen Dienern, die dem wahren Volke Israels entstammen, es offenbart und ihnen zugleich ihre Abkunft nach den Stämmen kund gegeben habe; und Ihn ferner zu bitten, ihren Brüdern von den Erzvätern her auch die Augen zu öffnen und sie ihnen zuzuführen, daß sie auch des Heils theilhaftig würden. —

Trotz des Aussprechens nach dem Gottesdienste, war es wahrzunehmen, daß sie noch Geheimnisse hatten; und als ich einst einen Redner, der vom Stamme Sebulun sein wollte, fragte, wie er das so genau wisse, da ich, wiewohl als Jude geboren, meinen Stamm nicht angeben könne; — machte er ein geheimnißvolles Gesicht und versicherte mir, das wäre ja eben die Offenbarung Gottes. Er könnte mir auch meinen Stamm nennen; er zweifle aber gar nicht, daß mir dies

schon selbst offenbart, und ich einer der Erleuchtesten von ihnen werden würde.

Ich erschrak ordentlich ob dieser Verheißung und fragte mich nur schnell in meinem Innern: ob ich nicht ein Cohen und etwas eitel und von hierarchischem Gelüste beseelt geworden? war aber sehr zufrieden, als ich — Gott sei ewig Dank dafür! — nicht die geringste Neigung oder Offenbarung dazu in mir verspürte.

Der Mann gab sich viele Mühe mit mir und ersuchte mich, ihn nach seiner Behausung zu begleiten. Von Geburt war er ein Deutscher, ein Schwabe, aber schon in frühester Jugend mit seinen Eltern nach Amerika gekommen und der deutschen Sprache nur wenig mächtig; seines Zeichens ein Conditor.

Er versicherte mir, er habe, „seitdem Gottes Gnade über ihn gekommen", seit etwa drei Jahren, wo er zugleich die Circumcision, die bei ihnen durchgängs eingeführt, an sich vornehmen ließ, — Gottes Befehl gemäß keine Figuren aus Zucker, weder von Menschen noch von Thieren mehr gemacht; wiewohl diese Arbeit früher sein Haupterwerbszweig gewesen.

Er war in der Bibel sehr bewandert und hatte eben, wiewohl er etwa funfzig Jahre alt sein mochte, erst begonnen, das hebräische Alphabet zu studiren, um die Bibel in der Ursprache lesen zu können.

Nach seiner Angabe bestand die Sekte schon seit dem Jahre 1819, er wollte aber nicht weiter mit der Sprache heraus, sondern meinte, dergleichen Geheimnisse könne man nur Freitag Abend bei ihrem Gottesdienste erfahren. Zu diesem Gottesdienste kämen aber nur die Eingeweihten, die durch die Sabbathweihe hoher Offenbarungen gewürdigt werden. So habe er in Betreff meiner seit langen Jahren, noch bevor ich Europa verlassen, schon Offenbarungen empfangen — und doch war er erst drei Jahre Mitglied dieser Sekte! — die er mir nächsten Freitag, sobald ich die Erklärung abgebe,

zu ihnen zu halten, bei Einführung zu ihrem geheimen Gottesdienste eröffnen werde.

Ein eigenes, unheimliches, phantastisch-mystisches Feuer brannte bei diesen Worten wie halber Wahnsinn in seinen Augen; er drückte krampfhaft meine Hand; ich aber, als abgesagter Feind jedes nebelhaften Mysticismus, mit dem das im gläubigen Vertrauen klar erkennende Judenthum nach Deuteronomium 29, 28. nichts zu thun haben darf und will; versicherte ihm, er müsse mit seinen Offenbarungen hinsichtlich meiner Person sich täuschen; ich fühle mich weder zu diesen, noch zu anderen Geheimnissen hingezogen: da mir die Offenbarungen Mose's und der Propheten offen und klar und wahr vor Augen lägen. —

Es war mir lieb zu hören, daß trotz des längeren Bestehens dieser Sekte sich nie ein geborener Jude zu ihnen gehalten.

---

5. Independent Order of B'nai B'rith.

(Unabhängiger Orden der B. B. Bundesbrüder.)

Göthe läßt im Wilhelm Meister die geheime Verbrüderung zum größten Theil nach Amerika auswandern, und mit Recht.

Es scheint wirklich, als ob die Sucht der Menschen zur Geheimbündelei in Amerika zur größten Entfaltung gekommen, und in der weitesten Verbreitung vorhanden sei.

Abgerechnet die Freimaurerei mit allen ihren Ausflüssen und Auswüchsen, die besonders allgemein und verbreitet ist; giebt es „Odd Fellows" und „Old Fellows" und Gott weiß, welche Gesellen und Brüder noch, die, wie fast immer Vereine, besondere Absichten und Zwecke verfolgen, alle unter der Maske der Verbrüderung vielmehr eine Isolirung und Separation bewirken; und die sich gewissermaßen im Know-

nothingismus zur äußersten, zur fein getriebnen und daher schnell brechenden Spitze erheben.

Die Ursachen hiervon sind, vielleicht mit Ausnahme des Freimaurerordens, der sehr früh in Amerika auftrat und besonders während des Unabhängigkeitskrieges seine Wirksamkeit bethätigte, — zumeist in der schrankenlosen Freiheit auf diesem Gebiete, die häufig in Willkühr ausartet, und in der Nachahmungs- und Geheimnißsucht der Menschen zu suchen. Irgend ein Abenteurer, gleichviel ob nur ein solcher, oder ein gar mit Absicht betrügender, sucht und findet bald einige Anhänger, die er entweder von seinen Absichten unterrichtet und ihr Interesse mit verbindet, oder durch einen geheimnißvollen Nimbus, vereint mit einem versteckt-öffentlichen Schaugepränge: schön ausgeführte Patente, reich verzierte Regalias — die Zeichen des Ordens und der verschiedenen Würden in demselben — und dergleichen besticht. Diese werben mit vielem Eifer, eine Anzahl Mitglieder ist bald gefunden, und damit ein neuer Orden gebildet. Häufig kommt es wohl vor, daß ein solcher geheimer Orden (secret Order) durch die gar zu offen dargethane Absicht der Begründer und Leiter auf die Beiträge der Mitglieder eben so schnell, geheim oder öffentlich, in sein ursprüngliches Nichts zurückfällt; doch ist wenig damit gewonnen. Bald werden die Betrogenen, die den Humbug abgelernt, zu Betrügern, und es tauchen bald wieder neue geheime Orden auf, um zumeist eben so schnell wieder zu vergehen.

Solches Unkraut jedoch, das über Nacht entsteht und vergeht, hat weiter keinen großen Nachtheil und kann unbeachtet seinem Schicksal überlassen bleiben.

Zuweilen aber greift ein solcher Orden festere Wurzel; die scheinbaren Vortheile veranlassen manchen Theilnehmer gegen seine bessere Ueberzeugung daran festzuhalten; manchen mag auch Furcht abhalten offen aufzutreten, — jedermann weiß ja, daß ein angesehener Amerikaner, Namens Morgan,

der gegen das Treiben des Freimaurerordens gesprochen, spurlos verschwunden ist — und so sieht man diese Wucherpflanzen sich immer weiter ausdehnen, und bessere Keime unterdrücken. —

Leider haben sich auch unsre Glaubensgenossen im Nachahmen solch unsaubren Treibens gefallen, und halte ich es für meine Pflicht, mich offen darüber auszusprechen. Ohne Zorn und ohne Leidenschaft, aber in der Hoffnung, daß das wahre, ehrlich gemeinte, von Herzen kommende Wort eben eine solche Aufnahme und Beantwortung in demselben Sinne finden wird. Sollte ich mich in dieser Annahme täuschen, so zweifle ich jedoch nicht, daß mindestens einzelne Personen die Wahrheit meiner Angaben und die Lauterkeit meiner Absichten erkennen und demnach handeln werden, und will ich auch mit solchem Erfolge schon zufrieden sein. Jedenfalls will ich mit möglichster Schonung zu Werke gehen, und nur Thatsachen mittheilen.

Es mögen etwa zwölf Jahre her sein, als in New-York mehre Männer jüdischer Religion, deutscher Abkunft den geheimen Orden B'nai B'rith stifteten, der nun tausende von Mitgliedern zählt und durch ganz Amerika in vielen Logen weit verbreitet ist. Sogar auch eine Frauenloge giebt es, von der viel Komisches, aber wenig Erfreuliches berichtet werden könnte. —

Dieser Orden ist dem der Freimaurer stark nachgebildet:

— „Wie er sich räuspert, und wie er spuckt,
Das hat man glücklich abgeguckt;" —

und nur dadurch, daß nur Juden zu Mitgliedern aufgenommen werden, ein sogenannter specifisch jüdischer.

Daß es kein wirklich jüdischer — im wahren Sinne des Judenthums bedarf es erst keiner geheimen Formen und Formeln, um ein Ben Berith zu sein — zu nennen, sollen die folgenden Mittheilungen darthun.

Wollen wir die Männer, die ihn begründeten und die zum Theil noch an der Spitze desselben stehen, nicht geradezu

des Humbugs, der geflissentlichen Täuschung bezüchtigen, jedenfalls dürfen wir ihnen zurufen, wie dem Könige der Chasaren zugerufen wurde: „Dein Wille aber nicht dein Handeln ist wohlgefällig!"

Wenn gar euere Absicht lobenswerth war, euere Handlung ist's gewiß nicht. —

Gleich bei der Aufnahme, wo der Novize unter vielen Alfanzereien, bei welcher Gelegenheit sich oft die Gassenjungenlaune eines einführenden Mitgliedes geltend macht, einen Eid zu leisten hat, wird gegen eins der bedeutendsten Gebote des Judenthums: Du sollst den Namen des Ewigen deines Gottes nicht vergeblich aussprechen — gröblich gesündigt, und diese Sünde noch oft dann, bei Ertheilung der Grade oder Erlangung einer Würde wiederholt. — Ferner ist sowohl die Geheimnißkrämerei, wie das Ausschließen der Nichtjuden ganz unjüdisch. Letzteres könnte ich fast mit „Christlich" bezeichnen, als es häufig Proselyten macht: Schreiber dieses hat mehrere Juden gewordene Christen in den verschiednen Logen des Ordens B. B. gesehen.

Das Judenthum ist aber eben so wenig bekehrungssüchtig, wie abstoßend; es will weder werben, noch herrschen: nur überzeugen. —

Zum Anfang mögen Nachahmungssucht, vielleicht auch der Wunsch, im freien Lande der ungewohnten Freiheit sich nach allen Seiten zu bemächtigen, zumeist zur Begründung der ersten Loge veranlaßt haben; bei der weiteren Ausbreitung und Vergrößerung des Ordens sind jedoch die traurigen Folgen des krankhaften Ehrgeizes und des make money-Strebens, (des Geldmachens) und vielleicht noch Schlimmres unverkennbar. Wie ließe sich denn sonst die Bildung der die anderen Logen überwachenden und beherrschenden Distrikts- und Constitutions-Großlogen, und die ein Nichts für theures Geld verkaufenden Gradenlogen erklären? die Inconsequenzen mehren sich der Art, daß man in einer Constitution die etwa 70 §§.

enthält, über 20 §§. mit Strafen findet, und da man gleich bei der Constitution, wahrscheinlich zum Nutzen eines industriösen Buchdruckers, auch noch Nebengesetze geben muß, sind auch da in ungefähr 40 §§. ein Drittel davon mit Strafen gefüllt. Da jedoch diese Strafen häufig nach Laune und Willkür des Präsidenten verhängt oder erlassen werden, so scheinen sie, nächst der Geldmacherei, auch nur die bequemere Lenkung etwaiger Dissidenten zu bezwecken.

Als ganz was Besonderes muß man die Reisekarten, die der Orden ertheilt, erwähnen, in einem Lande, dessen gastfreundliche Ufer der Fremde betreten und das er nach allen Richtungen bereisen kann, ohne irgend eine Legitimation zu brauchen! —

Hier scheint die persönliche Speculation eines Lithographen mit der gesammten Großloge: auf jedem nur irgend möglichen Wege Geld zu machen — Hand in Hand gegangen zu sein. Wir lassen der Sonderbarkeit wegen die Beschreibung eines solchen uns vorliegenden Passes folgen.

Auf einem sauber lithographirten, mit Blumen, Gewinden, Vögeln, der Stiftslade mit den Cherubim, dreifach verschlungnen Triangeln mit Sternen, wandernden, mit Stab, Ränzel und Flasche versehenen Handwerksburschen verziertem Quartblatte, ist über einem fliegenden Band, mit der Inschrift: Benevolence, brotherly Love and Harmony — Wohlthätigkeit, Bruderliebe und Eintracht — ein Bienenkorb.

Links ist in einem Kreise der amerikanische Adler und das Sternenbanner, die Tafeln mit den zehn Geboten haltend, und die Umschrift:

Constitution Grand Lodge I. O. B. B.

In der Mitte ist der eigentliche Paß, wie folgt:

Independent Order of B'nai B'rith to all whom it may concern, this Certifiet that — hier wird der Name eingeschrieben — whose name is written in the marigin of this Card in his own proper handwriting,

is a member in good standing of . . . Lodge No. . . — hier steht der Name und die No. der Loge — hold in — and working under a Charter duly granted by authority of the W. D. Grand Lodge sanctioned by the M. W. Contitution Grand Lodge. Therefore we recommend him to your Friendship, love and protection and admission in all regular Lodges of B. B. for the space of . . . months from this date and no longer. Said Brother has received . . degrees and is entitled in case of sickness to . . . dollars a week by the Bylance of this Lodge. In witness whereof We have subscribed our names and affixed the seal of our Lodge this — day of . . Five thousand six hundred and — (185)

P. (Präsident).
Scty (Secretary).

Füge ich noch hinzu, daß solch eine Karte ein Viertel-Dollar kostet und nur dann, wenn das Mitglied seine Beiträge voraus bezahlt, höchstens auf ein Jahr gegeben wird; dann habe ich wohl für jeden Unbefangenen hierbei genug gesagt.

Aber — wird man fragen — wie kommt es, daß dennoch dieser Orden bei solchem Treiben sich so lange behaupten und sogar an Ausdehnung immer mehr gewinnen konnte? —

Ohne erst auf ähnliche Geheimbünde, die sowohl durch den Zauber des Geheimnisses, wie auch durch die, unter diesem Deckmantel leichter zu erreichenden Zwecke, sogar trotz öfterer Verfolgung, bestehen, zu verweisen, brauche ich nur die Mitglieder des B. B. nach ihren verschiedenen Klassen vorzuführen, um die Lösung des Räthsels zu geben.

Die erste Klasse, die Chorführer, namentlich jene, die die fromme Ausbildung des Ordens unternahmen, sind unbedingt

von selbstischem, eigennützigen Treiben nicht freizusprechen. Ist es auch nicht immer der gemeine Eigennutz, der ziemlich plump auftritt und wie oben angeführt, Buchdrucker und Lithographen beseelt, oder einen Stickereihändler veranlaßt, auf prachtvolle Regalias hinzuwirken und die Lieferung derselben zu übernehmen; so giebt sich dem aufmerksamen Beobachter ein gefährlicher, weil im Dunkeln schleichender Jesuitismus kund, der eine dem Judenthum ganz fremde Pfäfferei einführen will.

Zu Sekretären der anfänglich nur wenigen Logen mußten zumeist Lehrer und Kantoren gewählt werden. Die größere Muße dieser Leute einer- und die große Unwissenheit der übrigen andrerseits, nöthigte förmlich zu diesen Wahlen. Mit der Sekretärstelle ist der Weg zum Präsidentenstuhl gebahnt; — hiermit also schon zum Theil der Schlüssel gegeben, wie und warum in kurzer Zeit neue Logen gebildet wurden. Da zur Einrichtung einer neuen Loge an Orten, wo noch keine war, eine Deputation der Großlogen zur Installirung sein muß, eine jede Loge — laut der Constitution — aber die aus ihrer Einrichtung hervorgehenden Kosten allein zu tragen hat, so ist auch hieraus ebenfalls die Verbreitung des Ordens, selbst bis nach Kalifornien, theilweise zu erklären.

Als gar erst Männer des Wissens nach Amerika kamen, wurden sie von den unschuldig Unwissenden mit Ehrerbietung aufgenommen und hochgestellt. Von diesen aber waren viele umgekehrt wie im Lustspiele: „gute Musikanten, aber schlechte Leute." Sie erkannten mit der solchen Leuten eignen Schlauheit, wie sie den Orden für sich und ihres Gleichen benutzen könnten und suchten die bis dahin noch ziemlich lose Form immer mehr zu versteinern. Zu ihrer Entschuldigung muß jedoch auch gesagt werden, daß Nachbeterei und kindischer, spielerischer Ehrgeiz ihnen, wenn nicht gar entgegenkam, mindestens ihre Arbeit gar sehr erleichtert, und sich mit dem Pfaffenwesen vereinigte.

Dieses ist der Hauptgrund, der mich veranlaßt, den Or-

den J. O. B. B. vor die Oeffentlichkeit zu bringen: ich halte es für meine Pflicht, meine Glaubensgenossen jenseits des Oceans aufmerksam zu machen, daß sie auf ihrer Huth sein mögen. —

Eine zweite Klasse der Mitglieder findet es schön, mit verschieden farbigen Regalias im hellerleuchteten Saale zu sitzen und nach fertig geschnittenen Schablonen allmälich selbst bis zum Präsidentenstuhl vorzurücken. Wie naiv solche Leute in ihrer Beschränktheit sein können, fand ich oft; z. B. als ein Mitglied, das in seiner großen Aufklärung des Arbah Kanfoth spottet, bei Gelegenheit, wo über die Mittel zur Hebung der Würde des Ordens gesprochen wurde, im vollen Ernst die Anschaffung neuer, bunt und mit Silber und Gold gestickten Regalias in Vorschlag brachte. Da dieses Mitglied weder selbst mit Stickereien handelte, noch auch in seiner Verwandschaft einen Händler mit dergleichen hatte, so gehörte dieser Vorschlag zu den seltenen, die rein (?) zur Wohlfarth des Ordens vorgekommen.

Daß außer dieser Lust am Schein und Prangen auch viele, namentlich deutsche Juden, die Freude einen eignen Orden zu haben, wo sie sonst im Vaterlande nicht einmal Freimaurer sein konnten — ködert und festhält, will ich nicht in Abrede stellen.

Die mehr deutsche noch, wie jüdische Unart: sich der Heimat und der heimischen Sprache und Weise zu schämen, wird in mancher Loge von den Begründern auch schlau benutzt, um nur die englische Sprache bei den Versammlungen zu gestatten. Dadurch ist dem Neuangekommenen, der noch Klarheit des Blickes genug hat, um dieses Treiben zu durchschauen, die Rede benommen; und bis er der fremden Sprache kundig wird, ist ihm in der Dunstatmosphäre, oder durch andere Mittel, längst die Nebelkappe aufgesetzt.

Da hat ein andrer jüdisch religiöser Verein in N. Y., der am siebenten Adar Abends seinen Stiftungstag festlich

begeht, nachdem er den Todestag Moses mit Fasten zugebracht, würdiger und mit mehr Karakter in seinen Statuten ausschließlich die deutsche Sprache für die Verhandlungen und Vorträge bestimmt. Hört man auch da zuweilen eine Sprache wie in Deutschland nur auf den Jahrmärkten bei den Kleinhändlern, und findet auch mancher der Redner es nöthig, sein unklares holpriges Deutsch in reines Englisch zu übersetzen und zu seiner Entschuldigung hinzuzufügen: wie er in der Heimath von frühester Jugend hätte auf Erwerb für seine Angehörigen ausgehen müssen, daher keinen Schulbesuch gekannt habe, bis erst im neuen Vaterland die Public school ihn aufgenommen; — so verdient doch die ächt jüdische Dankbarkeit und Energie Anerkennung. —

Wie viele deutsche Nichtjuden schämen sich in Amerika, wie überhaupt im Auslande, ihres Vaterlandes, ihrer Landsleute und ihrer Sprache!

Doch zurück zum Orden B'nai B'rith! Die dritte und Haupt-Klasse seiner Mitglieder be- und entsteht aus dem Troß der Einwandrer, die mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, einem Verein beizutreten, der schon durch sein stattliches Eigenthum imponirt, und obendrein noch den Einsamen und Verlassenen Zusammenkünfte, Gesellschaft, Unterhaltung und Belehrung, und, im Falle des Erkrankens, Besuche der Brüder und Unterstützung in Aussicht stellt und — zum Theil mehr gewährt.

„Nun, höre ich Viele ausrufen — da hat man wahrlich keine Ursache den Orden und seine Stifter anzuklagen, da deren große Nützlichkeit der Kläger selbst zugesteht?!" —

Es fällt mir aber gar nicht ein, mit diesem offnen Aussprechen der Wahrheit irgend ein ganz unverdientes Lob für den Orden verbinden zu wollen. Dieser ist, trotz des geringen Nutzens, den er zuweilen gewährt, in seiner Wirkung schädlich, nur hat er es verstanden, durch eine falsche, vorgenommene Maske darüber lange Zeit zu täuschen.

Ueberall wo Menschen zu irgend einem Zweck sich verbinden, muß — mindestens scheinbar — ein höheres Ziel aufgestellt werden, um die Menge zu sammeln und zusammenzuhalten.

Dem Juden ist in mehr oder weniger klarem Selbstbewußtsein, der mit Unrecht unterdrückte Glaubensgenosse theuer und seinem Herzen nahestehend: die Stifter des Ordens haben es daher gar schlau verstanden, diese Saite voll und kräftig anzuschlagen, um sie in gleichgestimmte Herzen wiedertönen zu lassen.

Schön klingen daher die Worte in dem Vorwort zur Ordens-Constitution:

„Schon an 4 Jahrtausende sehen uns diesen weihevollen Namen tragen, „Söhne des Bundes," der errichtet worden mit den frommen Ahnen in grauer Vorzeit und erhalten blieb ihren spätesten Enkeln, „Söhne des Bundes," gestiftet mit dem erlösten Volke und gewährt seinen zerstreuten Resten bis auf diesen Tag. Und dieser große Zeitraum hat auch uns gesehen unter der Bundesfahne ziehen, von Land zu Land, von einem Welttheil zum andern; bald zum Siege, zur Erlösung in vereinter Macht, bald zur Schmach, zur Knechtung in gebrochener Kraft; Höhen und Niederungen, Ehre und Schimpf, Freude und Trübsal wechselten, aber der Bund blieb und seine Söhne haben ihn nicht verlassen."

„Wie musterhaft erfüllten sie die Pflichten des Bundes fürs Leben und den Frieden!"

„Die Opfer, die gebracht wurden, kein andres Volk kann sich ihrer Größe rühmen, beispiellos waren die Anstrengungen und Leistungen zur Aufhilfe, zur Unterstützung; Mitleiden und Theilnahme erfüllten alle Herzen, Milde und Wohlthun alle Hände in ungekannter Weise: so daß selbst die heftigsten Widersacher das Geständniß nicht verweigern und den Ruhm der Wohlthätigkeit preisen an den Söhnen des Bundes, die sie übten fürs Leben."

„Und war es anders um den Frieden? Was konnte ihn stören, was die Eintracht vernichten im Bunde? — — der Fremdling fand die Heimath aller Orten wieder: „Eine Lehre, ein Gesetz soll euch Allen sein" war das lebendige Wort in ihrem Friedensbunde."

„Diese glorreiche Vergangenheit ist das kostbare Vermächtniß unsrer Vorfahren, das uns begleitet, wohin wir unsere Schritte wenden; aber mit der Würde geht auch die Pflicht zur Seite, und dem Ehrennamen folgt auch der Beruf zu seiner Wahrung."

„Wir sind in einen neuen Welttheil eingetreten, haben den Fuß auf freundlichen Boden gesetzt, von edlen Menschenbrüdern freudig begrüßt." — — —

— „Doch noch haben wir Wunden zu heilen, die uns das harte Geschick in der alten Welt geschlagen, Schmerzen zu stillen, die noch lange nachempfunden werden. — Gebeugt am Leibe, gedrückt im Geiste wallen unsre Brüder aus allen Enden ihrer Zerstreuung dem Asyl der Freiheit, dem gelobten Lande zu, um seiner Segnungen theilhaftig zu werden. Kraftlos, der Mittel beraubt, des Erwerbs unfähig, oft betreten sie die Ufer, unkundig der Sprache, ohne Weisung für das Fortkommen, ohne Obdach zum Bleiben ziehen sie umher und ersehnen die Bruderhand, die Hilfe reicht, Stütze bietet und freundlich die Wege des Lebens zeigt; dazu bedarf es der brüderlichen Einigung, des Bundes für's Leben."

„Mehr aber noch der Frieden. Sitten und Bräuche, — — Gewohnheiten — treten oft in Widerstreit und bedrohen die Eintracht, die so lange, so ruhmreich gewaltet hat im alten Bunde."

„Darum denn dieser neue Friedensbund." —

Wenn aber nach zehnjährigem Bestehen dieses neuen Friedensbundes einer der Mitbegründer desselben in voller Versammlung eingestehen muß, wie der Orden bis jetzt noch immer mit der Organisation in sich vollauf beschäftigt und

daher noch nicht im Stande gewesen, nach außen hin eine Thätigkeit zu entwickeln; — da muß man wohl endlich fragen: warum bleibet ihr nicht einfach „Söhne des Bundes", wie es eure Väter, in ihrer prunklosen, aber segensreichen Weise „seit vier Jahrtausenden gewesen?" — und die langjährige Wirksamkeit des „neuen Friedensbundes", wie sich solche in ihren Resultaten kund giebt, mit dem Orakel der Wahrheit beleuchten.

Daß hier ein wahrer „Sohn des Bundes", d. h. der Väter spricht, der nur darum Mängel aufdeckt, um sie wegzuschaffen, werden gewiß viele Theilnehmer des „neuen Friedensbundes" an der Schonung, mit der er nicht blos aufdeckt, sondern auch verdeckt, erkennen; jedenfalls aber jeder Unbefangene einsehen, daß hier kein Verrath, kein Eidbruch gegen den Orden begangen wird, obwohl Manche sich gewiß bemühen werden, es so darzustellen.

Die großen Geheimnisse des Ordens, nämlich: die Zeichen, Grade, Paßwörter und andere Spielereien und Lappalien werden, da einmal ein Eid, wiewohl kein freiwilliger, darüber geleistet worden, unberührt bleiben, dagegen die allgemein bekannten öffentlichen Geheimnisse in geordneter Zusammenstellung vorgeführt.

Das schöne, dem Orden zu eigen gehörende Gebäude: Covenant-Hall — Bundeshalle — in der Orchand-Street in No. 9. giebt gleich in seiner äußeren Erscheinung Kunde von der Hauptrichtung, die der „neue Friedensbund" in der neuen Welt sich angeeignet hat und weiter auszubilden sich bemüht. Die Restauration und Bierschänke im Erdgeschoß weisen klar hin auf das Bestreben des Geldmachens (make money).

Ein wahrhaft jüdischer Verein hätte vor Allem daran gedacht, ein Nachweisungs- und Unterstützungsbüreau, zunächst wohl für jüdische Einwanderer, aber ohne andere Confessionen

auszuschließen, zu begründen und so nach echter Väter Weise dem ersten und dringendsten Hauptbedürfniß abgeholfen.

Wer Amerika und besonders New-York kennt und das Wirken der dasigen Gesellschaften zum Besten (?) der Einwanderer, mußte vielmehr bemüht sein, wenigstens keine neuen Wunden schlagen zu lassen, wie die Heilung alter zum Vorwand zu nehmen.

Bei der jetzigen Gestaltung des Ordens und seiner ganzen bisherigen Wirksamkeit ist er durch alle seine Lagen, abgerechnet seines religiösen und mystischen Deckmantels, der aber weder Religion und noch weniger Judenthum ist — höchstens kaum als Kranken- und Wittwen-Unterstützungs-Assekuranz zu betrachten. Die Organisation des Ordens ist ganz geschäftlich. Dahin weist auch das verschiedene Eintrittgeld, je nach dem Alter der Kandidaten, die überhaupt nur vom 21. bis zum 45. Jahre aufgenommen werden; die Zulässigkeit zu den Genüssen erst nachdem ein Bruder zwölf Monate Mitglied gewesen und in dieser Zeit seine Beiträge pünktlich gezahlt hat; und für die Staaten, wo das gelbe Fieber herrscht (N. u. S. Carolina, Alabama, Georgia, Texas, Florida, Louisiana und Mississippi) nur während der fünf Wintermonate vom December bis April.

Dies ist Alles sehr kaufmännisch und vorsichtig, aber keineswegs jüdisch-religiös, erfordert auch keinen geheimen Orden und berechtigt noch weniger zu der Bezeichnung B'nai B'rith.

Wodurch aber dieser geheime Orden sich viel von einer wohlgeordneten und überwachten Versicherungs-Gesellschaft, und keineswegs zu seinem Vortheil unterscheidet, das ist auch eine häufig unmotivirte, oft aber noch schlimmere Vergeudung der ihm anvertrauten Gelder. Als unmotivirt z. B. muß man es bezeichnen, daß ein erkrankter Bruder, der höhere Grade erhalten — das heißt: bezahlt hat, denn nur davon hängt die Gradeverleihung, die weiter auch gar nichts bezweckt,

ab — um $^1/_4$ oder gar um $^2/_5$ mehr wie Brüder ohne Grade bekommen soll; eine ganz nutzlose Verschwendung ist aber die festliche Begehung des Stiftungstages der Loge, oder Ehren(?)geschenke für Begründer derselben, die entweder ganz aus der Kasse bestritten werden, oder doch bedeutende Ueberschüsse aus dieser erhalten.

Ohne jede Uebertreibung halte ich mich zu der Annahme berechtigt, daß mindestens die Hälfte der Summen, die der Orden einnimmt, so nutzlos ausgegeben werden.

Von einer Loge weiß ich es ganz sicher, daß ihr Vermögen nach Ablauf des ersten Jahres noch nicht die Hälfte der gezahlten Eintrittsgelder und Beiträge ausmachte, und doch waren, laut früher erwähnten Statuts, noch keine regelmäßigen Abgaben erfolgt. Eine einzige außerordentliche Unterstützung wurde der Wittwe eines Bruders aus einer andern Loge bewilligt. Es kostete Mühe, den Präsidenten zur Verausgabung dieser zehn Dollar zu bewegen; um so schneller war er aber zu einem Zuschuß von etwa dreißig Dollar aus der Logenkasse zu einem Festmahle bereit. —

Giebt es auch Logen mit bedeutenden Kapitalien, — die eben deshalb neue Mitglieder gar nicht oder nur mit vielen Erschwernissen aufnehmen, — so haben sie es nur dem Umstand zu danken, daß viele Mitglieder austraten oder fortzogen und so ihre Einzahlungen verfallen ließen, oder von den Genüssen keinen Gebrauch machten.

Eine offene Rechnungslegung und genaue Revision würde gewiß meine Angabe vollkommen bestätigen; ja vielleicht — rechnet man auch die besonderen Ausgaben der einzelnen Mitglieder auf Parade-Regalias u. a. noch hinzu — wohl als zu gering darstellen. Freilich müßte die Revision anderer Art sein, wie die jenes Ausschusses, der, bei Untersuchung des Verfahrens eines Trustee's (Bevollmächtigten), das ihm zur Anlegung in einer Sparkasse (Savingsbank) übergebene Geld der Loge in seinem eigenen Geschäfte zu verwenden — nichts

Ordnungswidriges fand und nach abgemachter Sache, zur Abkühlung des großen Eifers, sich bei Taylor mit Eis traktiren ließ.

Hin und wieder dürften auch mancherlei andere Heimlichkeiten aufgedeckt werden, und die regelmäßige Erkrankung mancher Mitglieder zur geschäftslosen, und eben so pünktliche Wiederherstellung zur Geschäfts-Zeit zwar zur glücklichen Industrie des Humbugs gehörig erkannt werden, keineswegs wäre aber hierzu ein geheimer Orden nöthig, und noch weniger die Bezeichnung „Ben Berith" zu mißbrauchen.

Auch um den Frieden und um die Eintracht im Bunde sieht es mißlich aus. Durch die strengen Vorschriften und Strafen ist freilich eine äußerliche Anständigkeit zur Noth zusammengeflickt, in Wirklichkeit aber liegen Streit, Hader, Neid, Mißgunst, Ehrgeiz und noch schlimmere Leidenschaften zu Grunde, und lauern nur der Gelegenheit, sich zu erheben und geltend zu machen.

Ich halte es für unangemessen, dies hier weiter auszuführen, und will nur Folgendes als besonders charakteristisch, wie weit der wahrhaft jüdische Geist aus diesem Kreise gewichen ist und wie dafür ein anderer unsauberer in ihm Platz gegriffen, erwähnen.

Die „B'nai B'rith" vergessen gar oft der früheren allgemeinen Vaterlandslosigkeit wie des jetzigen gemeinsamen Vaterlandes, und da kommen im „geheimen Orden" dann sehr offen die Unterschiede der Nationalität zur Sprache. Tragikomisch war es nun, wenn zwei Hauptfraktionen sich gegenseitig darauf bezügliche Schmeicheleien beilegten; die eine nennt die andere: „baierische Jesuiten", und bekam dafür: „großpolnische oder p . . . Spitzbuben" im Tausch; wirklich traurig aber, daß beide Parteien leider die Wahrheit sagten, die B. B. ganz verschwunden waren, und der schlaue Jesuitismus wirklich fast immer die einfache Spitzbüberei betrog. —

Aber — „der geheime Orden B. B. hatte bei der rohen

Masse seiner ganz versunkenen Mitglieder, die theils ungelehrt, lässig, eigensinnig, eigennützig und böswillig, zu viel für die innere Organisation zu wirken; und da muß jeder wohl anerkennen, wie viel bereits zur allgemeinen Bildung geschehen!" — so schreibt mir buchstäblich ein persönlich höchst achtbarer, aber eben seit langen Jahren im Orden versunkener Mann. Nun wohl, wir wollen auch diese Mittel zur Bildung vorführen, obgleich man an den dargelegten Resultaten schon genug haben und sie an ihren Früchten erkennen sollte.

Wir treten denn zuerst in das einfach meublirte Lesezimmer der B. B. ein. Einige jüdische und andere politische und belletristische Blätter liegen da aus, aber zumeist einige Monate alt: sie müssen ja früher bei sämmtlichen Comité-Mitgliedern, deren Anzahl bedeutend ist, privatim herumgehen. Daher darf es auch nicht befremden, daß bald von diesem, bald von jenem Blatte eine Nummer fehlt oder mindestens sehr unregelmäßig erscheint. Andrer Seits wird dieses gar nicht wahr-, oder wenigstens nicht übel aufgenommen. Die sehr spärlichen und nur seltenen Leser sind in der Mehrzahl schon zufrieden, wenn sie ungestört der Lektüre des „Kladderadatsch" und der „fliegenden Blätter" obliegen können.

Wir gehen weiter, in den großen, mit schönen Teppichen belegten Gesellschaftssaal. Hier befindet sich auch die Bibliothek des Ordens. Eigentlich rührt sie von einem Zweigverein, der sich Maimonides Library Association — Maimonides-Bibliothek-Verein — nennt, her, der aber nur aus Mitgliedern der verschiedenen Logen des Ordens B. B. besteht. Hier haben denn auch die Männer, die an der Spitze stehen und Bildung in die „rohe, böswillige Masse" zu bringen bemüht sind, mit vorsorglicher Auswahl theils selbst Bücher geschenkt, theils solche aus den halb zwangsweise eingenommenen Beiträgen gekauft. Die Bibliothek hat im Jahre 1853 etwa 400 Nummern enthalten.

Was würde aber wohl der herrliche klare Denker Mose

Ben Maimon dazu sagen, wenn er in einer seinen Namen tragenden Büchersammlung die Werke Alexander Dumas', Eugen Sue's und Paul de Kock's fände? Zumeist noch in schlechten deutschen Uebersetzungen, um die Bildung recht leicht in die „rohe, böswillige Masse" zu bringen. Doch halt! die gewöhnliche Masse kann dieser Perlen der Bibliothek so bald nicht theilhaft werden: sie werden zu sehr von den Spitzen der Gesellschaft in Anspruch genommen.

Um ganz gerecht zu sein, muß ich noch hinzufügen, daß sich auch der erste Theil des More Nebuchim mit Salomon Maimon's Kommentar in der Bibliothek befindet.

Jeden Sonntag Abend aber ist in diesem Saale während der Wintermonate Gesellschaft von Damen und Herren aus dem Orden, denen zuweilen Deklamation und Musik, häufiger aber noch Vorträge jeder Art zur Unterhaltung und Bildung geboten werden. Da es der sogenannten Gelehrsamkeit und Bildung nicht gelang, dem noch immer gesünderen Volkssinn auch bei diesen Vorträgen eine Ueberwachung und Censur aufzudrängen, so bemühte sie sich wenigstens, ihre eigene Persönlichkeit nach Möglichkeit in den Vordergrund zu bringen, um auch da ihre An- und Absichten zu fördern und zu verbreiten. Leider scheint dieses ihnen nach den neuesten Berichten aus Amerika auch gelungen; und nur dieses konnte mich veranlassen, meine Erfahrungen über den Orden B. B. und über das Treiben in demselben, die aus dem Jahre 1853 herrühren, hiermit zu veröffentlichen.

Wer die Art der Lectures (Vorlesungen) in Amerika kennen gelernt hat, wird wissen, daß dabei irgend ein versteckter, persönlicher Zweck zumeist beabsichtigt wird. Im Allgemeinen darf man es daher hier im Ordenssaale nicht gar so arg verdammen, wenn da einer, der bei einer Bank oder bei einer Baugesellschaft betheiligt ist, von dem Nutzen dieser Anstalten spricht; ein Theaterunternehmer über das deutsche Theater in Amerika einen Vortrag hält oder halten läßt; und Aerzte die

Gelegenheit ergreifen, über den Bau des menschlichen Körpers und über andere Zweige ihrer Kunst zu sprechen und dabei ihre werthe Person in Erinnerung zu bringen. Zuweilen wird wirklich was Gediegenes geboten und mit allgemeiner Anerkennung angenommen. So wurden Vorträge über Moses Mendelssohn, über Astronomie und über Mädchenerziehung noch lange und rühmend erwähnt. Beweise genug, wie empfänglich die Menge in Israel für das Bessere ist, wenn es ihr nur geboten wird, und die Führer den rechten Weg inne halten.

Daran aber liegt es. Die alte Klage des Gottbegeisterten Sehers: (Jesaja 3, 12.) „Mein Volk! Deine Führer leiten Dich irre und verderben Deine gebahnten Wege" — bleibt leider immer neu, und sind es auch hier gerade die Führer, oder die sich dazu aufwerfen, die für lange Zeit den bessern Sinn und die Thatkraft des Volkes ableiten und auf Irrwege führen.

Wendete es sich auch noch mit gerechter Entrüstung von den zwar witzig vorgebrachten, aber ganz unzweideutigen Zweideutigkeiten eines solchen Reverend, der fernerhin auch keine Vorträge in diesem Saale mehr hielt; — so erfreueten und unterhielten schon mehr die Witzeleien eines Anderen, der auf gemeingehässige Weise die Ehre seines Nebenmenschen besudelte. Vor Allem aber wurden diese Vorträge benutzt, um die Menge schwärmerisch für die Pläne einzunehmen, ein Ordensorgan, eine jüdische Universität, eine allgemein anerkannte Autorität in Glaubenssachen, kurz eine rechte Pfaffen- und Geheimbundwirthschaft zu bilden.

Bei Gelegenheit eines Vortrages über die Bildung eines eigenen Ordensorgans bemerkte naiv-witzig ein Zuhörer: zu was braucht man noch ein Organ? (englisch: Orgel) Es wird schon genug Lärm gemacht! —

Ein auswärtiger, in jüdischer Geschichte reisender Reverend äußerte in seinem Vortrage: Hat einer uns Juden gekannt

und wahr gezeichnet, so ist es Shakespeare im „Shylok" — und erreichte dennoch seine Absicht. Wieder einer wollte als Haupterforderniß jüdische Missionäre, versteht sich mit ansehnlichem Gehalt und Reisegeld haben; und wie ganz dem Judenthum zuwider dieses auch ist, es fanden sich auch dafür Stimmen. Vor Allen aber scheint ein Redner reussirt zu haben, der es besonders gut mit der heiligen Religion meinte und daher eine jüdische Fakultät und die lebenslängliche Anstellung der jüdischen Geistlichen feurig empfahl und ans Herz legte.

„Welcher Vater wird sonst seinen Sohn der jüdischen Theologie widmen, wenn man nicht dadurch eine sichere, geachtete Stellung im Leben erlangen könnte? Und wie sollen die Wirren und Verschiedenheiten, die schon vom Talmud her datiren, endlich beigelegt werden, wenn nicht durch studirte und lebenslänglich angestellte Geistliche?" — So etwa lauteten damals die Worte eines Reverend, der nun als Professor an einer jüdisch-theologischen Fakultät eigener Schöpfung fungirt.

Auch von anderer Seite läßt sich aus Amerika, aus dem Lande, wo selbst der Präsident nur für vier Jahre gewählt wird, eine Stimme über die lebenslängliche Anstellung der Rabbiner und gegen den Talmud vernehmen. Speciell könnte hier die Antwort gegeben werden: wo ein „Hörer der Rechte" so schnell durch den Einfluß des Ordens zu einem Rabbiner creirt werden kann, da bedarf es erst keiner lebenslänglichen Anstellung. Der entlassene Rabbiner kann ja dann eben so rasch in Amerika Lawyer (Sachwalter) werden. Was aber die Angriffe auf den Talmud anbelangt, so haben dennoch diese angegriffenen Talmudisten sich weder je um eine lebenslängliche, noch überhaupt um eine Anstellung beworben; manche zwar, wie Ben Soma, sich über Schneider und Fleischer und Sandalenmacher gefreuet, aber nie über die theuern Stiefeln zu fünf Dollar geklagt; besonders aber haben sie — die Talmudisten — selbst in ihren bei religiösen Satzungen am weitesten auseinander gehenden Richtungen: die Schule

des Schamai und des Hillel, im Leben in Frieden und Eintracht zusammengehalten, was eben der Talmud rühmend hervorhebt.

In Amerika aber haben die Juden bereits geheime Logen, Conferenzen und eine Fakultät und viel Uneinigkeit, und werden wahrscheinlich auch noch eine Synode und lebenslänglich angestellte Reverends und dann noch mehr Streit und Hader haben. Wäre es nicht gerathener, bei Zeiten all dergleichen Plunder wegzuräumen und offen ein Sohn des Bundes zu bleiben, als wie durch den geheimen Orden B'nai B'rith und seine Ausflüsse, später vielleicht öffentlich zum **neuen** Friedensbund überzugehen?! —

Diesseits wie jenseits des Oceans brauchen wir nur das reine Judenthum festzuhalten, das den wahren Menschen bilden und zum wahren Menschenthum erziehen will, dann können wir geheime Orden sowohl, wie öffentliche Vereine entbehren oder vielmehr ganz unnöthig machen.

Druck von Oskar Leiner in Leipzig.

20/1722

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

BM
648
P5

Philippson, Ludwig
Reden wider den Unglauben